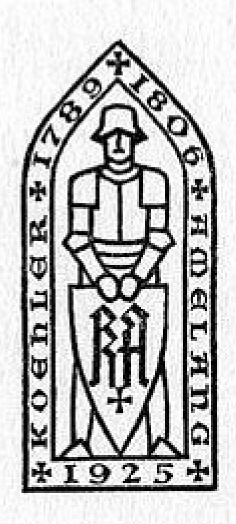
Bauernbrauch im Jahreslauf

Von

Hans Strobel



Verlegt bei Koehler & Amelang in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Einführung

Immer in den Zeiten der Selbstbesinnung eines Volkes erhalten die Dinge wieder Wert und Ehre, die in Zeiten des Verfalls beiseite gelegen waren. Das gilt nicht zuletzt von jenen Äußerungen unserer völkischen Eigenart, die wir mit Brauchtum, oder gemeinhin mit den volkskundlichen Gütern geistiger und sachlicher Art bezeichnen. Es ist weiterhin kein Zufall, daß unter dem Eindruck des Wiedersichfindens unseres Volkes und unter dem allgemeinen Verlangen nach Verkündung seiner ureigensten Werte auch jene Leute ihre angeborene Geschäftigkeit entwickeln, die immer da zu finden sind, wo mit der Gutgläubigkeit des Volkes Geschäfte gemacht werden können. Das volkskundliche Schrifttum hat in den wenigen Jahren nach unserem Sieg mengenmäßig einen gewaltigen Auftrieb erhalten. Kein Zweifel, daß sich darunter eine Reihe wertvoller und begrüßenswerter Erscheinungen befindet. Aber zugleich mußten wir doch eine Flut solcher Schriften über uns ergehen lassen, denen man auf den ersten paar Seiten schon ansah, daß sie nur geschrieben wurden, weil Volkskunde und Brauchtum eben gerade einmal „Mode" sind. Hier wäre eine gründliche Abrechnung am Platze — wenn es sich überhaupt lohnen würde, eine ernste Auseinandersetzung mit solchen vorübergehenden Erscheinungen durchzuführen.

Gefährlicher und bedenklicher für unsere ernste Sache scheinen jene Kräfte zu sein, die der innere Aufbruch unseres Volkes auch etwas aus der Ruhe ihrer Schreibstube brachte und die es ihrem bisherigen Ruf schuldig zu sein glaubten, dem Aufbruch des Volkes auch Folge zu leisten, bzw. sich auf den Boden der neuen Tatsachen zu stellen. Unter dem Deckmantel strenger Wissenschaftlichkeit offenbaren sie uns dann ihre alten überholten „Forschungen", „Erkenntnisse" und „Lehrmeinungen", nur in neuen, möglichst nationalsozialistisch klingenden Formen. Sie haben sich zwar auf den Boden der neuen Tatsachen gestellt, sind aber selbst die Alten geblieben. Viele von

ihnen mögen die besten Absichten dabei haben — aber es geht heute nicht darum, daß wir alten Anschauungen einen neuen Anstrich geben, sondern darum, daß wir von Grund auf erneuern und auch einmal den Mut haben müssen, mit Vorstellungen zu brechen, die vielleicht schon jahrhundertelang auf unserem Volke lasteten und die sich eben doch als falsch und schädlich erwiesen haben.

Es ist natürlich, daß solch revolutionäres Bestreben sofort all die Kräfte auf den Plan rief, die ihre Machtstellungen ins Wanken geraten fühlen. Da sie es als ihr Vorrecht betrachten, ihr Glaubensdogma und die deutsche Wissenschaft mit ein und demselben Munde zu verkünden, läuft man zwangsläufig Gefahr, als ihr Glaubensfeind, als Ketzer verschrien zu werden, wenn man ihre „Wissenschaft" angreift. Um auf jeden Fall den Anschein einer unsachlichen „Tendenz" dieser Art zu vermeiden, muß man sich eben mitunter bemühen, in den grundsätzlichen Fragen, die ihnen heute denkbar unangenehm sind, Männer aus ihren eigenen Reihen gegen sie sprechen zu lassen.

So soll es mit den folgenden Ausführungen nicht darum gehen, aus zehn anderen ein elftes, auch ein Volkskundebuch im herkömmlichen Sinne zu schreiben und das an und für sich schon zahlreiche Schrifttum durch eine weitere Stoffsammlung zu bereichern. Es sei vielmehr versucht, am Beispiel einer Kunde von bäuerlichem Brauchtum über eine Aufreihung des Stoffes hinaus einmal zu umreißen, welche Forderungen an eine nationalsozialistische Volkskundewissenschaft gestellt werden müssen und auf welchen Wegen man einer Erfüllung dieser Forderungen zustreben kann.

Natürlich kann mit deutschem bäuerlichem Brauchtum nur ein Teilgebiet der deutschen Volkskunde behandelt werden. Aber mit demselben Recht, mit dem wir die Grundlage aller Kultur im Bauerntum erblicken, darf das bäuerliche Brauchtum als Urgrund allen artgerechten Brauchtums betrachtet werden.

Es soll im folgenden aber nicht nur darum gehen, aufzuzeigen, was an Brauchtum hier oder dort einmal war und irgendwann einmal verlorenging, sondern vielmehr zu zeigen, was heute noch ist, ja, was heute im Neuentstehen begriffen ist. Vergangenes mag uns sehr wohl dienen, Gegenwärtiges zu deuten und somit die Grundlage für den Neuaufbau abzugeben. Zwar eines ist richtig: bäuerliches Brauchtum wurde bisher, Gott sei Dank, immer vom Bauerntum gestaltet und wird auch in Zukunft ureigenste Sache des Bauern bleiben. Aber das entbindet uns nicht von der Notwendigkeit,

bäuerliche Geisteshaltung und Weltanschauung als Voraussetzung für unsere wissenschaftliche Arbeit über das Bauernbrauchtum zu fordern. Ist dies erreicht, dann haben wir auch die Möglichkeit geschaffen, mit unserer Wissenschaft dem Volke und unserer Zukunft aufbauend zu dienen. Das heißt also, mit einer sogenannten „objektiven" und lebensfernen „Wissenschaft", die lediglich Feststellungen trifft, gilt es endgültig Schluß zu machen, um eine volkstümliche, politische Wissenschaft aufzubauen, die auch Kraft und Mut zur Wertung hat.

Darüber hinaus trägt das deutsche, und vor allem eben das bäuerlich arteigene, Brauchtum noch eine ganz besondere völkische Sendung. Es ist lebendiger Ausdruck der Art unserer Väter, des Glaubens unserer Ahnen. Die Tatsache, daß solches Brauchtum heute noch lebt, beweist nichts weniger, als daß unser Volk von seinem ursprünglichen Geist und Glauben nicht hoffnungslos weit entfernt werden konnte.

Die Erkenntnis des arteigenen altüberlieferten Brauchtums wird uns also der Weltanschauung unserer Ahnen näher bringen, jener Weltanschauung, die unsere ureigenste ist und aus der heraus allein neues Brauchtum gestaltet werden kann. Das treffliche Wort W. H. Riehls[1]*, „In dem Bauernstande allein noch ragt die Geschichte alten deutschen Volkstums leibhaftig in die andere Welt herüber", kennzeichnet auch die Bedeutung gerade des bäuerlichen Brauchtums.

---

* Die kleinen Ziffern beziehen sich auf die Anmerkungen am Ende des Buches.

1. Wesenszüge des Brauchtums

Um der grundsätzlichen Bedeutung willen soll hier, gleichsam zusammenfassend, vorweggenommen werden, was eine Vielzahl einzelner Bräuche der folgenden Seiten in ihrer Gesamtheit vermitteln sollen: einen Einblick in das Wesen des Brauchtums überhaupt. Der Begriff Brauchtum erfährt zur Zeit eine ständige Erweiterung. Man kann heute schon vom Brauchtum im weiteren Sinne sprechen und darunter nahezu alle Äußerungen der Volkskultur verstehen. Volkskunst, Sage, Märchen, Volkslied, Volkstanz, Volkstracht, Volksweisheit und Namensgebung, Hausrat, Dorfanlagen und Hausbauweise, kurzum alle Sachgebiete der Volkskunde werden gemeinhin unter den Begriff des Brauchtums zu stellen versucht. Im engeren und eigentlichen Sinne verstehen wir unter Brauchtum aber die Sitten und Gebräuche des Volkes, die seinen Alltag und Festtag begleiten und die doch mehr als Gewohnheiten sind. Entsprechend den Hauptgebieten seines Erscheinens, sprechen wir dann etwa von Jahreslauf- und Lebenslaufbrauchtum, von Rechtsbrauchtum, Arbeitsbrauchtum usw. Im folgenden soll nur das Brauchtum des deutschen Bauerntums im Jahreslauf als eines der wichtigsten Gebiete ausführlich behandelt werden. Einzelheiten aus dem Lebenslauf-, dem Rechtsbrauchtum, Fragen der Namensgebung, der Bauernkunst, des Tanzes oder der Tracht müssen zur Unterbauung gelegentlich herangezogen werden, wie ja überhaupt eine Bearbeitung eines volkskundlichen Teilgebiets ohne Berücksichtigung aller anderen schlechthin unmöglich wäre. Eine große Zusammenschau dieser Gebiete, wie Einzeluntersuchungen insbesondere des Lebenslaufbrauchtums, müssen späteren Arbeiten vorbehalten bleiben.

Wer versucht, die Wesenszüge des Brauchtums zu bestimmen, wird immer wieder zu dem Ergebnis kommen, daß das Brauchtum der gemeinschaftsgebundene Ausdruck einer inneren geistig-seelischen Hal-

tung seiner Träger oder mit anderen Worten: Ausdruck der Weltanschauung seiner Träger ist. Da jede Weltanschauung letzten Endes rassisch bedingt sein muß und durch das Erlebnis, die „Welt-Anschauung" geformt wird, muß auch das Brauchtum zum Ausdruck der Rasse werden. Da es aber blutsgebunden erscheint, unterliegt es auch den Gesetzen des Blutes, des Lebens überhaupt. Es vererbt sich also mit dem Blute vom Urahn zum Urenkel, es ist zeitlos und immer wiederkehrend. Aber es wird erschüttert, sobald das Blut verändert wird, es wird verschüttet und verdeckt, wenn die Weltanschauung getrübt wird, es kann sterben, wenn seine Grundpfeiler verderben, und es kann neu erstehen, so wie die schlummernden Erbanlagen des Einzelmenschen erwachen können. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß die Form des Brauchtums sich durch die Jahrhunderte gleich zu erhalten braucht oder daß heute neues Brauchtum durch bloße Nachahmung der Form eines germanischen Brauches entstehen könnte. Entscheidend ist letzten Endes immer die innere Haltung, als deren Ausdruck das Brauchtum erscheint. Und diese innere Haltung, etwa die Stellung des Bauern zu seinem Gott, kann wahrhaftig Jahrtausende hindurch die gleiche bleiben.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß sich Brauchtum auch unter artverwandten Völkern, von Volk zu Volk übermittelt, fortvererben kann. So trägt das Brauchtum der heutigen Südslawen manches Erbe aus der einstigen gotischen Besiedlung des Landes in sich, und fast alles, was im deutschen Osten häufig als slawisches bzw. wendisches Brauchtum fahrlässig oder absichtlich bezeichnet wird, ist in seinem Ursprung als germanisch nachzuweisen.

Die Wesenszüge des bäuerlichen Brauchtums lassen sich recht einleuchtend am Beispiel der bäuerlichen Erbsitte erläutern, jenem Brauch, der im urindogermanischen Bodenrecht seine Grundlage hat, in der germanischen Odalsverfassung[2] seine klar umrissene Ausprägung fand, in den nordischen Ländern und im deutschen Bauerntum als ungeschriebenes Gesetz bis auf den heutigen Tag fortlebt und im deutschen Reichserbhofgesetz zum staatlich anerkannten Volksrecht wurde.

Das Wesentliche dieses Erbrechtes besteht darin, daß der Bauernhof als Grundlage zur Ernährung einer Bauernfamilie unteilbar, unbelastbar und unveräußerlich ist und stets an einen einzigen der Erben fortvererbt werden muß. Tatsächlich war dieser Grundsatz der ungeteilten Fortvererbung an einen einzigen der Nachkommen in vier Fünfteln des deutschen Bauerntums bis heute Richtschnur des Handelns geblieben, ohne daß er je in einem Gesetz niedergeschrieben war. Die Belastbarkeit und Veräußerlichkeit der Höfe hatte

sich im Laufe der Jahrhunderte, vor allem aber erst der letzten Jahrzehnte, in größerem Umfange eingeschlichen und ist nicht so sehr aus wirtschaftlichen Nöten, als vielmehr aus den — auch die wirtschaftlichen Nöte bedingenden! — weltanschaulichen fremden Einflüssen zu erklären. Die altüberlieferte Tatsache, daß von vielen Kindern aber nur ein einziges den Hof des Vaters übernehmen und bewirtschaften konnte, war auch da unangefochten geblieben, wo die übrigen weichenden Erben eine Abfindung beanspruchen zu dürfen glaubten, die den Hof selbst in schwerste Gefahr brachte. Vor dem Gedanken, den Hof der Väter zu verkaufen, schrak jeder Bauer zurück. Er wich nicht von der Scholle, selbst wenn er sie ihm entschwinden sah, er blieb, bis der Jude, gestützt auf „deutsches" Recht, ihn vertrieb. In diesen Zeiten bitterster Not des deutschen Bauerntums zeigte der Bauer aber allenthalben, daß er mit seinem Boden durch stärkere Bande verankert ist, als durch die der Nutzung und Bewirtschaftung.

Es ist das uralte Erbe der Zusammengehörigkeit von Blut und Boden, das heute noch lebendig ist, dem das deutsche Bodenrecht entspringt. Der germanische Bauer, der, wie der heutige, mitten im Erlebnis des Alls und der göttlichen Kräfte des Alls stand, der sich selbst als tätiger Teil der Allheit fühlte und dem göttlichen Treufreund eng verbunden war, hatte die Ewigkeit der Erde, die er bebaute, ebenso erkannt, wie die Ewigkeit der Sonne, der alle Fruchtbarkeit und alles Gedeihen zu verdanken ist. So konnte er, der einzelne, die ewige Erde niemals als sein Privateigentum betrachten, über das er willkürlich hätte verfügen können, sondern er sah es als Lehen Gottes und der Sonne an, das ihm zu treuen Händen gegeben war. Noch aus dem späten Mittelalter erzählen uns Urkunden davon, daß irgend jemand sein Gut „von Gott und der Sonne zu Lehen" bekommen hätte*. Aus dieser religiösen Erkenntnis wurde der Grundsatz der Unbelastbarkeit, Unteilbarkeit und Unveräußerlichkeit des Hofes geboren.

Wohl war der einzelne gegenüber dem ewigen Boden und der ewigen Sonne einmalig und vergänglich. Aber er war doch auch das Glied einer ewigen Gegebenheit: er war das Glied seiner unendlichen Sippe, des ewigen Blutes, das vom Urahn zum Urenkel floß.

---

* Vgl. Grimm: Deutsche Rechtsaltertümer. 2. Ausgabe 1854, S. 278/279: „Richolt an der Maas: erstlich ist zu wissen, daß Haus und Herrschaft Richolt nieman lehenrurig, sondern ein frei Herschaft is und wirt das lehen an der sonnen ontfangen ..." (1469) oder: „Schönau bei Achen: ... von Gott dem allmächtigen und dem herrlichen element der sonnen, wie sich gebührt, empfangen ..." (1629). Auf die Sonnenbezogenheit weist ja auch die Odalsrune hin ᛟ ᛟ, die aus der alten Form 8 8 (Doppelsonne!) entstanden ist.

Die Ewigkeit des Sonnenlehens „Odal" und die Ewigkeit des bäuerlichen Blutes in der Sippe ergeben jenen Zusammenklang, dem die Vererbungspflicht des Odals innerhalb der Sippe als göttlich gewollte Ordnung entspringt.

So entstand das germanische Bodenrecht, bzw. die Erbsitte aus religiösen, weltanschaulichen Erkenntnissen, wurde von der bäuerlichen Gemeinschaft geschaffen und, ungeschrieben, durch Jahrtausende fortvererbt, von der Gemeinschaft der Bauern gehütet und gewahrt, allen hundertfältigen Feinden zum Trotz! Und es blieb Brauchtum im tiefsten Sinne des Wortes, es hat stets seinen religiösen Unterton beibehalten. Nicht nur als „Gewohnheit" und „aus Tradition" wurde die bäuerliche Erbsitte durch die Jahrtausende erhalten, denn Gewohnheiten gibt man auf, wenn sie unzweckmäßig und schädlich werden — der deutsche Bauer gab aber den Hof der Väter niemals auf, auch wenn es „zweckmäßiger" und einträglicher gewesen wäre, ihn zu verkaufen und in die Stadt zu ziehen.

Daraus wird auch ersichtlich, daß eine zweckbedingte Gewohnheit, selbst wenn sie von einer Gemeinschaft geübt wird, noch kein Brauchtum ist. Zum Brauchtum gehört, daß hinter ihm eine gewisse Gesinnung, eine Gesittung oder eben ein Glaube steht und wirkt und wo dieser innere Urgrund verlorengeht, wird der Brauch wohl zur Gewohnheit, die sich vielleicht dank des Beharrungsvermögens noch eine Zeitlang hält, oder die ab und zu aus Gründen der Zweckmäßigkeit beibehalten werden kann, aber die im Grunde doch schon ein totes Brauchtum ist. Denn ein inhaltloses Brauchtum, ein „sinnloses" Brauchtum gibt es ebensowenig wie ein „nur zweckbestimmtes". Wenn auch vielleicht manchem Menschen irgendein bäuerlicher Brauch sinnlos *erscheint*, so liegt das doch weder am Bauern noch an seinem Brauch, sondern an dem, der nicht mehr imstande ist, bäuerlich zu leben und zu erleben. Nur selten gelingt es, allein mit dem Mittel des Verstandes das Wesen eines Brauches zu erfassen, denn es handelt sich hier ja um Dinge des Blutes und Dinge des Glaubens.

Die Frage der Entstehung eines Brauchtums muß in diesem Zusammenhang aufgeworfen werden. Sie ist von entscheidender Bedeutung für die Wertung. Denn es ist für das Wesen des Brauchtums und seinen inneren Wert nicht gleichgültig, ob wir in ihm etwa den urwüchsigen Ausdruck der Volksseele erkennen, oder den verstümmelten Abklatsch irgendeines „abgesunkenen", „oberschichtlichen" Kulturgutes (besser „Zivilisationsgutes") annehmen wollen. Fast alles echte Brauchtum hat die Eigenart, daß sein Ur-

sprung zeitlich kaum festzulegen, noch weniger aber etwa sein Schöpfer zu nennen ist. Die Versuche, Volksbräuche auf ein bestimmtes geschichtliches Geschehen zurückzuführen oder gar von einer bestimmten Person (z. B. einem Fürsten) herrühren zu lassen, sind meistenteils abwegig und stellen eine mehr oder minder romantische Verkennung des Brauchtums dar. Man denke doch nur an den Versuch, den Weihnachtsmann auf eine geschichtliche Person, den Nikolaus, zurückzuführen! Wohl wird ein einzelner aus der Gemeinschaft einmal als erster mit irgendeinem Brauch begonnen haben, aber der einzelne handelte damit als Glied der Gemeinschaft so, wie jedes andere Glied der Gemeinschaft ebenfalls gehandelt haben könnte, — kurzum: der Ursprung des Brauchtums ist unbedingt unpersönlich, dafür aber gemeinschaftsgebunden. Dieselbe Gemeinschaft lebt und trägt ja nicht nur ihr Brauchtum, sondern sie wacht auch darüber und hat ihre ganz bestimmten Mittel, diejenigen ihrer Glieder zur Rechenschaft zu ziehen, die gegen die ungeschriebenen Gesetze der Sitte und des Brauchtums verstoßen. Ein Beispiel dafür ist es, wenn die Jungbauern eines Dorfes einen Wirt völlig schnitten, weil er zur Kirwe eine städtische Jazzkapelle auftreten ließ, statt der üblichen Dorfmusikanten, die da nach alter Sitte ihre Dreher und Walzer spielten.

Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß natürlich auch von außen her Einflüsse auf das Brauchtum der Gemeinschaft einwirken, daß beispielsweise von der Stadt her auch Einwirkungen verschiedenen Wertes auf das bäuerliche Brauchtum erfolgen können. Aber entscheidend ist nicht die Tatsache des Bestehens solcher Einflüsse an sich, sondern entscheidend ist die Stellung des Bauerntums zu ihnen. Und da werden wir in sehr vielen Fällen eine innere Ablehnung feststellen können und vermögen in anderen Fällen nachzuweisen, wie solche fremden Einwirkungen dem Eigenen angepaßt, umgestaltet werden. Diese Erscheinungen lassen sich natürlich vom bäuerlichen Brauchtum ebenso gut auf das allgemeine deutsche übertragen.

Wenn beispielsweise aus dem ursprünglich volksfremden Vornamen Margarete, der die ungermanische Betonung auf der dritten Silbe erfährt, eine auf der ersten Silbe betonte deutsche Form Gretel oder Marga entstand, so handelte es sich dabei zweifellos um eine solche Angleichung eines ursprünglich Artfremden an das Eigene.

Auch in der *Anwendung* solcher artfremder Namen kommen germanische Gesetzmäßigkeiten zum Durchbruch. So wie in früher Zeit gerne ein Name oder wenigstens ein Stabreim in einem Geschlechte beibehalten wurde (Sig-

frids Vater: Sigmund oder Hadubrand — Hildebrand — Heribrand im Hildebrandslied) und der germanische Bluts- und Sippengedanke sowie der Unsterblichkeitsgedanke dadurch zum Ausdruck kamen, so wurde auch späterhin ein ursprünglich artfremder Name von Geschlecht zu Geschlecht fortgeführt bzw. er ging meistens (auch heute noch) vom Großvater auf den Enkel über. (Man vergleiche damit aber einmal ein jüdisches, biblisches „Geschlechtsregister", etwa Ev. Matthäus 1, um festzustellen, daß sich über viele, viele Geschlechter hinweg niemals ein vorausgegangener Name wiederfindet.)

Daß Voraussetzungen weltanschaulicher Art allerdings überhaupt erst die Aufnahme des, wenn auch veränderten, Fremden ermöglichen, soll später noch gezeigt werden.

Jedenfalls steht die bäuerliche Gemeinschaft allem Neuen, das nicht unmittelbar aus ihrer Geisteshaltung heraus entstand, sehr zurückhaltend gegenüber und unterwirft es den unerschütterlichen, ungeschriebenen Gesetzen ihres Brauchtums*. Dies mögen sich vor allen Dingen jene zur Kenntnis und zu Herzen nehmen, die sich zur Erneuerung des Brauchtums berufen fühlen.

So läßt sich vom Brauchtum allgemein sagen, daß es der rassisch gebundene, zeitlos sich vererbende Ausdruck der Weltanschauung einer Gemeinschaft ist. Wir stehen nicht an, zu erklären, daß es somit beispielsweise dem Gebet als Ausdruck einer inneren Haltung an Tiefe und Wert nicht nachsteht, sondern im Gegenteil von der Enge und Ichsucht des einzelnen in den Bereich der natürlich gewachsenen völkischen Gemeinschaft gehoben ist, die im Brauchtum eine Art Gottesdienst verrichtet.

* Diesen Nachweis habe ich am Beispiel der Flurnamen in meiner Arbeit „Die Flurnamen von Heinersreuth", Erlangen 1934, geführt.

2. Neue Brauchtumskunde

Die deutsche Volkskundewissenschaft ist jung und noch immer sehr umstritten. Justus Möser zeigte einst Grundlagen und Wege. Die Gebrüder Grimm trugen das wesentlichste Überlieferungsgut zusammen. Ein Gräter schuf die ersten Zeitschriften zur Sammlung des Brauchtums und ein Altmeister Wilhelm Heinrich Riehl sprach Erkenntnisse aus, die heute noch volle Gültigkeit haben. Er schrieb einmal, daß die Volkskunde als Wissenschaft gar nicht denkbar sei, „solange sie nicht den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Untersuchungen in der Idee der Nation gefunden hat". Aber die Entwicklung der Volkskundewissenschaft nahm einen Verlauf, der ihren ersten hoffnungsvollen Anfängen wenig Ehre machte. Wenn wir heute irgendeine der verschiedenen Volkskunden einzelner deutscher Gegenden herausgreifen, oder aber auch irgendein volkskundliches Handbuch — selbst wenn es erst in diesen Tagen erschien — aufschlagen, so finden wir darin wohl meist eine staunenswerte Fülle fleißig zusammengetragenen Sachgutes. Doch dessen Auswertung geschah, bis auf wenige Ausnahmen, mit einer geradezu rührenden Ahnungslosigkeit vom Denken und Fühlen des Volkes, oder sie log in einer erschütternden Fehlrichtung. Die Zeit ist zwar langsam im Verschwinden, in der es „modern" war, das volkskundliche Sachgut der bekannten Zweiteilung vom „primitiven Gemeinschaftsgut" und „gesunkenem Kulturgut" zu unterwerfen, aber die geistigen Kinder dieser unglückseligen Lehrmeinung sind noch nicht überwunden. Sie helfen auch mit, diese Theorie erst zum irrsinnigen Ende zu treiben, wonach alles kulturell Wertvolle im Volke vom Tisch der geistig reichen „Oberschicht" abgefallene Brocken seien, während das „Dunkle" und „Dämonische" im Volke „primitives Gemeinschaftsgut" sei, das bei allen primitiven Völkern in gleicher Weise bestehe. Man scheute sich keineswegs, über Rassenschranken kühn hinwegzusehen und die Geistesart der deutschen Bauern als der „deutschen Primitiven" bedenkenlos neben

die der Hottentotten oder Zulukaffern zu stellen. So glitt man auf der einen Seite in eine wirklich „internationale" Völkerkunde, auf der anderen aber verlor man sich in eine überspitzte „Psychologie" des Volkes (die meist die ersten Voraussetzungen, wie die der Rasse, außer acht ließ) und kam weder zu einer klaren Marschrichtung, noch zu einer großen Zielsetzung.

Schon eingangs betonte ich, daß es niemals unsere Aufgabe sein könne, die Volkskundewissenschaft mit der Aufzeichnung einer Reihe von Sachgütern und Bräuchen für erfüllt zu halten. Aber die Trennung des Sachgutes in „primitives Gemeinschaftsgut" und „gesunkenes Kulturgut" ist jedenfalls noch schlimmer, als wenn nichts damit geschehen würde. Denn das Gefährliche an diesem Beginnen ist, daß man mit dem Sachgut auch das Volk als dessen Träger in zwei verschiedenwertige Schichten zerreißt, die in Wirklichkeit gar nicht bestehen. Man kann wohl zugeben, daß der geschlossenen Gemeinschaft des „Volkes" bislang eine Schar von Einzelwesen gegenüberstand, die sich für besser hielten, als das „gewöhnliche Volk", und sich auch als Träger und Schöpfer der Kultur fühlten (ohne zu merken, daß sie lediglich Zivilisation ihr eigen nennen konnten), aber mit diesen auf den Schein gegründeten Vorrechten räumt der Nationalsozialismus restlos auf. Das Volk ist und bleibt stets der gesunde Mutterboden aller kulturellen Leistungen einzelner Persönlichkeiten, und wenn man schon feststellt, daß etwa kulturelle Einzelheiten aus der Stadt vom Bauerntum übernommen werden, so möge man doch auch einmal darüber nachdenken, wieviel der Stadt vom Bauerntum gegeben wird, ja man möge sich daran erinnern, daß der Bauer Jahrtausende vor der Stadt in unseren Landen war. Und daß jener Bauer vor Jahrtausenden mehr Kulturwerte in sich vereinigte, als heute mancher „Gebildete der geistigen Oberschicht", das läßt sich auch streng wissenschaftlich nachweisen.

Mit der Ablehnung dieser falschen Scheidung des volkskundlichen Stoffes ist aber keineswegs jede Scheidung oder Wertung von vornherein abgelehnt. Im Gegenteil! Wir müssen uns nur darüber klar werden, daß dazu ein etwas anderer Standpunkt Voraussetzung ist. Wir werden das deutsche Brauchtum jedenfalls nicht mit den Augen des bewußten Vertreters einer künstlichen Schicht, einer Klasse, betrachten. Unser Standpunkt ist durch unser eigenes Blut und die darauf gegründete Weltanschauung des Nationalsozialismus festgelegt.

Wenn wir entscheiden, dann ist die Ehre und das Schicksal unseres Volkes oberstes Gesetz und nicht die sogenannte wissenschaftliche „Objektivität", die

ihren Vertretern nicht einmal soviel „Objektivität" zuläßt, um zu erkennen, daß sie, streng genommen, im Dienste Roms oder Judas stehen. Auch unsere Haltung führt zu einer Scheidung und Wertung. Aber wir wollen nicht sagen: was kommt aus der Klasse der „geistig Armen" und was aus der Klasse der „geistig Reichen", sondern wir fragen: was kommt aus unserem eigenen Volke und was ist fremdes Gut — was ist arteigen und was ist artfremd? Dies ist die Fragestellung für eine nationalsozialistische Volkskunde auf rassischer Grundlage, für eine Volkskundewissenschaft, die nicht nur „objektiv feststellen" will, sondern die mit ihren Feststellungen ihrem Volke dienen und nicht schaden will. Damit soll keineswegs eine engstirnige Abkapselung gegenüber der Wissenschaft anderer Völker befürwortet werden. Es steht vielmehr zu erwarten, daß wir der Kultur anderer Völker mit viel klareren Blicken gegenübertreten, wenn wir erst einmal im eigenen Hause reinen Tisch gemacht haben. Wir werden gerade auch durch eine vergleichende Volkskunde in dieser neuen Art die Eigenart der Völker erkennen, die mehr oder minder unseres Blutes und unserer Art sind und werden sie von jenen scheiden, die uns innerlich fremd und entgegengesetzt sind. Wenn dazu die weitere Forderung erfüllt ist, im Brauchtum nicht mehr die Form, sondern den geistig-seelischen Urgrund und die weltanschauliche Triebkraft als wesentlich zu betrachten, dann wird man in Zukunft zwar nicht mehr den deutschen Bauern wegen der zufälligen Ähnlichkeit einiger Brauchtumsformen mit den Hottentotten auf eine Stufe setzen, aber man wird wohl erkennen, daß mancher Brauch bei allen indogermanischen Völkern auf die gemeinnordische Wurzel zurückreicht.

Es läßt sich denken, daß die zaghaften „Objektiven" in der Scheidung nach „arteigen" und „artfremd" eine neue „Gefahr" wittern.

Die Einwendungen gegen die Forderung „arteigen — artfremd" bestehen wohl darin, daß man uns vorwirft, etwas geschichtlich Gewachsenes gewaltsam wieder zerreißen, das Rad der Geschichte rückwärts drehen zu wollen. Dies ist freilich eine Verkennung unseres Wollens, der man von vornherein entgegentreten muß. Falsch ist zunächst schon die grundsätzliche Auffassung von unserer Zielsetzung. Wir wollen doch nicht nur — wie die bisherige „objektive" Volkskunde — das Vorhandene und Gewesene sammeln, verzetteln, zusammenstellen, „erklären" und daraus vielleicht sogar Erkenntnisse folgern, sondern wir wollen ja den Blick auch nach vorwärts richten und tätig sein im Aufbau. Nur eine durch strenge Scheidung ermöglichte Klarheit über die Grundlagen ist aber Voraussetzung für jeden Aufbau. So wie unsere

Politik keine Politik des Augenblicks ist, ist auch unsere Kulturpolitik auf lange Sicht angelegt. Und die Wissenschaft hat nur eine Daseinsberechtigung, wenn sie unserer aufbauenden Kulturpolitik dient.

Man kann ferner die Forderung „arteigen — artfremd" (im Gegensatz zur Theorie vom primitiven Gemeinschaftsgut und gesunkenen Kulturgut) niemals dazu benützen, Klassen in unserem Volke aufzureißen, da unsere Scheidung auf das Sachgut an sich beschränkt bleibt. Gewiß ist die Scheidung im Einzelfall nicht leicht durchzuführen. Eine Menge von Bräuchen hat zweifellos Arteigenes und Artfremdes in einer kaum zu entwirrenden Verbindung in sich. Die Schwierigkeit der Aufgabe darf uns aber nicht von der Notwendigkeit ihrer Durchführung abbringen oder vor der Durchführung selbst zurückschrecken lassen. Es lassen sich ja auch am einzelnen deutschen Menschen die Rassenanteile seines Blutes nur sehr schwer, wenn überhaupt immer, feststellen und trotzdem gibt es eine „angewandte Rassenkunde", eine Rassenpflege und einen Nordischen Gedanken, der für unsere Zukunft entscheidend sein wird. Sowenig es darum geht, den nicht hochnordisch aussehenden deutschen Menschen als Menschen zweiter Klasse zu behandeln, sowenig kann es darum gehen, das nicht restlos arteigen aussehende Brauchtum für falsch oder artfremd zu erklären und von heute auf morgen „abzuschaffen". Aber so sicher es gelingen wird, klar erkanntes fremdes Blut auszumerzen und fernzuhalten, ebenso gewiß muß es in Zukunft auch im Brauchtum gelingen, das klar erkannte Artfremde organisch zu überwinden und abzuhalten. Daß die Voraussetzungen dazu weltanschaulicher Art sind, folgt aus den Wesenszügen des Brauchtums von selbst.

Man kämpfe hiergegen nicht mit dem Einwand des „organischen Wachsenlassens" als Bedingung für alle Brauchtumsbildung an. Selbstverständlich muß alles Brauchtum organisch wachsen, es hat und verlangt sein eigenes Leben. Aber man darf dieses Leben nicht verwechseln mit den Voraussetzungen dazu. Wir können unser Volk eben auch erst „organisch wachsen" lassen, wenn wir das Fremde und Schädliche in ihm an demselben Wachstum hindern und neues Fremdgut vom Eindringen abhalten.

Karl von Spieß hat in seinem im Vorjahre erschienenen Buch „Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur" (das ich für das erfreulichste aller volkskundlichen Werke der letzten Jahre halte) zu dieser Frage folgende Stellungnahme geprägt (S. 235):

> „Dem Erhalten der gesunden Erbstämme und dem allmählichen Beseitigen des Erbkranken dort (d. i. i. d. Rassenpflege) steht hier (im Ge-

biet der „Überlieferungswelt") ein Erhalten des Arteigenen und ein Beseitigen des Artfremden gegenüber. Die klare Forderung stößt auf Schwierigkeiten bei der Durchführung. Das Wesen der Überlieferungswelt ist ja so gut wie unbekannt. An Stelle von richtigen Erkenntnissen stehen derzeit noch weithin wissenschaftliche Glaubensbekenntnisse. Sonnengötter und Dämonen reichen einander die Hände. Man ist auf diesem Gebiete nicht einmal so weit, daß man den arteigenen, erbgerechten Stoff von eingedrungenem, artfremdem Stoffe auseinander zu halten wüßte."

Darin sind die Schwierigkeiten und die Aufgaben zu gleicher Zeit gewürdigt. Es ist kein Zweifel, daß die Durchführung unserer Forderungen schwierig ist — ja es ist sogar einleuchtend, daß wir sehr weit von vorn werden wieder anfangen müssen. Schon die Art der Erforschung, der Aufnahme der volkskundlichen Sachgüter, die reine Aufzeichnung der Bräuche, verlangt gewisse Voraussetzungen, die dem, der sich ihrer Deutung zuwenden will, in erhöhtem Maße zu eigen sein müssen. Das „Wissen um die Dinge" ist schon bei der Feststellung der Bräuche unbedingt notwendig, um das Wesentliche vom Unwesentlichen trennen zu können, um nicht eine scheinbar nebensächliche aber doch entscheidende Kleinigkeit zugunsten der ausführlichen Schilderung einer augenblicklich groß aufgezogenen Nebensächlichkeit wegzulassen.

Als erste Voraussetzung für die richtige Erkenntnis des bäuerlichen Brauchtums, für seine Feststellung wie für seine Deutung möchte ich die bäuerlich bestimmte geistig-seelische und weltanschauliche Einstellung des betreffenden Forschers betrachten. Es wird nur in Ausnahmefällen einem Menschen, der nicht selbst blutsmäßig unmittelbar vom Bauerntum und vom Dorfe kommt, möglich sein, die letzten Tiefen des bäuerlichen Brauchtums zu erkennen und auszuschöpfen. Da aber das eigene Erlebnis des Brauchtums in ähnlicher Weise notwendig ist, wird selbst dem diese Voraussetzung erfüllenden Forscher die Deutung jener Bräuche am leichtesten und sichersten gelingen, die er selbst miterlebt und mitgeübt hat. Jedenfalls genügt das vierzehntägige Verweilen eines ausgesprochenen Stadtstudenten auf dem Lande keineswegs, um irgendeinen Brauch festzustellen, geschweige denn, ihn zu deuten.

Die Auswertung der Feststellungen des Brauchtums wollen wir seine Deutung nennen. Der Begriff „Erklärung" sei bewußt vermieden, da er zu gern mit „verstandesmäßiger Erklärung" gleichgesetzt wird. Der menschliche Verstand und das menschliche Wissen sind aber zu beschränkt, um Dinge der

Weltanschauung und des Glaubens — wie sie uns eben im Brauchtum entgegentreten — zu „erklären".

Wenn man nun schon die Stimme des Blutes und die Macht des persönlichen Erlebens bei der Deutung des Brauchtums mitentscheiden lassen muß, so weiß ich andererseits genau, daß dies so aussieht, als wolle man allen Phantasten eine Lanze brechen. Aber auch dies wäre grundverfehlt. Es kann für unsere nationalsozialistische Wissenschaft niemals darum gehen, ein mangelndes, unbedingt notwendiges Wissen durch sogenannte seherische „Erkenntnisse" zu ersetzen. Weder das eine noch das wirkliche andere würde allein genügen. — Die glückliche Verbindung beider Notwendigkeiten ist nicht zuletzt eine blutsbedingte Frage der Persönlichkeit.

Zum unbedingten wissenschaftlichen Rüstzeug des Brauchtumsforschers gehört außer dem methodischen und sachlichen Fachwissen vor allen Dingen ein klares Beherrschen der rassenkundlichen und frühgeschichtlichen Gebiete: denn eine Volkskunde ohne Rassenkunde wird in Zukunft ebenso unmöglich sein, wie eine Volkskunde ohne Frühgeschichte.

Der etwaigen Gefahr einer Deutung des Brauchtums durch haltlose Hirngespinste kann man tatsächlich mit einem unverfänglichen Prüfstein entgegentreten. Und der heißt: bäuerliche Geistesart. Der Bauer hat sich vor allen anderen Ständen nicht nur die größte Natürlichkeit des Lebens, sondern auch die größte Natürlichkeit des Denkens erhalten. Der Bauer hat ein ungemein feines Gefühl dafür, wo die Grenze zwischen Wirklichkeit und Echtheit einerseits, Unsinn und Hohlheit andererseits liegt. Dem Brauchtum des deutschen Bauern und vor allen Dingen dem uralten arteigenen Brauchtum rein nordischer Prägung liegt meist mehr natürlicher und sonnenklarer Sinn zugrunde, als geheimnisvolle Mystik. Deshalb möge man vor jeder mystischen (oder historischen) Erklärung eines Brauches sich erst einmal um seine natürliche Deutung aus der bäuerlichen Erlebnis- und Glaubenswelt bemühen, denn man erweist der Sache einen schlechten Dienst, wenn man in das bäuerliche Brauchtum so viel hineingeheimnist, daß der deutsche Bauer nur mitleidig lächeln muß, dieweil er das klare Wissen um die Dinge und den rechten Glauben sein eigen nennt. Über der Berechtigung und Notwendigkeit aller geschichtlichen Untersuchungen wollen wir schließlich nie vergessen, daß das heute lebende Brauchtum eine Gegenwartsgestalt hat, die sich oft nicht restlos aus der Erlebniswelt unserer Urahnen ableiten läßt. Ja, würde das Brauchtum von nichts anderem, als dem Erbe vergangener Jahr-

tausende zehren, so wäre doch jede Brauchtumserneuerung, jede Neubildung des Brauchtums undenkbar. Wenn es uns allerdings festzustellen vergönnt ist, daß heute neu entstehendes Brauchtum in seinem Sinngehalt wie in seiner Form Vorläufer bei unseren germanischen Vorfahren hatte (denken wir an unser Hakenkreuz oder die Form unseres Hitlergrußes!), dann stellen wir damit eben auch fest, daß die dem neuen Brauch zugrunde liegende Weltanschauung sich jener, der ursprünglichen unseres Volkes, wieder genähert hat — und das ist etwas viel Tieferes und Entscheidenderes, als wenn man etwa neue „Donar-Eichen" pflanzen wollte. Das letztere hieße, das Rad der Geschichte zurückschrauben zu wollen, das erstere ist ein Beispiel für das aus nationalsozialistischer Weltanschauung geborene neue, arteigene Brauchtum. Wenn dadurch artfremdes Brauchtum — auch falls es schon Jahrhunderte in unserem Volke lebte — langsam wieder verdrängt und ausgemerzt wird, so ist das kein gewaltsames und verwerfliches Zerreißen eines geschichtlich gewachsenen Zustandes, sondern ein ganz natürliches, für die Zukunft unseres Volkes sogar unerläßliches Wiedergutmachen und Wiedergesunden. Das Wesentliche ist, daß das arteigene Neue und Gesunde das Artfremde verdrängt und es wäre jedenfalls grundfalsch, wollte man Artfremdes im Brauchtum zerschlagen, ohne besseres Arteigenes bereit zu haben.

Wer die oben umrissenen Voraussetzungen und Bedingungen für die Brauchtumsforschung sein eigen nennt — bäuerliches Blut, eigenes Erleben, einwandfreies volkskundliches Sachwissen, Rassenkunde, Frühgeschichte und natürliches, bäuerliches Denken — der wird schließlich imstande sein, im Brauchtum mehr als eine Summe von Einzelheiten zu erkennen. Er wird große Züge und Zusammenhänge finden und wird aus den Bausteinen, die die einzelnen Stämme und Gaue liefern, das große Gebäude einer deutschen Brauchtumskunde einst errichten können.

3. Aberglaube und Dämonenangst, Zauberei und Hexerei

Bevor mit einer Abhandlung über deutsches bäuerliches Brauchtum nach den im Vorhergehenden niedergelegten Grundsätzen begonnen werden kann, muß mit einigen gegnerischen Ansichten klar abgerechnet werden. Ich denke dabei in erster Linie an jene Kräfte und Kreise, die bewußt oder fahrlässig dem deutschen Brauchtum ja gerade auch dem arteigenen deutschen Brauchtum, einen ungerechtfertigten Zug ins Abergläubische, Dämonische und Abgöttische verleihen. K. v. Spieß hat die geistesgeschichtliche Wandlung für diese Erscheinung klar erkannt[3]: „In dem Maße, als die kraftvolle Gesittung eines gesunden Volksverbandes untergraben wird und zu Fall kommt, hält der Aberglaube mit Geistern und Gespenstern seinen Einzug."

Aber er gibt der neuen Volkskundeforschung auch die einzig mögliche Lösung für die heutige Beurteilung des Tatsachenbestandes:

> „Wir werden uns entscheiden müssen, ob wir weiterhin unsere ganze Vergangenheit vom Gesichtswinkel eines verdorbenen, unserer Art fremden Aberglaubens betrachten wollen, oder ob wir die durch den Stoff bezeugte, unserer Art eigene sinnvoll aufgebaute Weltanschauung, das ureigenste blutgebundene Gut unserer Ahnen, als das Richtunggebende in den Vordergrund stellen wollen."[4]

Daß es geistig-weltanschauliche Voraussetzungen waren, die das Eindringen artfremden Gutes ermöglichten, läßt sich vielleicht an keinem Beispiel so gut erörtern wie an dem der Namensgebung. Neben einer großen Zahl aus dem Germanischen stammenden, also durchaus arteigenen Vornamen, finden wir heute noch in unserem Volke eine Menge artfremden Vornamengutes, das meist hebräischen, daneben auch noch griechischen und lateinischen Ursprungs ist. Die germanisch-deutschen Vornamen zeigen durchweg Zusammensetzungen, die germanisch-deutscher, heldischer Geistesart und germanischem Glauben entsprechen. Man gab dem Kinde mit dem Namen ja ein

Hochziel mit auf den Lebensweg, und so sind diese Namen gleichsam ein Spiegel der germanischen Weltanschauung und Geisteswelt.

Da ist Adalrich, der edle Fürst, Dietbert, der Glanz des Volkes, Eberhard, der Eberstarke, Godwin, der Gottesfreund, Gunther, der Held des Kampfes, Sigfried, der Schützer des Sieges oder Edelgard, die Hüterin des Adels, des Blutes; Berchta, die Leuchtende, Hildegunt, die Kämpferin usf.[5]

Diesem arteigenen Namensgut tritt nun ein artfremdes gegenüber, das schon in seinem Sinngehalt eine völlig andere Geistesart offenbart. Man denke etwa an Elisabeth — Gottesbeschwörerin; Jakob — der Fersenhalter; Martha — die Betrübte; Thomas — Zwilling; Anna — Gnade; Paul — der Geringe; Barbara — die Wilde, Fremde; kurzum, es liegt nahe, daß unseren Vorfahren bei der Annahme solcher Namen deren Sinn vorenthalten blieb. Es wurde schon erwähnt, in welcher Weise dieses artfremde Namensgut den Gesetzen des arteigenen unterworfen wurde, und dadurch Veränderungen erlitt. Wie war es aber möglich, daß es überhaupt eindringen konnte? Den Schlüssel dazu bildet letzten Endes der Grundsatz, mit dem ein neuer Glaube eingeführt wurde: „Verbrenne, was Du angebetet hast.“ Mit der im Laufe der Jahrhunderte immer zunehmenden Herabwürdigung der Weltanschauung und Mißachtung des alten Glaubens unseres Volkes und mit der Jahrhunderte bewegenden Bekämpfung germanischer Rechts- und Lebensauffassungen ging natürlich Hand in Hand der Kampf gegen die alten Hochziele germanischen Lebens, die in den Namen ihren Ausdruck fanden. So wie aber einst ein Saulus seinen Übertritt zum Christentum rein äußerlich schon mit der Übernahme des Namens Paulus kennzeichnete, wurden auch unsere Ahnen nach unermüdlicher Arbeit schließlich dahin gebracht, Vornamen anzunehmen, deren Vorbilder und erstrebenswerte Hochziele irgendwo in der Bibel, in der christlichen Legende oder in der Kirchengeschichte lagen. Wohl läßt sich nachweisen, daß Jahrhunderte vergehen mußten, bis unser Volk innerlich zur Aufnahme dieser neuen Namen bereit war, ja daß die Kirche ursprünglich sogar absichtlich germanisches Namensgut aufnahm, aber es muß doch gleicherweise betont werden, daß die Vorbedingungen für das Eindringen artfremden Namensgutes auf dem Gebiete der Weltanschauung, ja der Religion geschaffen wurden.

Was aber für die Namensgebung als Sonderfall gilt, läßt sich für Dutzende andere Beispiele ähnlich nachweisen. Um schon bei dem Entscheidenden zu bleiben: der Begriff „heidnisch“ für alles, was im Wesen ja nur anders war und noch lange nicht schlechter zu sein brauchte, bekam von vornherein

einen verächtlich machenden Anstrich. Der Begriff „Aberglaube", im Munde der Männer dieser neuen Lehre, brachte von vornherein eine Minderwertung zum Ausdruck. Recht aufschlußreich erscheint hierzu eine Äußerung von Friedrich Pfister in seinem Beitrag „Der Volksglaube" in dem von Spamer herausgegebenen, etwas zwiespältigen Sammelwerke „Die deutsche Volkskunde"[6] Seite 94:

> „Zunächst ist festzustellen, daß der Begriff Aberglaube ein abschätziges Werturteil enthält, daß es ein relativer Begriff ist, der je nach dem Standpunkt des Beurteilers als Glaube oder als Aberglaube bezeichnet werden kann. Wir erläutern dies am Beispiel des Exorzismus. Dieser hat die Aufgabe, böse Geister zu vertreiben, und wir finden ihn als religiöse Handlung, die der Priester der katholischen Kirche vornimmt, und als magische Handlung des Volksglaubens, wobei ein Wunderdoktor, eine weise Frau oder sonst wer die Rolle des Exorzisten spielt."

Es wird niemand bestreiten wollen, daß die bisherige Volkskundewissenschaft, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, im allgemeinen das Urteil so fällte, daß *ein und dieselbe* brauchtümliche Handlung „*religiös*" genannt wurde, wenn sie der *Priester* durchführte, „*abergläubisch*" aber, wenn sie vom *Volke* durchgeführt wurde. Mit anderen Worten: man stellte ein Glaubensdogma *über* die wissenschaftliche Beurteilung und nannte das — objektiv.

Die Beispiele dafür sind ungezählt. Es beginnt mit den bekannten germanischen „Zaubersprüchen", die „Segenssprüche" werden, sobald man an Stelle eines Sinnbilds der germanischen Gottheit etwa einen Kirchenheiligen und an den Schluß ein Amen setzt.

Die germanische Seherin, die in der Volkssage als die „weise Frau" (oder auch „weiße Frau") heute noch fortlebt, die im heiligen Haine, im Hag saß, die hagazussa (ahd.), die „Hexe", wurde unter dem Einfluß der neuen Lehre zu einem teuflischen, gefährlichen Wesen. Die Inquisition verbrannte noch vor wenigen Jahrhunderten Tausende solch unschuldiger „Hexen", die noch die Trägerinnen altüberlieferten Heilwissens und alten Glaubens waren. Es sei keineswegs bestritten, daß in manchen Gegenden Deutschlands noch ein „Hexenaberglaube" lebt. Aber man bequeme sich doch endlich einmal zu der Einsicht, daß dieser Aberglaube nicht im Volke selbst entstand, sondern von den Verfechtern der neuen Lehre ins Volk hineingepredigt wurde, also im Grunde artfremd ist.

Warum nennt man denn ein Volksheilmittel immer noch „Zaubermittel"

oder „Zaubertrank", während dasselbe Mittel in der Apotheke als „Heilmittel" oder „Gesundheitstee" zu erhalten ist? Warum nennt man die dem Volke seit Jahrtausenden bekannten Heilkräuter „Zauberkräuter"? Warum nennt man germanische heilige Sinnbilder des Lebens, wie etwa den Maienzweig oder den Sommertagsstecken einen „Fetisch" (Pfister S. 96) und eine katholische Reliquie „heilig"?

Vom Dogma beherrschte und in der Schreibstube geborene Weisheit offenbarte uns die „Erkenntnis", daß die prunkvollen Perlen und Spiegelchen an der Brautkrone dazu bestimmt seien, „böse Dämonen" abzuschrecken. Daß aber Farbenpracht und funkelndes Gleißen eben die Feierlichkeit, den Stolz und die Lebensfreude an sich ausdrücken, daß der Spiegel gleichsam als Verdoppler des Lebens zum Sinnbild der Fruchtbarkeit werden konnte, ist zu natürlich, um von solchen Leuten erkannt zu werden. Daß er ferner als Zeuge und Künder der Schönheit gilt, wie schon das Märchen von Schneewittchen erzählt, will man anscheinend nicht bedenken.

Das Lärmen in der Neujahrsnacht, an Ostern oder am Polterabend gilt gemeinhin als „Lärmabwehrzauber" zum Vertreiben der „Unholde", „bösen Geister" und „Dämonen". Die Vorstellung, daß dieser „Lärm" (der in früheren Zeiten zweifellos einmal viel „gesitteter" war, als nämlich der gläubige Sinn der Bräuche noch nicht verfolgt wurde), sinnbildhaft das Aufwecken des Jahres, des neuen Lebens bedeuten könnte, durfte man in Gelehrtenkreisen nicht annehmen, um die Theorie von den deutschen Primitiven oder den kulturlosen Germanen nicht zu zerstören. Wenn aber schon etwas in dieser Richtung zum Dämmern kam, dann mußte das Lärmen wenigstens noch die „Vegetationsdämonen" auferwecken. Zauber und Dämonen mußten jedenfalls vorhanden sein!

Wenn in manchen Gegenden der Bräutigam einen Kreis um seine Braut herum abschreitet, so wird um die „Schutzbedürftige" ein „magischer Kreis" gezogen (E. Fehrle, „Deutsche Feste und Volksbräuche", 3. Aufl. S. 96). Daß der sonnensinnbildliche Kreis ein uraltes germanisches Heilszeichen ist und daß in ihm jede Rechtshandlung stattfindet, bleibt unerwähnt, wie man es sich auch nicht vorstellen könnte, daß der Bräutigam mit seiner Handlung die Braut sinnbildhaft in den ewigen Kreis seines Blutes, seiner Sippe einschließt.

Wenn die Feuerräder an den Sonnwenden über die Fluren rollen, dann muß dies zwangsläufig ein „Feuerzauber" sein. Daß damit aber sinnbildhaft Sonnensegen und Sonnenkraft für die Saat gebracht wird (Edda:

„Feuer ist der Sonne Bild"), muß man verschweigen, weil der Brauch ja — heidnisch ist.

Wenn uralte germanische Heilszeichen, Sinnbilder und Runen sich am Bauernhause, im Fachwerk oder im Ziegelbau befinden, dann werden sie Zauberzeichen genannt — weil sie germanisch sind. Wenn aber eine Gipsmadonna am Hause steht oder ein Bibelspruch über der Türe, dann wird das Ganze erst eine fromme Angelegenheit.

Dies nur als ein paar Beispiele dafür, wie unter artfremdem weltanschaulichem Einfluß arteigenes Brauchtum umgebogen und mißdeutet werden kann, während artfremdes gleichzeitig einzuströmen vermag. Unsere Wissenschaft krönte ihre bisherige Stellungnahme dazu mit mehreren Büchern über den deutschen Aberglauben!

Um allenfallsigen Trugschlüssen vorzubeugen: es ist mit diesen Ausführungen keineswegs der heute noch hie und da feststellbare „Glaube" des Volkes an „Hexerei" und „Zauberei" bestritten. Wir wahren uns nur gegen eine ungerechte Beurteilung und Bewertung dieser Erscheinungen durch eine dogmengebundene Wissenschaft, die alles schlechter nennt, was im Grunde ja nur eine andere Weltanschauung als die ihrige zum Ausgang hat. Dann fordern wir, daß bei all diesen Erscheinungen und vor allem bei ihren Benennungen, wie auch bei ihrer Deutung die Frage nach der Herkunft mit aller Sorgfalt und Verantwortung untersucht wird. Selbst der jesuitische Volkskundler Anton Stonner schließt sich hier[7] dem Ausspruch Peter Dörflers an, daß manches nur so wie Aberglaube ausschaue, was eigentlich nur der Ausdruck des sorgenden Herzens und eine starke Weise frommer Fürbitte sei. Ein Beispiel zum oben Gesagten sei schließlich noch aus Schleswig-Holstein wiedergegeben:

Dort wurde vor kurzem an einem gegen Ende des 18. Jahrhunderts gebauten Haus ein Zettel gefunden, dessen Inhalt wie folgt berichtet wird:

> „Hogas Hoppe. O du böser Wiedehopf, ich verbiete dier mein Haus und Hof alle Viehanger und Weide, alle Brünlein — Kräuter. Auf das du solches thust, dieweil du kannst derhalben Toben — — —"

Es besteht kein Zweifel, daß auch hier unter artfremdem Einfluß ein dem germanischen Bauern vertrauter Vogel zum Bösen erklärt wurde. Man hat ihn ja auch „Küsterknecht" und „Kuckucksknecht" genannt, und der altheilige Frühlingskünder Kuckuck ist doch durch die fremde Lehre zu des „Teufels Küster" geworden!

Niemand kann leugnen, daß es auch für den germanischen Menschen im Weltall zu allen Kräften schicksalhafte Gegenkräfte gab. Er hatte sehr wohl erkannt, daß nach göttlicher Ordnung den aufbauenden Kräften zerstörende gegenüberstanden. Aber in diesem „Widerspiel" der Kräfte lag für ihn der Sinn des Lebens verankert. Er wußte auch, daß einem segensreichen, gabenspendenden Sommer ein scheinbar nur vernichtender Winter folgte, der Gegenkräfte der Kälte und des Sturmes entfesselte. Aber trotzdem sagt ein altes Bauernsprichwort: „Wenn es nicht wintert, sömmert es nicht" und die Bauern, die es einst erfanden, hatten mehr vom Sinn göttlicher Ordnung erfaßt, als jene Volkskundler, die „teuflische Winterdämonen" austreiben lassen. Der germanische Bauer wußte auch, daß es Kräfte gab, die ihn bezwingen konnten, aber entscheidend war die Haltung, mit der er ihnen gegenübertrat. Die kannte nichts von hündischer Feigheit, Angst und Unterwürfigkeit — ebenso wenig wie sie einen tatenlosen Fatalismus vertrug — wenn sie der Macht des Schicksals bejahend entgegenschritt, um sich im Tod erst zu vollenden. Hier liegt die Eigenart germanischer, unserer Art entsprechender Haltung, daß das Widerspiel schicksalhafter, göttlicher Gegebenheiten, wie Sommer und Winter, oder Tag und Nacht nicht zum Streit zwischen Göttlichem und Teuflischem wird, daß die Natur, das Gesamtbild des Alls, keine Anschwärzung seines einen Teiles erfährt. Erst als der Teufel aus dem Orient zu uns kam, wurden die natürlichen Gegenkräfte im Leben der göttlichen Ordnung zu widernatürlichen, ungöttlichen entwürdigt — jetzt erst wurde die Welt zum „Jammertal". Aus so recht deutschem einfältigem Herzen heraus schrieb Jean Paul einmal: „Mancher denkt recht gottesfürchtig zu sein, wenn er die Welt ein Jammertal nennt. Aber ich glaube, er würde es eher sein, wenn er sie ein Freudental hieße. Gott wird mit dem eher zufrieden sein, dem alles in der Welt recht ist, als mit dem, dem gar nichts recht ist."

In dem Maße, in dem der deutsche Glaube bekämpft wurde, begann natürlich auch der ihm einst entsprungene Sinn alter Bräuche im Volke selbst zu wanken und durch das fremde Glaubensgut beeinflußt zu werden. Wo die Wissenschaft aber diesen Glauben nicht mehr fassen konnte, da baute sie auf den Krücken kümmerlichen Menschenverstandes ihre ebenso kümmerlichen Lehren vom „Zweck der Bräuche" — da bekamen die Perlen und Spiegel der Brautkrone erst den „Zweck", erfundene „böse Dämonen" zu vertreiben.

Wir haben heute die Aufgabe, hinter allem lebendigen Brauchtum den bewegenden Sinn, der von der Gemeinschaftsseele getragen wird, zu suchen. Denn alles Brauchtum, das lebt, ist Ausdruck einer auf das Erlebnis gegrün-

deten blutsbedingten Weltanschauung geblieben. Wenn vielleicht auch die meisten von denen, die das Brauchtum üben, heute seinen Sinn nur in sich tragen, ohne ihn in Worten wiedergeben zu können, so ist er dennoch vorhanden. Hier muß auf jene Stimmen eingegangen werden, die da rufen: „Die Deutung des Brauchtums, seine Sinnenthüllung, führt zu seiner Entleerung und gibt ihm den Todesstoß. Man muß die alten Volksbräuche unangetastet lassen, oder man zerstört sie vollends." Wenn man sich darüber klar ist, aus welcher Richtung solche Einwände kommen, dann kennt man auch sogleich ihren Zweck. Der liegt nämlich darin, jenes arteigene deutsche Brauchtum, das man einst von seiner Sonnenhelle ins Dämonendunkel verstieß, weiterhin im Düstergrau verdämmern zu lassen. Denn von seiner Befreiung aus der gewaltsamen Verbannung oder Verfälschung muß ja schließlich ein wenig angenehmer Rückschlag auf jene erwartet werden, die sich einst an ihm vergingen. Was aber das Fortleben des Brauchtums anbelangt, so ist dies nach seiner reinigenden Deutung zweifellos nur begünstigt. Selbst wenn man sich darüber klar ist, daß die Beeinflussung des Brauchtumslebens von seiten der Wissenschaft nicht überschätzt werden darf, so leuchtet es doch ein, daß unsere Bauern in ihrer Liebe und Treue zu ihren Bräuchen eher bestärkt werden, wenn wir ihnen freudig bestätigen können, daß sie den starken Ahnenglauben damit forterhalten und somit ihrer Art die Treue halten, als wenn wir ihnen mit moralphilisternder oder geringschätzig lächelnder Miene vordozieren, wie sie dumm und abergläubisch seien.

Zweifellos hat man durch die wissenschaftlich verbrämte Verächtlichmachung des Brauchtums, durch seine kirchliche Verpönung, durch das kümmerliche Erklären vom Schreibtisch her, wie durch das süßliche Verromantisieren viel zerstört. Es sei dahingestellt, ob dies mit Absicht oder aus Unverstand geschah. Merkwürdig ist immerhin, daß dieselben Leute, die solches taten, heute ängstlich vor der artgemäßen Scheidung und Deutung des Brauchtums warnen.

Sie warnen, nicht, weil sie den Tod des Brauchtums fürchten, sondern seine unverfälschte Auferstehung!

4. Die große Gleichschaltung

Freilich, der Grundsatz „Verbrenne, was du angebetet hast" ließ sich nicht so leicht verwirklichen, wie es sich gewisse Kreise gern gewünscht hätten. Die zutiefst blutsmäßig bedingten Äußerungen einer völkischen Weltanschauung lassen sich nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten, solange das Blut weiterlebt. Und so sahen sich die neuen Mächte gar bald genötigt, die Taktik ihres Vorgehens zu ändern. Im Falle der Vornamen bedurfte es Jahrhunderte, ja mehr als ein halbes Jahrtausend, um das germanische Element zurückzudrängen, ja in den ersten Zeiten der Kirchenherrschaft in Deutschland hatte man sogar wohlweislich vermieden, den Getauften ihre alten Namen, die ihre ganze Sippenverbundenheit ausdrückten, anzugreifen. Die völlige Ausmerzung germanischer Vornamen gelang aber auch den späteren, humanistischen und aufgeklärten Zeitaltern nicht. Im Gegenteil, die heute allüberall feststellbare Rückwärtsbewegung auf diesem Gebiete zeigt, daß das deutsche „Heidentum" eben nicht auszumerzen war!

War auf dem Gebiete der Vornamensgebung immerhin ein Einbruch des Artfremden möglich gewesen, so gelang er in anderen Bezirken des bäuerlichen Brauchtums entschieden schlechter. Hier sah man sich oft genug genötigt, strenge kirchliche Vorschriften fallen zu lassen, weil die Kirche damit gegen das Volksempfinden zu stehen kam, ja, man sah sich genötigt, „heidnisches" Brauchtum aufzunehmen und kirchlich neu zu verkleiden, um überhaupt volkstümlich werden zu können.

Die schon vorhin erwähnten, zu Segenssprüchen umgeformten „Zaubersprüche" sind Beispiele aus früher Zeit. Der althochdeutsche Wurmsegen:

> „Gang uz, Nesso, mit niun nessinchilinon, uz fonna marge in deo adra, vonna den adrun in daz fleisk, fonna demo fleiske in daz fel, fonna demo velle in diz tulli. Ter pater noster",

zeigt recht deutlich, daß das „Ter pater noster" in späterer Zeit angehängt wurde, während der Spruch selbst zweifellos vorchristlich war. Und solche Segenssprüche leben auch heute noch im Bauernvolk. Schon ihre äußere Anlage erinnert an germanische Vorgänger, etwa an die Merseburger Sprüche. Pfister[8] teilt den Inhalt eines „Gichtzettels" mit:

> „Gicht und Gichtin, die gehen über Land. Da begegnete ihnen Christus. Christus spricht: ‚Gicht und Gichtin, wo wollet ihr hingehen?' ‚Wir sollen in die Menschen gehen.' ‚Gicht und Gichtin, das solst du nicht tun, du sollst nicht in die Menschen gehen. Fahre ein in den wilden Wald und auf eine grüne Tanne und auf einen dürren Ast. Daran mußt du zieren bis auf den Jüngsten Tag! Im Namen Gottes des Vaters und Gottes des Sohnes und Gottes des Heiligen Geistes."

Ein geradezu klassisches Beispiel für das mitunter sogar plumpe Vorgehen, Altüberliefertes dem Neuen anzugleichen, liefert jenes bekannte norwegische Runenlied:

> „Hagall er kaltastr korna
> Kristr skop haimenn forna"
> (Hagel ist das kälteste der Körner
> Krist schuf die uralte Welt)

Das „Hagall", das Allumhegende, dessen Sinnbild die heilige Hagalrune, das Sechskreuz darstellt, war dem Nordischen Menschen als Ausdruck der ewigen göttlichen Ordnung wohl vertraut. Der neue Begriff „Krist" soll ihm in Anklang an diese seine Glaubensvorstellung nahegebracht werden, und es schadet dabei gar nichts, wenn der Gottessohn — im Widerspruch zur Bibel — sogar selbst der Weltenschöpfer werden muß!

Daß er sich auch sonst manches gefallen lassen muß, um bei den eigensinnigen Germanen Anklang und Anerkennung finden zu können, das beweist wohl die „Helianddichtung" zur Genüge!

Beim Gang durch das bäuerliche Brauchtum des Jahreslaufs begegnen wir auf Schritt und Tritt germanischem Brauchtum, das christlich „gleichgeschaltet" wurde. Den Geburtstag Christi verlegte man erst einige Jahrhunderte nach dessen Geburt auf Weihnachten, den altüberlieferten Zeitpunkt der Wintersonnenwende, der Wiedergeburt des Lichtes und Jahres. Die alten Fasenächte taufte man ebenso zur Fastnacht um, wie das alte

Bauernfest der Kirwe zur Kirchweih, obwohl ursprünglich weder das eine mit Fasten, noch das andere mit der Kirche irgend etwas zu tun hat. Der Volksmund freilich hat diese Umtaufe meist nicht mitgemacht, aber er sollte ja auch nicht „maßgebend" sein!

Ja, man schaltete so eifrig alte Jahreslauffestpunkte gleich und besetzte sie mit mehr oder weniger bekannten und seltsamen Heiligen, daß sich im Volke der Spruch herausbildete: „Der Name ist im Kalender, die Seele in der Hölle."[9]

Daß Ostern, die Zeit der Frühlingsauferstehung allen Lebens, der gegebene Zeitpunkt für die Auferstehung Christi war, leuchtet ebenso ein, wie die Tatsache, daß man germanisches Maibrauchtum und zum Teil auch Sommersonnwend-Brauchtum herbeiholen mußte, um ein nur „in der Schrift" verankertes Fest wie Pfingsten volkstümlich zu machen! Die Sommersonnenwende, der Beginn der abnehmenden Jahreshälfte war wie geschaffen, „Johannistag" zu werden, da ja nach der Bibel (Evang. Joh. 3, 30) Johannes „abnehmen" muß und an die Stelle des gütigen Allvaters, der die Erntegaben bringt und schon vor der Jahreswende mit frohen Gaben den neuen Segen ankündigt, konnte man den nach der Legende mildtätigen Bischof Nikolaus von Myra setzen, während Allvater als „wilder Jäger" verpönt wurde. Wenn die Vorstellung von ihm, dem sieghaften Sonnenbefreier und Überwinder der Winterschlange schon nicht ausgemerzt werden konnte, so war sie doch gut genug, um einer Legende von St. Georg dem Drachentöter volkstümlich verankerten Inhalt zu geben, ähnlich wie im St. Martin der alte Schimmelreiter weiterlebt.

Daß die Wassertaufe der Kirche durch das germanische Abhärtungsbad mindestens gut vorbereitet war, kann füglich niemand bestreiten, wenn auch der heilige Geist später die Auslesenotwendigkeit, der das Abhärtungsbad gedient hatte, überflüssig werden ließ. Der Umstand, daß die Kirche einer Eheschließung erst die Rechtsgültigkeit vor Gott aufprägen zu können glaubte, darf keineswegs zu der Meinung verführen, die Ehe oder gar die Einehe wäre erst durch das Christentum zu den Germanen gekommen*. Dutzendfach läßt sich jedenfalls auch aus dem Lebenslaufbrauchtum nachweisen, wie Germanisches verchristlicht wurde.

Aus alter Zeit sind uns Anweisungen hoher kirchlicher Stellen bekannt, in denen geradezu zur Gleichschaltung heidnischer Bräuche aufgefordert

* Vgl. R. Walther Darré: „Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse." G. Neckel: „Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen".

wurde. So ordnete um das Jahr 600 Papst Gregor der Große (für die germanischen Angelsachsen) an: Die Heidentempel nicht zu zerstören, sondern nur die Götzenbilder zu entfernen und dafür Altäre mit Reliquien aufzustellen. Auch die Stieropfer seien in einen christlichen Brauch umzuwandeln, es wären dann keine Teufelsopfer mehr, sondern die Tiere würden zu Ehren Gottes geschlachtet und beim christlichen Festmahl in Dankbarkeit gegen den Spender alles Guten verspeist. Auch möge das Volk am Kirchweihtag und selbst an den Gedächtnistagen der Heiligen, deren Reliquien in ihren Kirchen liegen, Laubhütten um seine früheren Tempel errichten und darin feiern.

Ja, wie schon eingangs erwähnt, halfen hohe Verbote nicht viel, um altes Brauchtum zu überwinden. Es war in dieser Hinsicht vor tausend Jahren nicht anders, als in jüngster Zeit, da mancher Brauch polizeilich verboten wurde und doch noch weiterlebt. In diesem Zusammenhang ist es recht aufschlußreich, einmal eine Reihe „heidnischer Gebräuche" näher zu betrachten, die einst von der Kirche verboten und mit schwerer Strafe bedroht waren — um heute selbst zum Teil kirchliches Brauchtum darzustellen! Im Jahre 742 wandte sich der fünfte Kanon einer Synode unter Bonifatius, dem „Apostel der Deutschen", gegen „die gotteslästerlichen Feuer, welche sie Nodfyr nennen". Damals wurde befohlen, daß sich jeder Bischof bemühen sollte, mit Hilfe desjenigen Grafen, der im betreffenden Gebiete Schutzherr wäre, dieses Feuerbrauchtum abzustellen. Und heute — lebt das „Nodfeuer" gerade in katholischen Gegenden fort, wird z. B. in Kärnten am Ostersamstag vor der Kirchentür entzündet, vom Geistlichen gesegnet und von den Kindern nach Hause getragen!

Im Jahre 743 (nach H. Pfannenschmidt* im Jahre 745) fand wieder unter dem Vorsitz des Bonifaz, im Reiche des Pippingers Karlmann, der durch das Blutbad von Cannstatt die Schwaben zu bekehren versuchte, jene berühmte „Synode von Liftinae" statt, auf der eine Reihe verbotener „abergläubischer" Gebräuche auf der Tagesordnung stand. Mit 15 Solidi sollte nach Karlmanns Befehl jedermann bestraft werden, der solche heidnischen Gebräuche ausübte. Einem glücklichen Zufall verdanken wir die im 17. Jahrhundert erfolgte Entdeckung eines Verzeichnisses jener Gebräuche, mit denen sich die Synode von Liftinae im 4. Kanon befaßte. Es ist dies der „Indiculus superstitionum et paganiarum", der „Anzeiger abergläubischer und heidnischer Gebräuche", der sich im Pfälzer Kodex (Nr. 577) des Vatikans befindet[10]. Leider fehlen aus jener Zeit nähere Ausführungen über die dreißig

* Siehe Schrifttumsverzeichnis.

verschiedenen Bräuche, die darin aufgereiht sind, aber in den meisten Fällen ist es uns möglich, sie in heute noch lebenden Bräuchen wiederzuerkennen. Das heißt also nebenbei, daß die vor mehr als tausend Jahren kirchlich verbotenen und sogar strafbaren Bräuche jetzt noch leben. Nicht wenige heute sogar ausgerechnet unter dem „Schutz" der Kirche! Die dreißig „abergläubischen Gebräuche" aus der Synode von Liftinae seien daher kurz erörtert.

1. „Von den gotteslästerlichen Gebräuchen bei den Gräbern der Verstorbenen."

Die Ahnenverehrung, entsprungen dem germanischen Glauben von der Ewigkeit des Lebens, des Blutes der Sippe, ist ein Kennzeichen germanischer Geistesart, das die Kirche nicht auszurotten vermochte. Am Totentag, dem kirchlichen Allerseelentag, brennen heute noch, vor allem in den katholischen Friedhöfen, die Lichter und Lämpchen auf den Gräbern der Verstorbenen.

2. „Von den gotteslästerlichen Gebräuchen unter den Toten" (dadsisas).

Hierbei handelt es sich wahrscheinlich um Totenwachen und Totenfeiern, die nicht nach kirchlichem Wunsch, nämlich unter „Furcht und Zittern", vor sich gingen. Der Leichentrunk und der Leichenschmaus sind dem deutschen Bauern heute meist noch eine Selbstverständlichkeit, und der Herr Pfarrer beteiligt sich nicht selten auch daran, trotzdem es ihm kirchlicherseits immer wieder verboten wurde.

3. „Von den unsauberen Festen im Februar."

Die Fasenachtsbräuche kennt und übt heute jedermann in Stadt und Land. Da die Fasenacht samt ihrem Brauchtum mit allen Mitteln nicht zu überwinden war, hat man sie wenigstens zur „Fastnacht" verkirchlicht.

4. „Von den Häuschen, Götterhütten genannt (fanis)."

Es ist wahrscheinlich, daß es sich hier um jene Laubhütten handelt, die weiterhin zu bauen, Papst Gregor empfahl (S. 33). Solche Laubhütten errichten heute noch Kinder in Hessen (bei Hünfeld) an Pfingsten und das Laubhüttenfest in Hüttenberg (Kärnten) am Sonntag nach Pfingsten hängt jedenfalls damit zusammen, und nicht etwa mit dem jüdischen Laubhüttenfest.

5. „Von den gotteslästerlichen Gebräuchen in den Kirchen."

Um die germanischen Bauern überhaupt in die Kirche zu bringen, mußte man dort zunächst wohl altgewohnte heidnische Bräuche üben. Diese mochten schließlich so überhand nehmen, daß die kirchlichen Veranstaltungen zu heidnischen zu werden drohten. Daher also ihre Erwähnung. Im Kuckucksruf der Orgel am Ostersonntag lebte der germanische Brauch der Frühlingsverkündung noch lange nach, und die Osterratschen, die in katholischen Gegenden den Osterfreitagsglockenklang ersetzen, haben ihren Ursprung auch im germanischen Brauchtum.

6. „Von den Heiligtümern der Wälder, Nimidas genannt."

Wenn es auch nicht möglich ist, eine genaue Deutung dieses Ausdrucks zu geben, so kann doch allgemein gesagt werden, daß er auf die Tatsache des heiligen Haines und der im Walde stattfindenden germanischen Gottesfeier hinweist. Daß sich der deutsche Bauer im Walde heute noch der Gottheit näher fühlt als in der Kirche, ist deshalb wohl verständlich, und mancher Geistliche kommt dem heute entgegen, indem er Feld- oder Waldgottesdienste abhält.

7. „Von den Bräuchen, welche sie auf Felsen (Steinen) ausüben."

Es dürfte sich dabei um alte Wallburgenfeste und Höhenfeuer, aber auch um himmelskundliche Beobachtungen (Externsteine!) handeln. Berge und Felsen waren oft genug heilige Stätten der Germanen, wovon uns nicht zuletzt die Flurnamen heute noch berichten. Die Kirche begegnete den Bräuchen dadurch, daß sie Kirchen und Kapellen auf solchen heiligen Stellen errichtete. Ich erinnere hier nur an die Externsteine, deren „Sonnenwarte" zu einer Kapelle umgeformt wurde.

Viele altheilige Steine, z. B. Menhire in der Bretagne und in den Vogesen wurden mit christlichen Kreuzen versehen und zu Heiligengedenkstätten erklärt, an denen heute christliche Gottesdienste stattfinden!

Hierher gehört auch die von dem katholischen Volkskundler Schreiber[11] wiedergegebene Mitteilung des Abtes von St. Peter auf dem Rinderberg im oberen Schwarzwald, daß, als die dortige Bergwallfahrtskirche niedergelegt und im Tale neu aufgerichtet war, die Bauern noch Jahre lang auf den Berg pilgerten.

Wer wollte da etwa bezweifeln, daß sie vordem nicht der Kapelle zuliebe hinaufgepilgert sein mußten?

8. „Von den Opfern des Merkur oder Jupiter."

Es darf nicht verwundern, wenn die Geistlichen jener Zeit germanische Glaubensvorstellungen mit römischen Göttervorstellungen gleichstellen zu können glaubten. Germanen haben natürlich niemals „Merkur" oder „Jupiter" geopfert. Sinnbildliche Gaben an die Gottheit kennt das heutige Brauchtum noch, z. B. als die „letzten Halme", die für „Wodes Roß" oder die „Herrgottsvöglein" stehen bleiben. Ähnlich wie die Kirche mit Hilfe des sog. „Seelgerätes", aus dem alten Gotteslehen Odal ein Kirchenlehen zu machen verstand, hat sie sich auch oft genug im sonstigen Brauchtum an die Stelle der Gottheit gesetzt. Heute „opfert" der Bauer am Erntefest die Früchte eben am Altar der Kirche — ob sein Sinn dabei aber anders steht, als der seines Ahnherrn vor tausend Jahren, mag füglich bezweifelt werden.

9. „Von dem Opfer, welches einem Heiligen dargebracht wird."

Nach Ansicht des bischöflichen Konsistorialrates Franz Widlak (Jahresbericht des K. K. Gymnasiums in Znaim[10]) sind darunter solche „Opfer" zu verstehen, die eigentlich den verstorbenen Ahnen (als Liebesgaben) ans Grab gebracht werden sollten. (Vgl. auch Punkt 1!) Weil die Darbringung dieser Gaben an den Gräbern der Sippen verboten wurde, brachte man sie den auf den Friedhöfen aufgestellten Heiligenbildern dar. Man bedenke aber auch, daß mancher Zug von der germanischen Gottheit auf Kirchenheilige überging, daß z. B. der „Donnerer" zum „Wettermacher" Petrus wurde. Über die „Opfer", die „den Heiligen" heute dargebracht werden, gibt in katholischen Gebieten jede Kapelle am Wege Aufschluß genug.

10. „Von den Anhangszetteln und Bändern."

Es sei dahingestellt, wie weit durch fremden Einfluß das „Amulett" und der „Talisman" damals schon verbreitet waren. Nicht von der Hand zu weisen ist es, daß Heilszeichen (z. B. Runen) hier mitgemeint wurden. Im Grunde hat man aber auch hier nur die Form verändert, wenn heute ein christliches Kreuz an der Halskette getragen wird, oder ein Reliquienstück in der Brosche vor Gefahr und Unglück schützen soll.

Zu den „Anhangszetteln" rechnet man mit Fug und Recht auch Zettel in der Art des oben mitgeteilten „Gichtzettels", in dem der Name Christus mehrmals vorkommt.

11. „Von den Opferbrunnen."

Daß es für unser Volk heilige Quellen gab, ist hinlänglich bewiesen. Das sommersonnwendliche Brunnenschmücken z. B. im Fichtelgebirge oder das Brunnenfest bei Mühlhausen erinnern noch daran. Bei Obernsees in Ostfranken steht die Rupertskapelle, eine der ältesten Kapellen des Landes, über einer solchen altheiligen Quelle, zu der das Volk noch lange Zeit pilgerte, um Heilung von Krankheiten zu finden. Noch in unserer Zeit wird die Quelle am Ostermorgen aufgesucht. Quellen wie die gleichgeschaltete St.-Landolinquelle bei Ettenheim-Münster in Baden oder die St.-Odilienquelle im Elsaß, über die heute Wallfahrtskirchen errichtet sind, müssen, wie aus Funden zu schließen ist, schon in der sog. Bronzezeit und jüngeren Steinzeit verehrt worden sein. Dies als ein paar Beispiele für viele. So manches heilkräftige Quellwasser wird schließlich heute noch über die ganze Erde verschickt!

12. „Von den Zaubersprüchen (bzw. -liedern)."

Über sie und ihre Verchristlichung zu „Segenssprüchen" ist im Vorhergehenden gehandelt worden.

13. „Von den Vogel- und Pferdezeichen und den Wahrsagereien aus dem Miste der Ochsen oder aus dem Niesen."

Die Raben Allvaters, die ihm Kunde von der Welt bringen, gelten im Volksglauben heute noch als Künder künftigen Geschehens. Nur sind sie dank des kirchlichen Einflusses zu Unheilsboten geworden, ähnlich wie „Frigges Eulchen zum Leichenhuhn" wurde (Hermann Löns: „Das Ostergedicht"). Über den Storch als Künder des neuen Jahres und neuen Lebens, über den Schwan als Jahresgeleitvogel wird im folgenden noch zu berichten sein. Der Hahn, der göttliche Künder des Lichtes, des neuen Tages und des neuen Jahres, wie das Sinnbild der Fruchtbarkeit ziert heute manchen Kirchturm als „Wetterhahn"! Auch wie die Taube zum christlichen Sinnzeichen wird, weiß mancher Pfingstbrauch zu bekunden. Daß Pferde ein Ahnungsvermögen haben, kann jeder Bauer, der stets mit ihnen umgeht,

bestätigen. Wie weit mit den „Wahrsagereien aus dem Miste der Ochsen“ etwa Wettervorhersagen gemeint waren (erhöhte Luftfeuchtigkeit bewirkt stärkeren Geruch!), sei dahingestellt. Daß man aber manche Rede „beniesen“, durch unwillkürliches Niesen bestätigen kann, glaubt man im Volke noch allenthalben. Immerhin sind hier aber Einflüsse vorderasiatischen oder etruskisch abgewandelten Aberglaubens nicht von der Hand zu weisen, ähnlich wie im folgenden Punkt 14 und besonders in Punkt 16. Der „Indiculus“ galt überdies ja nicht allein für Germanien!

14. „Von den Wahrsagern und Losdeutern.“

Auf uraltes Weistum gestützte Äußerungen von Sippenältesten oder der seherisch begabten Frauen gehören hierher. Die germanische Gabe, in die Zukunft zu sehen — von alten Schriftstellern auch erwähnt — lebt im Brauchtum der Losnächte weiter und der heilige Andreas oder die heilige Barbara leisten heute dabei willig Beistand!

15. „Von dem aus Holz geriebenem Feuer, Nodfyr genannt.“

Darüber und über das kirchlich gestützte Fortleben des „Nodfeuers“ im Osterfeuer wurde oben schon berichtet.

16. „Von dem Gehirn der Tiere.“

Siehe oben, Punkt 13!

17. „Von der heidnischen Beobachtung am Herde oder beim Anfang eines Dinges.“

Das erstere bezieht sich wohl auf das germanische Herdfeuer, dem Sinnbild des ewigen Rechtes aus Blut und Boden. Am Kesselhaken wurde noch in unserer Zeit der Lebensbund geschlossen, der Hof übergeben, und durch die Neuentfachung des Herdfeuers tritt die neue Bäuerin ihr Amt als Hüterin des Herdes und des Blutes an. Der Einzug in neue Siedlungen wird von den deutschen Bauern heute wieder mit der Entzündung des Herdfeuers begonnen (Einweihung von Neu-Westeel 1934). So stand der Herd als Mittelpunkt des Hauses und der Sippe stets in schwerwiegendem Gegensatz zum kirchlichen Altar, und auf die „ewige Lampe“ in der Kirche übertrug sich in mancher Hinsicht die Vorstellung vom ewigen Herdfeuer.

Der zweite Teil des Satzes dürfte den Glauben betreffen, nach dem man dem Beginn eines Dinges Auskunft über den Verlauf zuschreibt. Das Wetter in den zwölf heiligen Nächten soll beispielsweise das Wetter der kommenden zwölf Monate ankünden (Zwiebelkalender!), gewisse Lostage (z. B. am Winterbeginn) künden das Wetter des kommenden Zeitabschnittes. Geschlechterlange Erfahrung — gepaart mit dem Glauben an das göttliche Wirken in allen Erscheinungen des Alls, haben zu solchem Bauernweistum und zu Wetterregeln geführt, die die Kirche längst anerkannt hat, indem sie ihre Kalenderheiligen bereitwilligst für die „Lostage" hergab.

18. „Von den ungewissen Orten, welche sie für heilig halten."

Man denkt unwillkürlich an „jenes Geheimnis" des Tacitus (secretum illud), das die Römer über den germanischen Glauben berichteten. Zweifellos handelt es sich hier um heilige Stätten (ähnlich den heiligen Felsen des Punktes 7!), an denen der Fremdling oft nichts Besonderes festzustellen vermochte, die man aber am besten durch Errichtung einer Kirche oder Kapelle verchristlichen konnte.

19. „Von dem „petendeo", das man gemeinhin „St.-Marienbündel" nennt."

Das Heilkräuterbündel („petendeo" — aus dem man fälschlich ein Mariä-„Bettstroh" machte!) war zu diesem Zeitpunkt also bereits gleichgeschaltet und hieß „Marienbündel". Das damalige Verbot hindert nicht daran, daß in vielen katholischen Gegenden an „Mariä Himmelfahrt" die Kirche die „Kräuterweihe" (Mariä Wurzweihe) heutzutage noch durchführt oder „Palmkätzchen" weiht.

20. „Von den Tagen, welche dem Jupiter und Merkur geheiligt sind."

Wenn es sich hierbei um Wochentage handelt, so ist festzustellen, daß heute noch der Dienstag, Donnerstag und Freitag germanisches Erbe in sich tragen, denen der westfälische Gudentags, der altschwäbische Gutentag oder der englische Wednesday (Wodanstag = Mittwoch) beigefügt werden darf. Sollten auch sonstige „Heiligentage" im Jahre gemeint sein, so wäre auf Punkt 8 zu verweisen.

21. „Von der Mondfinsternis, welche sie Siege-Mond nennen.“

Besondere Gebräuche zur Mondfinsternis sind in der Gegenwart kaum mehr vorhanden. Es sei bezweifelt, ob diese Tatsache, die nebenbei eine Entfremdung von den Vorgängen im All darstellt, ein Fortschritt genannt werden darf.

22. „Von den Ungewittern, Hörnern und Löffeln.“

Gewitterbräuche, wie z. B. das Verbrennen von Kräutern aus dem „St.-Marienbündel“ sind heute noch bekannt.

Bei den „Hörnern“ und „Löffeln“ handelt es sich vielleicht um alte Gebäckformen („Gebildbrote“), die ebenfalls heute noch gebacken werden (z. B. „Hörnchen“ — als Mondsichelsinnbild) und bei besonderen Anlässen im Jahres- oder Lebenslauf Verwendung finden*.

23. „Von den Gräben um die Höfe.“

Inwiefern das Umgeben der Höfe mit Gräben abergläubisch genannt werden konnte, ist nicht geklärt. Möglicherweise bezieht sich der Satz aber auch auf den uralten Rechtsbrauch, als Zeichen der Landnahme den Hof und das dazugehörige Land zu umfahren oder zu umpflügen (Grimm, „Deutsche Rechtsaltertümer“). Niederrheinische Höfe sind heute noch mit Gräben (alte Wehranlage) umgeben.

24. „Von den heidnischen Zusammenläufen, Yrias genannt, mit zerrissenen Kleidern und Schuhen!“

Zweifellos betrifft das Umzüge und Aufzüge, an denen verkleidete Gestalten oder bekleidete Puppen beteiligt sind, z. B. Perchtenlaufen, Faschingstreiben oder Frühlingsbräuche wie Winteraustreiben, Winterverbrennen, aus denen unter kirchlichem Einfluß hin und wieder „Judasaustreiben“ oder „Judasverbrennen“ wurde.

---

* In einer neueren Arbeit „Iroschotten und Bonifatius in Deutschland“ (Gütersloh 1932) sieht O. Wissig im Punkt 22 des Indiculus: „De temptatibus et cornibus et cochleis“ eine „Beschwörung“ der Stürme durch Blasen auf Hörnern und Muscheln. Wenn man diese Lesart anerkennt, so halte man sich zugleich vor Augen, daß bis in die „Neuzeit“ herein die Kirche ihre Glocken zum Wetterläuten (Hagelläuten) hergab, also dem Sinne nach dasselbe Brauchtum mitmachte!

25. „Darüber, daß sie alle Toten zu Heiligen machen."

Dies berührt sich wohl mit Punkt 9 und hängt damit zusammen, daß man die Ahnen zu Heiligen erklärte, um sie weiterhin verehren zu können, wie es der altüberlieferte Sippengedanke und Heldenglaube verlangten. Mit Heiligsprechungen ging die Kirche selbst übrigens zu keiner Zeit sparsam um, so daß sie eigentlich keinen Grund gehabt hätte, sich über einen Umstand zu beschweren, den sie selbst heraufbeschworen hatte.

26. „Von den Bildern (Gebilden, simulacro) aus Mehlteig."

Heilige Sinnbilder in Gebildbroten oder auf Waffeleisen, Pfefferkuchen usw. kennt man im bäuerlichen Brauchtum z. B. an Weihnachten, Ostern, Kirwe, allenthalben und auch in der Kirche haben sie an solchen Festen Einzug gehalten. (Der runde Krapfen der Kerwa als Sonnensinnbild — Frau Harke, als Spinnerin oder der Schimmelreiter auf Pfefferkuchen zur Weihnacht!) Oft wurden alte heilige Sinnbilder auch verchristlicht und z. B. die Brezel, das alte Zeichen der doppelten Sonne, zu den „Stricken, mit denen Christus gebunden wurde" erklärt!

27. „Von den Gebilden aus Tuch."

Es sei auf Punkt 24 hingewiesen und an die bekleideten Sinnbilder erinnert, die im Frühlingsbrauchtum auftreten — und manchmal als „Judas" ins Feuer geworfen werden. In diesem Zusammenhang mag auch auf die Gebilde aus Flachs in Form der alten Odils-Schleife hingewiesen werden[12].

28. „Von den ‚Götzenbildern' (simulacro — besser: Gebilden, Sinnbildern!), welche sie über die Felder tragen.

Germanische Flurumgänge leben in fast unveränderter Form in den kirchlichen Prozessionen fort! An Stelle der heiligen Frühlingssinnbilder der germanischen Bauern (Pflug, Schiff, Sonnensinnbilder) treten nur christliche Heiligenbilder.

29. „Von den hölzernen Füßen und Händen nach heidnischen Bräuchen."

Aller Wahrscheinlichkeit nach betrifft dies heilige Sinnbilder, wie sie schon aus sehr früher Zeit überliefert sind (Felszeichnungen von Bohuslän mit „Fußspuren" als Jahreslauf-Sinnbilder und „Gott mit den großen Hän-

den" als Sinnbild des ewig segenbringenden, gabenspendenden Jahres). Die „Votivgaben" in katholischen Kirchen und Kapellen können hier zum Vergleich angesetzt werden.

30. „Von dem Glauben, daß Frauen den Mond bezaubern so daß sie nach heidnischem Wahne die Herzen der Menschen wegnehmen können."

Diese Aufzeichnung ist wieder ein treffliches Beispiel für die mißbegriffene Tätigkeit der germanischen Seherin und Heilkundigen und zugleich schon ein Beispiel dafür, wie der Hexenwahn kirchlich vorbereitet wurde!

Was ergibt nun diese Betrachtung einer zufällig aus dem 8. Jahrhundert überlieferten Aufzeichnung „abergläubischer" Gebräuche? Daß es sich in den meisten Fällen um uraltes germanisches Brauchtum handelt, das vor Jahrtausenden schon entstand, vor tausend Jahren einmal als heidnisch und abergläubisch bekämpft und verboten wurde, heute aber noch lebt, ja sogar kirchlich gestützt wird. Einen Sieg über das germanische „Heidentum" kann man diese Erscheinung nachgerade ja nicht gut nennen. Die wenigen Beispiele des „Indiculus" werden im folgenden noch dutzendfach zu ergänzen sein. Eines darf uns aber jetzt schon mit Freude erfüllen: Das Bewußtsein von der Kraft des germanischen Erbes im bäuerlichen Brauchtum*.

* Während der Bearbeitung des Buches erschien in der „Thüringisch-Sächsischen Zeitschrift für Geschichte und Kunst", Halle, 23. Band, ein Aufsatz: „Umwandlung germanischen Brauchtums durch die Kirche", von Universitätsprofessor Dr. Theo Sommerlad in Halle, auf den ich hier verweise.

5. Vom Vätererbe

Zwei verschiedene Schicksalsströme waren es also im wesentlichen, die sich über arteigenes germanisches Brauchtum ergossen: der Entwürdigung, Verteufelung, Verächtlichmachung und Bekämpfung auf der einen, steht die verbiegende Gleichschaltung auf der anderen Seite gegenüber. Der letzteren Maßnahme verdanken wir es bis zu einem gewissen Grade, daß überhaupt germanisches Brauchtum, wenn auch im falschen Gewand, bis heute erhalten blieb. Freilich, wenn man geglaubt hatte, von diesem fremden Gewand her den ursprünglichen Inhalt der Bräuche auch allmählich verbiegen zu können, so war das, wie schon der vorhergehende Abschnitt etwas beleuchtet, meist eine Rechnung ohne Wirt. So liegt das übertünchte „altheidnische" Brauchtum wie ein Kuckucksei im warmen Nest und kann sehr wohl gelegentlich einige Überraschung für die brütende Mutter auslösen.

Wenn man, um der Wahrheit willen, zugeben muß, daß die katholische Kirche weniger altes Brauchtum vernichtet hat, als die protestantische, so darf dies nicht zu dem Schluß verleiten, daß sie damit auch für unser Volk geeigneter sei als diese. Sie entschloß sich zu „Kompromissen" und war in diesem Punkte nur schlauer und berechnender als die protestantische, denn es kann wohl gesagt werden, daß die Anhänglichkeit des katholischen Bauern an die Kirche nicht zuletzt darauf zurückzuleiten ist, daß in den kirchlich gleichgeschalteten germanischen Bräuchen dem alten Bauernglauben ein Zufluchtsort geblieben ist, den andere Einrichtungen bis vor kurzem nicht mehr boten. Daß aber der gläubige Bauer — und der Bauer ist stets religiös — heute gerne bereit ist, sein altüberliefertes Brauchtum lieber wieder rein und unverfälscht zu leben, anstatt mit artfremder Zutat, steht ebenso außer Zweifel. Erst der Nationalsozialismus hat ihm allerdings die Möglichkeit dazu gebracht. Bedenkt man, daß unser arteigenes Brauchtum von Anfang an im tiefsten Maße religiös und niemals heidnisch im Sinn von gottlos war, so

kann man auch Anton Stonner[13] ohne weiteres zustimmen, wenn er sagt: „Vom alten deutschen Volksbrauchtum her droht die Gefahr des Heidentums nicht."

Wenn auch von verschiedenen Seiten wesensfremde Einflüsse ununterbrochen wirkten, wenn vor allem aus dem Orient und aus den mittelmeerischen Gebieten mancherlei Züge eingeschleppt wurden, die im auffallenden Gegensatz zu germanischer Geistesart und zum eigenen Brauchtum stehen (diesen verdankt Stonner vielleicht seine merkwürdige Erkenntnis: „daß sich im Volkstumsgut gelegentlich auch urwüchsige niedere Instinkte kundmachten"[14]), und wenn auch die fremde Zutat den ursprünglichen Kern manchen Brauches völlig zu überwuchern droht, er läßt sich in vielen Fällen doch nachweisen und zeugt noch vom Erbe der Väter.

Wenn wir ihm näherkommen wollen, müssen wir versuchen, kurz einen Einblick in die religiöse Welt unserer Ahnen — die der unsrigen keineswegs so fremd ist, wie mancherorts behauptet wird — zu gewinnen, da wir in der Religion doch den Urgrund des Brauchtums erkannt haben.

Auch der streng katholische Anton Stonner schreibt doch auf Seite 83 seines Buches „Die deutsche Volksseele im christlich-deutschen Volksbrauch": „Für unsere Vorfahren waren alle Bräuche eigentlich religiös, auch solche, die später sehr ins Profane abglitten."

Schon das Beispiel der Erbsitte (S. 11) hat gezeigt, welch hohe sittliche Lebensforderungen dem germanischen Bauern aus seinen religiösen Erkenntnissen entwuchsen. Man rückt heute ja allmählich von der Alleingültigkeit schriftlicher Überlieferungen ab und beginnt die Geisteshaltung und Weltanschauung unserer Ahnen viel mehr aus dem ungeschriebenen Überlieferungsgut, vor allem aus Sage, Märchen, Volkslied und Brauch zu erschließen.

Die bekannte Sage vom Hinzerberg, die um das Königsgrab von Seddin sich rankte, ist ja nur ein Fall von Hunderten, in denen die Volkssage Jahrtausende altes Wissen überliefert hat. Die Frühgeschichtswissenschaft hat ihre Kraft auch in den Dienst dieser Forschung gestellt und von ihr wird mancher wertvolle Aufschluß zu erwarten sein, der uns aber nur nützen kann, wenn die weltanschauliche Zuverlässigkeit des Forschers von vornherein festliegt.

Mit einer der unheilvollsten Irrlehren aufzuräumen, wäre wirklich einmal des Schweißes der Besten wert: ich meine die von der Vielgötterei der Germanen, gegen die schon der Pfarrer Christoph Wägemann vor über 200 Jah-

ren schrieb, indem er zu bedenken gab, daß man ja den Christen auch nicht den Vorwurf der Vielgötterei machen könnte, die an die heilige Dreifaltigkeit glauben. An sagenhaften und dichterischen Gestalten der Spätantike geschult, glaubt die Zunftgelehrsamkeit nichtsdestoweniger heute noch häufig, den germanischen Bauern die Vorstellung von einer weitverzweigten Götterfamilie zuschreiben zu müssen. Als Kronzeuge wird dann häufig die Edda herangezogen, jene äußerst wertvolle Dichtung, in der zweifellos uraltes Glaubensgut dichterische Fassung gefunden hat, die aber in der uns überlieferten Form doch eher ein spätes (und z. T. vielleicht auch schon fremd beeinflußtes) Dichtwerk darstellt, als etwa eine Lehre des germanischen Glaubens. Jedenfalls darf man nicht die Gestalten der Edda wie die Gestalten eines Tagebuches als wirkliche Gegebenheiten hinnehmen, sondern man muß sich schon bequemen, hinter und in die Dinge zu sehen, um ihren tiefen Sinnbildgehalt zu erfassen.

Es gibt mehr als ein schwerwiegendes Zeugnis gegen eine germanische Vielgötterei. Wir sind nicht auf den, Germanien nur vom Hörensagen kennenden Tacitus angewiesen, der immerhin von „jenem Geheimnis" berichtet, das die Germanen in ihren heiligen Hainen verehrten und für das kein Name zu finden war. Gerade Tacitus meldet auch, daß die „germanischen Götter" zu hoch und hehr gewesen wären, um in menschlichen Zügen dargestellt oder in Mauern angebetet zu werden*. Von den Semnen seiner Zeit weiß man zu erzählen, daß sie an einen allwaltenden Gott glaubten, und im Hildebrandslied spricht man mit „wettu irmingot obana ab hevane" (weißt du Irmingot oben im Himmel) wie vom göttlichen Treufreund „Irmingot"; oder den „waltant got", den allwaltenden Gott, ruft Hildebrand hier an. Sehr beachtenswert ist ferner die Tatsache, daß der Bischof Wölflein (Ulfilas) bei der Bibelübertragung ins Gotische das griechische Wort „theos" (der Gott) mit dem gotischen Wort „guth" übersetzte, das bis dahin stets sächlich verwendet worden war und jetzt, im 4. Jahrhundert, zum erstenmal männlich gebraucht wurde für den Christengott. „Das Gott", frei von jeder Personifizierung, war also nach dem alten Glauben die Gottheit![15]

Man wird den Einwand bringen, daß doch zahlreiche Götternamen wie Ziu, Thor, Donar, Wotan, Odin, Frey, Frigga usw. überliefert sind und

* Auch H. Pfannenschmidt weist schon in seinen „Germanischen Erntefesten", S. 20, darauf hin, daß die germanischen Gottesdienststätten in den Behausungen der Familien oder in der freien Natur gewesen sein mußten.

im Volksglauben noch weiterleben. Die Namen gewiß. Und auch bestimmte Vorstellungen religiöser Art verbinden sich mit ihnen. Aber Götter und Göttinnen sind damit noch nicht bewiesen. Es ist einleuchtend genug, daß die germanischen Bauern zeitlich, stammesmäßig und landschaftlich verschiedene Bezeichnungen für irgendwelche Äußerungen der allwaltenden Gottheit kannten, daß man im Donner ebenso einen Ausdruck des Allwalters erkannt hatte, wie etwa im „Sturmwind" (dem „Wieherer höherer Wesen", Edda) und für solche Erscheinungen Begriffe wie „Donar" oder „Odin" prägte. Wenn aber „Wotan" auch mit „Begeisterung" gleichgesetzt wird, so ist das ein geschichtlicher Hinweis dafür, daß sich mit den germanischen „Götternamen" auch ganz bestimmte Vorstellungen des Willens und der geistigen wie seelischen Kräfte verbanden, die im All ebenso wirken, wie im Menschen als Teil des Alls.

Ähnlich wie der Donner oder der Sturmwind, aus dem Erlebnis heraus, nun zum Sinnbild göttlichen Wirkens wurden, so erhielten Dutzende weiterer Erscheinungen im All wie im Menschenleben diese Eigenart eines heiligen Sinnbilds. So wurde die Sonne zum Sinnbild der göttlichen Kraft, die alles Leben erst ermöglicht und das Feuer als „der Sonne Bild" (Edda) ebenso heiliges Sinnzeichen. Die Pflanze, die der germanische Bauer sehr wohl als die Mittlerin zwischen totem Stoff und allem höheren tierischen und menschlichen Leben erkannt hatte, die z. B. als Baum zugleich mit ihrem herbstlichen Stirb und frühlinghaften Werde ein Gleichnis des ewigen „Stirb und Werde" im Menschenleben und im Jahr abgab, diese Pflanze wurde als heiliges Sinnbild in steinzeitlichen Ritzungen schon ebenso als Lebenssinnbild verwandt, wie sie es heute im Maibaum noch ist. Es gibt eine große Zahl solch heiliger Sinnzeichen, die im Brauchtum altüberliefert sind. Ihre Entstehung aus der germanisch-nordischen Weltanschauung, die aus dem erlebnismäßigen „Schauen" geboren ist, ist sonnenklar und jedem bäuerlich-natürlich empfindenden Menschen auch heute wesensnah. Er wird über die „Wachstumsdämonen" im Lebensbaum-Sinnbild ebenso lächeln, wie über die Sonnengötter, Mondgötter, Baumgötter, Fruchtbarkeitsgötter, Flußgötter usw., die eine gewisse Wissenschaft erfand. Man möge sich nur noch einmal vergegenwärtigen, daß mancher heutige Kirchenheilige das sinnbildhafte Erbe aus germanischer Zeit sehr zu seinem eigenen Vorteil auf sich genommen hat, daß z. B. eben im „Wettermacher" Petrus die Vorstellung von der wetterbildenden göttlichen Kraft „Donar" weiterlebt, und wenn man es schon nicht lassen kann, von germanischer Vielgötterei zu reden, so möge

man sich doch, um der Gerechtigkeit in der Wissenschaft willen, bereitfinden, all die katholischen Heiligen, die das germanische Erbe übernahmen, auch Götter zu nennen.

In diesem Zusammenhang ist ein Wort über den germanischen „Priesterstand" am Platze. Wenn man, gerade etwa aus den Sagas, die Unmittelbarkeit des Verhältnisses zwischen dem germanischen Bauern und seinem göttlichen „fulltrui" (Treufreund) erkennt, so ist klar, daß dieser Bauer niemals einen Mittler zwischen sich und seinem Gott benötigte. Und so gab es in Wirklichkeit auch keinen germanischen Priesterstand, der sich zwischen Mensch und Gott geschaltet und diese Aufgabe als sein Lebenswerk betrachtet hätte. Dem Ältesten und dem Tüchtigsten der Sippe oblag die Wahrung des religiösen Brauchtums ebenso wie die des Rechtes und der Rassenpflege. Die in hoher Achtung und reiner Verehrung stehenden Frauen und Jungfrauen hatten wohl die Gabe in die Zukunft zu sehen und dienten damit ihrem Volke ebenso wie als Hüterinnen des Blutes, als Heilkundige oder wohltätige Helferinnen im Sinne einer wahren Nächstenliebe.

Daß das Treufreund-Verhältnis zwischen dem deutschen Bauern und seinem Allvater sich trotz aller äußeren Formveränderungen kaum gewandelt hat, läßt sich dutzendfach erkennen. Da ist an jenes kleine Geschichtchen zu erinnern, das W. H. Riehl aus der Holledau berichtet*:

> „Gleich in einem der vordersten Dörfer der Holledau sehe ich im Wirtshaus folgende charakteristische Szene. Das Kruzifix in der Fensterecke war herabgefallen auf die daruntersteheden Blumenstöcke und dabei recht schmutzig geworden. Die Wirtin eilt hinzu mit dem Wasserkübel, wäscht das Bild, stellt es dann prüfend vor sich hin und spricht: ‚So, lieber Herrgott, jetzt bist wieder sauber, aber daß du mir nicht noch einmal auf d' Nasen fallst!' Dann heftet sie's sorgsam wieder auf seinen Platz, tritt zurück und betet ein Vaterunser, damit es unser Herrgott nicht übelnehme, daß er vorhin so schlecht am Nagel gehangen habe. Die himmlischen Dinge sind eben diesen Leuten so vertraut, daß sie ganz menschlich mit ihnen verkehren."

Es ist nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß die Weltanschauung des deutschen Bauern, der altüberliefertes Brauchtum lebendig forterhält, im Grunde nicht wesentlich verschieden sein kann von jener germanischen Weltanschauung, der dieses Brauchtum einst entsprang. Es ist das Bezeich-

* W. H. Riehl: „Wanderbuch (2. Teil zu „Land und Leute"), Stuttgart 1892.

nendste für unser deutsches arteigenes Brauchtum und spricht am überzeugendsten für die gemeinsame nordisch-germanische Wurzel, daß die Sinnbilder germanischer Herkunft überall in allen deutschen Ländern und Stämmen wiederkehren. So wie nordische Kunst sich nie im Abbild, in der Form erschöpft, sondern stets einen tiefen Sinnbildgehalt verrät, so ist nordisch-germanisches Brauchtum in erster Linie durch seine tiefe Sinnbildhaftigkeit gekennzeichnet.

Die Sinnbildforschung ist heute bei weitem noch nicht von aller Wissenschaft anerkannt. Als bahnbrechend müssen aber die Arbeiten Herman Wirths auf diesem Gebiete bezeichnet werden (s. Schrifttumsverzeichnis).

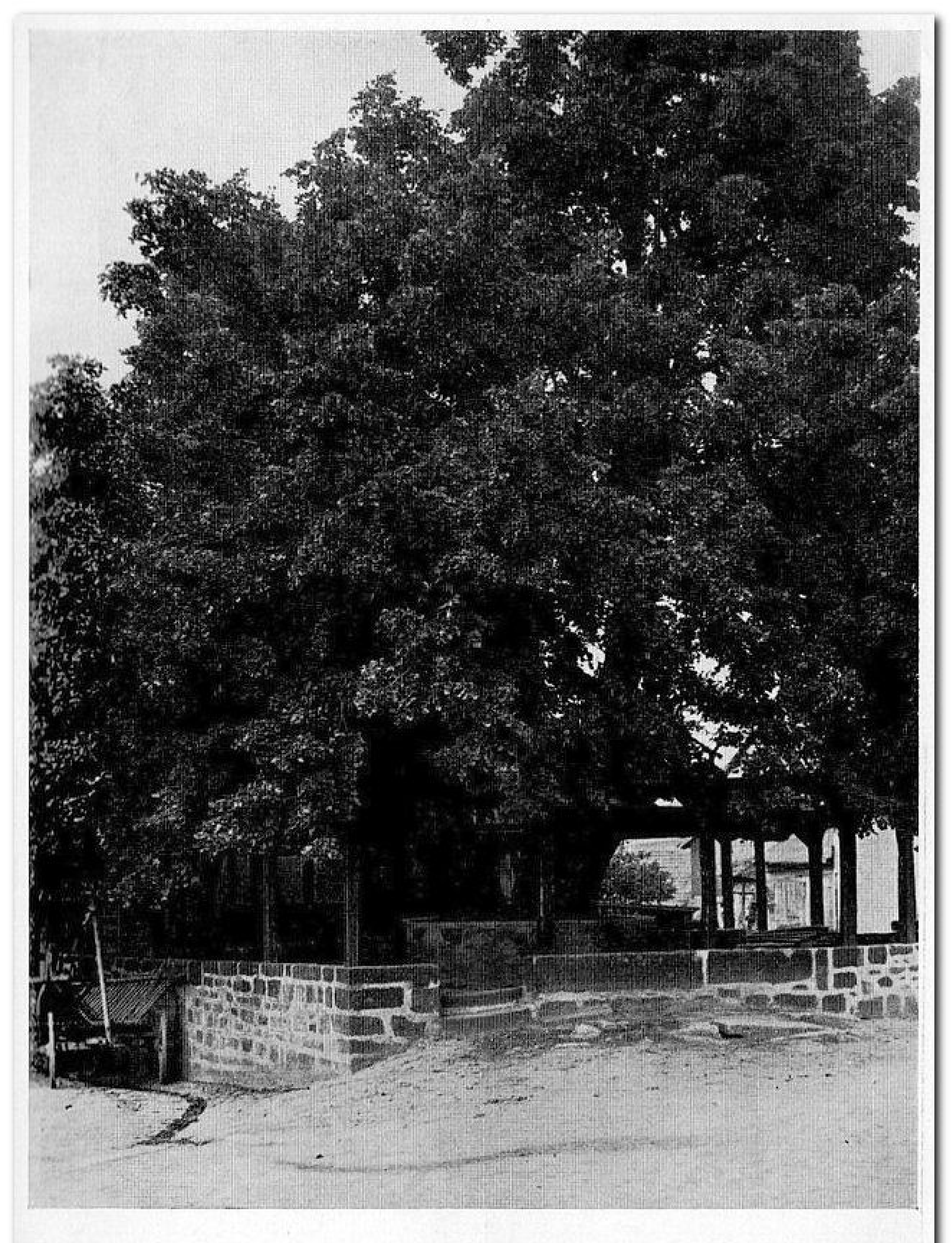
Wenn uns auch der Gang durch das Brauchtum im Ablauf des Jahres oder Menschenlebens andauernd mit altheiligen Sinnbildern zusammenführt, so sei doch versucht, hier eine Reihe der wichtigsten zusammenzustellen.

Die vorhin schon angedeuteten Sinnzeichen wie Feuer oder Lebensbaum spielen eine mannigfaltige Rolle.

„Feuer ist das beste den Erdgeborenen
Und der Sonne Schein" (Gesicht)

singt das Hohelied der Edda, und das Ahnen um diese Erkenntnis raunt in uns, wenn wir zur Feierstunde, etwa der Sonnwende, um das Höhenfeuer stehen. Zur Wintersonnwende lohen in manchen Gegenden vereinzelt noch solche Feuer, häufiger finden wir sie als Osterfeuer an der Frühlings-Tag- und -Nachtgleiche und zum Lampenlicht „verkleinert" im Laternenumzug der Herbstzeit. Fasenachtsfeuer und Lichtmeßfeuer sind altüberliefert erhalten, das Maifeuer in der Wallburgennacht erlebt einen neuen Auftrieb. Das schon erwähnte Nodfeuer hat sich in der katholischen Kirche erhalten und diente zur Sommersonnwend oder an Ostern ehedem zur Erneuerung des ewigen Herdfeuers, von dem im vorigen Abschnitt bereits gehandelt wurde. Daß es gleichzeitig zum Sinnbild des Lebens geworden war, erhellt aus der früheren Sitte, es beim Tode des Hausherrn auszulöschen[16]. Als Zeichen der Besitznahme wurde ehedem ein Feuer auf dem Acker entzündet, und bei der Wiedererrichtung der Siedlung Neu-Westeel an der Nordsee im zweiten Jahre nach der nationalsozialistischen Erhebung wurden auf den Deichen auch wieder Feuer abgebrannt.

Wasser, das gegnerische Element des Feuers sei an dieser Stelle vorweggenommen. Heilquellen sind dem Bauern heute noch wohl bekannt; der Frühlingstau, das Osterwasser spielen im Frühlingsbrauchtum eine bedeut-

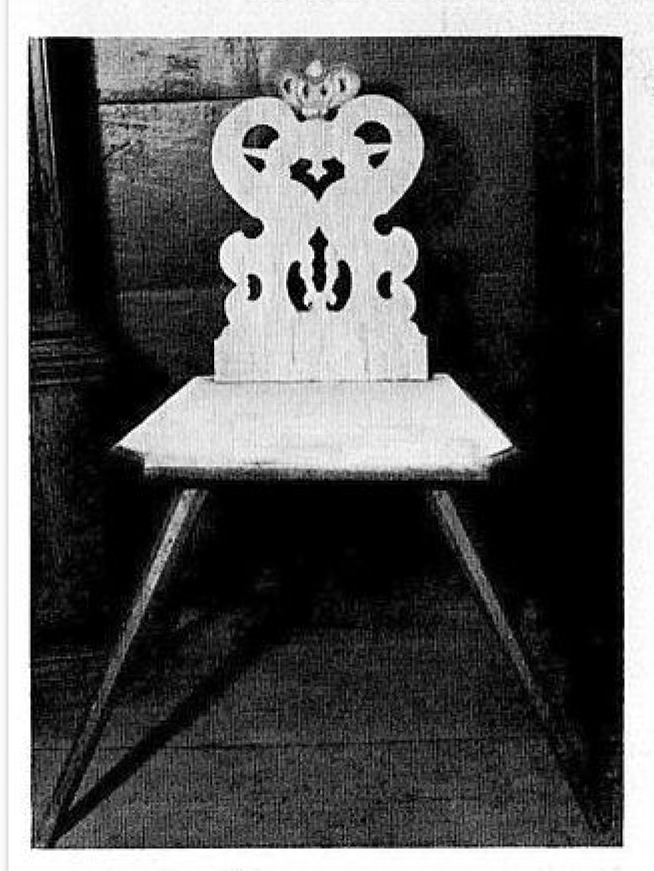


Alte Thinglinde aus Mühlbach im Knüllgebirge (Hessen)

Bild: Hans Retzlaff

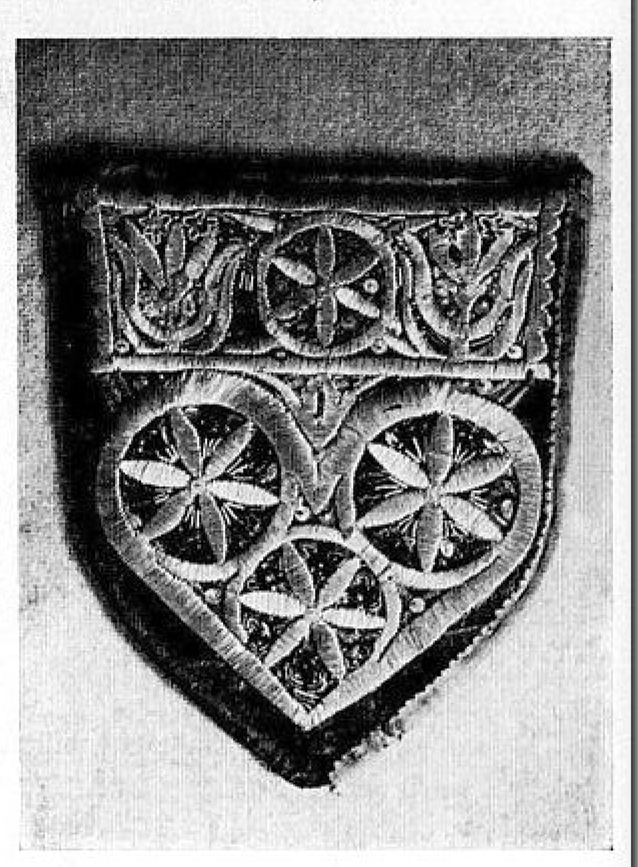
Der Lebensbaum, aus dem Herzen wachsend

Stickerei von einem Männerkleidungsstück aus der Schwalm



Der Schwan als Sinnbild

Schwälmer Bauernstuhl mit zwei Schwänen



Sechsstern und Lebensbaum in Schwälmer Stickerei (Bruststecker)

Bilder: Hans Retzlaff

same Rolle und stellenweise wird die einfahrende Erntefuhre mit Wasser begossen. Das kirchliche Weihwasser hat nur dank der germanischen Glaubensvorstellung vom heilbringenden und Wachstum fördernden Wasser (in Ostfranken und anderen Gegenden stellen sich die Kinder gerne barhäuptig in den Mairegen, „um zu wachsen"!) im Volke Anklang finden können. Vom Taufwasser wurde Seite 32 bereits kurz berichtet.

Einige Ausführungen zum Sinnbild des Lebensbaumes, der Pflanze, dürften noch angebracht sein. Neben dem Maibaum erfreut sich der Weihnachtsbaum einer großen Verbreitung. Der Sinngehalt des Weihnachtsbaumes als Lebensbaum ist nicht zu bestreiten. Daß die fälschlicherweise „Palmbuschen" genannten Zweigbuschen der Frühlingszeit denselben Gehalt ausdrücken wie die verwandten „Maien" (auch „Pfingstmaien") oder das Urbild des „Donnerbesen", der uns in jenem Punkt 19 des „Indiculus" entgegentritt (als Kräuterbündel) ist ebenso eindeutig zu erkennen, wie das Sinnbildhafte der „Lebensrute", mit der die Kinder die Erwachsenen schlagen („fitzeln", „stiepen" usw.) und die auch Knecht Ruprecht führt. Auch das bunt bebänderte Bäumchen, das beim Richtfest des neuen Hauses den Dachstuhl ziert, entspringt dem Glauben vom „Lebensbaum". Im Gegensatz zum grünen Zweig, Buschen oder Baum steht der dürre als Sinnbild des Unfruchtbaren, z. B. im „Schandmaien".

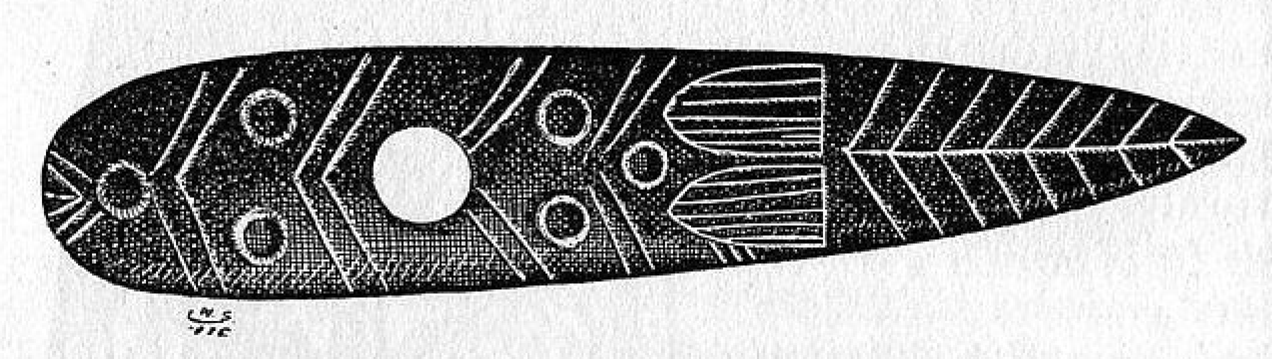


Germanischer Bronzeanhänger mit Lebensbaumdarstellung. Sammlung Wilhelm Scheuermann

Die der Erkenntnis vom „Lebensbaum" zweifellos zugrunde liegende Naturbeobachtung ist für den zum „Schauen" (im tieferen Sinn des Wortes) geborenen germanischen Bauern ebenso bezeichnend wie sein liebevolles Verhältnis zu Pflanze und Tier, die er ebenso wie sein eigenes Ich als Teile des

göttlichen Alls auffaßt. Nicht nur die Haustiere tragen mit ihm Freud und Leid, sondern der Bauer des Bayrischen Waldes bat noch vor wenigen Jahrzehnten einen Baum um Verzeihung, ehe er ihn fällte. In alten Rechtsweistümern wird der mutwillige Frevel an Bäumen mit harten Strafen bedroht, und Jakob Grimm traf wohl das Wesen der deutschen Seele, wenn er schrieb, daß sich „in dem Wehen, unter dem Schatten uralter Wälder" die Seele der Menschen „von der Nähe waltender Gottheiten erfüllt" fühlte.

Der Lebensbaum, dessen mythisches Urbild der immergrüne Weltenbaum Yggdrasil über Urds Brunnen darstellt, ist ganz entsprechend der germanischen Einheit von Religion, Recht und Rassenpflege, auch zum



Frühgeschichtliche Prunkaxt aus Stein mit Lebensbaumdarstellung

Sinnbild des göttlichen Rechts geworden. Das „Grimnirlied" der Edda berichtet:

„Wenn er reitet Gericht zu halten bei der Esche Yggdrasil" ... und in Dutzenden deutscher Bauerndörfer steht heute noch eine alte Linde am Anger, von steinernen Bänken umgeben, auf denen einst die Ältesten der Sippen im Thing zu Rate saßen.

Die vereinzelt noch anzutreffende Sitte, bei der Geburt eines Kindes, insbesondere des Hoferben, einen jungen Baum im Hofe zu pflanzen, erinnert ebenso an den ewigen Lebensbaum, wie die Bäume, die zu Ehren großer Männer mit unsterblichen Verdiensten gepflanzt werden. —

Daß Bäume Wetterkünder sein können, gründet sich zweifellos auf geschlechterlange Erfahrung. Wenn im Neblung noch Wasser aus einer angehauenen Buche spritzt (also der Saft nicht stark zurückgegangen ist), so ist nach Tiroler Volksglauben mit einem regenreichen (und nicht kalten) Winter zu rechnen[17]. Auch der norddeutsche Spruch über das Frühlingsausschlagen von Eiche und Esche dürfte seine Richtigkeit haben:

„Kummt de Eike vor de Esche
hält de Himmel grote Wäsche
kummt de Esche vor de Eike
hält de Himmel grote Bleike"[18]

Daß der alte Bauernspruch über die verschiedene Blitzgefahr unter einzelnen Bäumen:

„Vor den Eichen sollst du weichen,
doch die Buchen sollst du suchen"

durch wissenschaftliche Beobachtungen in hervorragender Weise als richtig erwiesen wurde, ehrt das bäuerliche Weistum nicht wenig.

Es würde zu weit führen, wollte man auf die einzelnen Bäume und Sträucher oder gar niedrigeren Pflanzen näher eingehen. Allgemein muß darauf hingewiesen werden, daß von ihnen manch bewährtes Heilmittel stammt, so daß sie selbst hin und wieder noch als „heilig" und „Gesundheit bringend" empfunden werden. Marzell[19] berichtet einen norddeutschen Spruch, in dem der „liebe Eichbaum" gebeten wird, das Fieber von einem Menschen zu nehmen.

Die Linde ist wohl der häufigste deutsche Gerichtsbaum, der des Dorfes Mitte ziert. Den heilsamen Lindenblütentee kennt unser Volk noch allenthalben.

Von der Birke stammt meist das Maibuschengrün. Heute steht sie an Pfingsten in vielen deutschen Häusern und am Vorabend der ostfränkischen Kerwa wird sie festlich eingeholt.

Die Eberesche, der Vogelbeerbaum, steht in hoher Achtung bei unseren Bauern. Man steckt seine Zweige mancherorts auf die Dächer, und an ihn, als rechten lebenszähen Baum („Quitschenboom" in dem vermutlich der Stamm Quik, Queck = Leben — Quecksilber — steckt) knüpft sich der von Marzell mitgeteilte Spruch[20] aus Mecklenburg:

„Ich quitsch di, ek queke di, de leiwe Gott dei beter di denn warst du dick un fett un rund un denn och gesund."

Geheimnisvoll ist die Rolle der seltsamen immergrünen Mistel — so wie Baldr durch den Mistelspeer getötet wird, bringt sie dem Baum, der ihr Wirtspflanze ist, den Tod. Wir finden sie mit ihren weißen Beeren um die Weihnachtszeit in mancher Stube hängen — wohl als Sinnbild dafür, wie das alte Jahr zu Ende geht. So gewiß dieser Tod ja von einem neuen

Leben gefolgt wird und so gewiß ein sterbender Baum Baustoff für neu aufbauende Pflanzen abgibt, so möglich ist die Deutung, daß die Mistel nichts anderes als das Sinnbild der abbauenden, tötenden Kräfte im All darstellt, die ebenso zur Ganzheit der göttlichen Ordnung gehören, wie die aus dem scheinbaren Tod neuerstehenden.

Von den Sträuchern ist zweifellos der Holunder der bedeutendste im Brauchtum[21]. Sein Name erinnert uns an „Frau Holle", und „Die Hausapotheke des Bauern" hat man ihn nicht zu Unrecht genannt. Die sommersonnwendlichen Holunderküchl sind altüberliefert; Holunderwein, Holundermark und „Hollertee" sind allgemein bekannt.

Der Wacholder („Kranewit", „Reckholder", „Machandl" usw.) ist besonders im Kräuterbündel nie vergessen, seine Beeren sind heilkräftig, mit ihm wird bei Gewitter oder an den heiligen zwölf Nächten das Haus geräuchert.

Die Hasel wird mit Vorliebe als Fruchtbarkeits-Sinnbild verwendet und dankt dies sicher ihrer eigenen Fruchtbarkeit. Eine Haselnußgerte ist häufig der Zweig zum „Fitzeln" mit der Lebensrute (s. o.), und daß man das Geschehen im Jahreslauf — wie auch oft zu beobachten sein wird — als gleichlaufend mit dem des Lebenslaufes sich sinnbildlich vorstellt, beweisen alte Bauernsprüche wie der, daß es bei reicher Haselblüte wenig Jungfrauen im betreffenden Jahr geben müßte. Aus späterer Zeit stammt dann die bereits wohl verbogene Wendung: „Viel Haselnüsse, viel uneheliche Kinder." Ich halte die Deutung Marzells, daß es „beim Haselnußpflücken im dichten Walde unter dem jungen Volke wohl nicht immer recht ehrbar herging"[22] jedenfalls für völlig abwegig. Warum konnte in Zeiten größerer Naturverbundenheit der Menschen (wie es die früheren eben waren), eine natürliche außergewöhnliche Fruchtbarkeit in der Natur nicht gleichzeitig für die Fruchtbarkeit der Menschen eine Steigerung bedeuten, und man braucht in diesem Falle gar nicht allein die sehr stoffliche Erklärung heranziehen, daß etwa die Aussicht auf reiche Ernte eher zur Hochzeit und neuer Lebensbegründung ermutigt hätte.

Weitere Pflanzen und Kräuter werden im Verlauf der Brauchtumsdarstellung noch zahlreich anzutreffen sein.

Aber auch höhere Lebewesen, auch Tiere, pflegen im bäuerlichen Brauch als Sinnbilder verwendet zu werden. Der Bock tritt als Sinnbild der Fruchtbarkeit, etwa im „Kerwahammel" (ursprünglich wohl auch anstatt der „Weinbergsgeiß") auf, und noch häufiger ist es der Hahn, der z. B. als „Erntehahn" niederdeutsche Erntekränze schmückt, und zum Hahnentanz, Hahnen-

reiten, Hahnengreifen oder Hahnenschlagen dient. Doch ist er nicht nur Sinnbild der Fruchtbarkeit. Der „hochrote Hahn", geheißen „Fialar", der Edda steht in mythischer Beziehung zur Gottheit, und das bäuerliche Brauchtum kennt ihn als „Wetterhahn" auf dem Dache ebenso gut, wie uns das Gleichnis vom „roten Hahn" für die Feuersbrunst allgemein geläufig ist. Und noch ein weiteres: „der Hahn ist des Bauern Uhr und Kalender"[23]! Der Hahn ist Künder des Lichts, ist Künder des neuen Tages, nach dem Volksglauben dann auch Künder des neuen Jahres. Und daraus erklärt sich sein Auftreten als Schmuck oder Spielzeug (Tonhähnchen im Fläming!) zur Weihnachtszeit. Der bezeichnend aufklärende Spruch: „Der Hahn lehrt nicht die Sonne aufgehen, die Sonne lehrt ihn krähen", kann nicht aus bäuerlichem Geiste geboren sein, denn der Bauer hatte diese Selbstverständlichkeit wohl von vornherein gewußt, und ihre Betonung ändert ja nichts an der Tatsache, daß der Hahn doch den heranbrechenden Tag verkündet und mit seinem Schrei die Schläfer weckt.

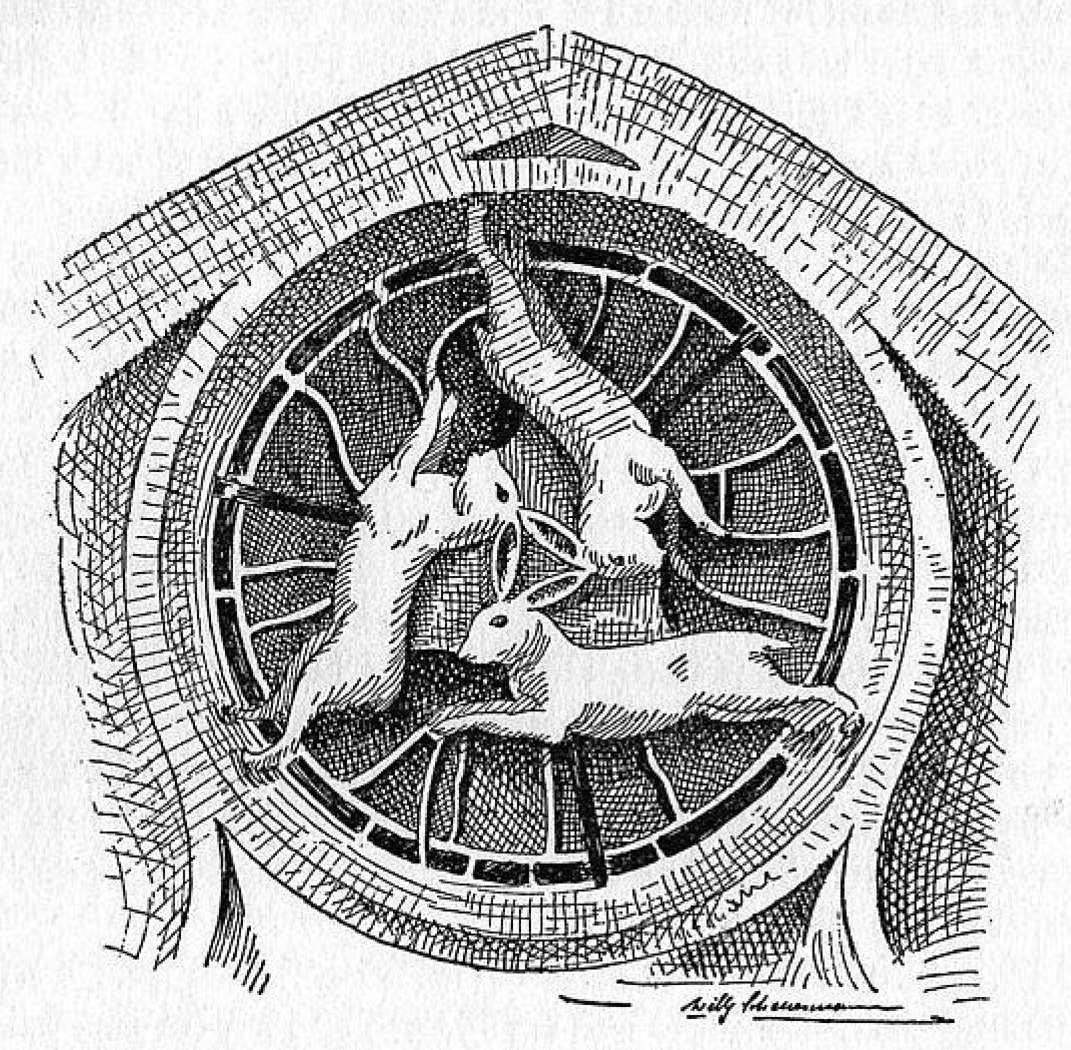
Von anderen Vögeln wurden die Raben schon erwähnt, Allvaters Boten Hugin und Munin, die in bewußter Umdeutung durch fremden Einfluß erst zu den Unglücksboten („Unglücksraben"!) wurden. Ehedem waren sie dem ausziehenden Krieger glückverkündende Zeichen gewesen[24]. Auch dieser Glaube braucht keineswegs allein auf Erfahrung gestützt zu sein (mythologische Zusammenhänge bestehen ja!), wenngleich auch die Beobachtung der Tiere der Naturbeobachtung des germanischen Bauern entsprach. Man erinnere sich doch nur daran, wie Wieland der Schmied seinem Bruder vom Vogelflug berichtet: „Du magst es wissen, daß alle Vögel sich gegen den Wind niederlassen und sich ebenso emporheben."[25]

Der Storch, der Adebar (Odebar = Gut-bringer) wird zum Sinnbild des Kinderbringers, nicht zuletzt weil er zu jener Zeit ins Land zurückkommt, zu der nach göttlicher Ordnung das neue Leben in der Natur erwacht und zu einer Zeit, als die Menschen noch mehr als heute sich in diese göttliche Ordnung einfügten, auch die jungen Menschenkinder zur Welt kamen. Mitwirken mag vielleicht, daß der Storch dank seines langen Schnabels die Kinder leicht aus dem „Kindlesbrunnen" zu holen vermag! —

Der Schwan als Jahresbegleiter findet als friesisches Giebelzeichen vielfach Verwendung. Er ist es, der am spätesten im Jahre die Heimat verläßt und am frühesten wiederkehrt. Nicht unerwähnt darf bleiben, wie seine Körperform (der geschwungene Hals) das S-Zeichen eine Abwandlung der Odalrune (ältere Odilrune ᛟ 8) darstellt.

Der Osterhase, der die Ostereier legt, ist ein Frühlingssinnbild. Er ist selbst ein Beispiel üppiger Fruchtbarkeit, und der Schnee- oder Alpenhase soll doch im Frühling sein weißes Winterkleid ebenso mit einem dunklen vertauschen, wie die Erde es tut.

Ähnliche Bedeutung hat das Sinnbild des Bären, der in Frühlingsbräuchen hin und wieder vorkommt. Nach altem Volksglauben hält er ja



Der Hase als Sinnbild. Drei Hasen im Domfenster zu Paderborn.

einen ununterbrochenen Winterschlaf, aus dem ihn das Frühlingswerden erst wieder erweckt.

Das Schwein („Glücksschwein") ist Sinnbild des Glückes und Lebenssegens und tritt als solches im Weihnachtsgebäck (Juleber) noch auf. („Schwein haben" = Glück haben!)

Die Eule ist nordisches Sinnzeichen der Weisheit.

Andere altüberlieferte Tiersinnbilder, wie z. B. die eddischen Hirsche (der „Hubertus-Hirsch") oder auch das Eichhörnchen (Ratatöskr) spielen weni-

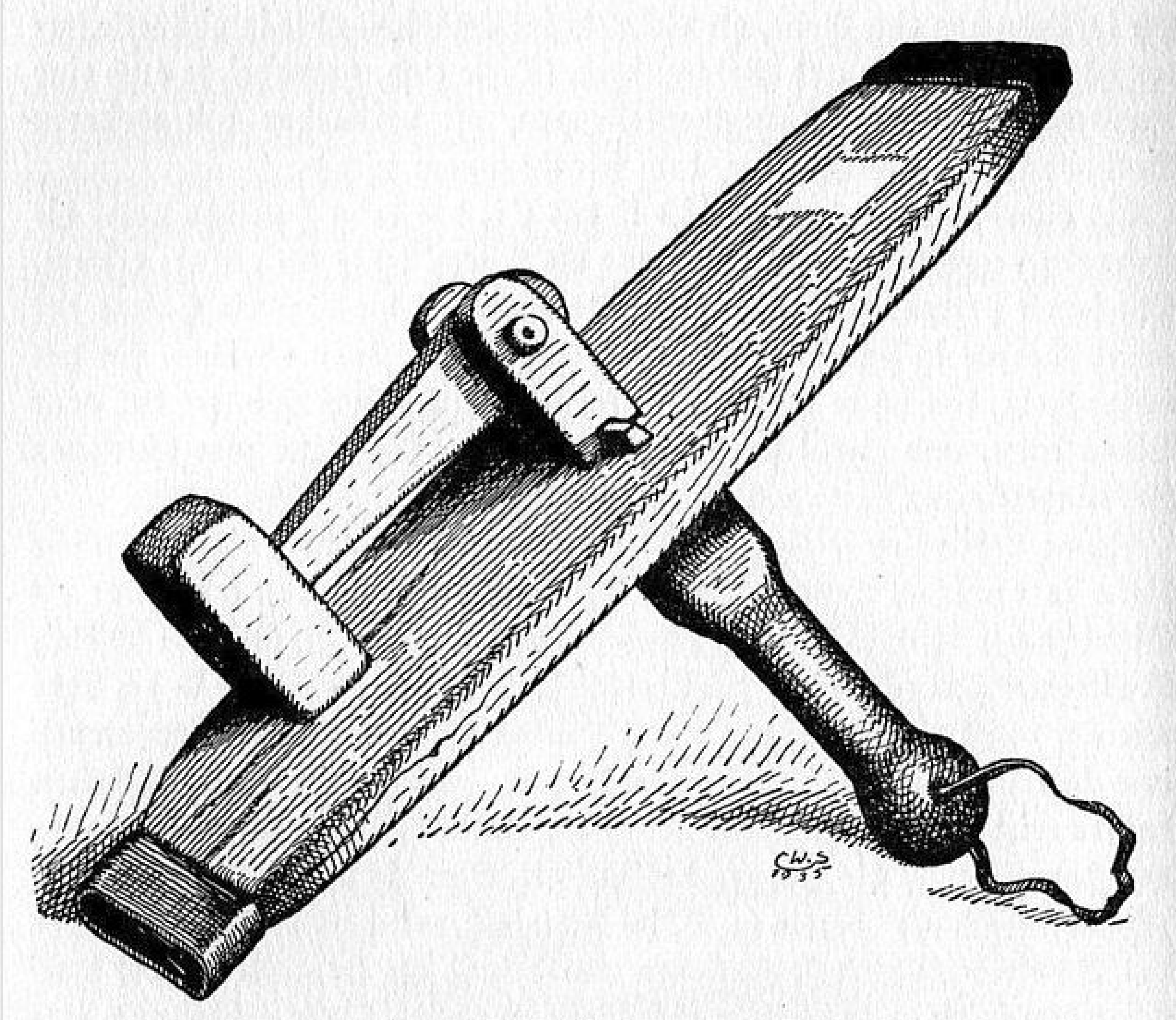
ger in Bräuchen eine Rolle, als vielmehr im Erzählgut oder in altüberlieferten bäuerlichen Stick- und Webemustern. (Diese sind, nebenbei, ja auch eine Fundgrube von Lebensbaumdarstellungen, oft verbunden mit weiteren Sinnbildern, dem Vogelpaar, dem Menschenpaar usw.)

Ein allbekanntes Lebenssinnbild ist das Ei, das beim Hausbau unter die Schwelle vergraben wurde und heute als Osterei jedes Kinderherz erfreut. Mit seiner starren, weißen, scheinbar toten Hülle, die doch die Anlage des neuen Lebens in sich birgt, wird es zum rechtschaffenen Gleichnis für das ewige Jahr, das unter dem scheinbaren weißen Tod des Winters das neue Leben trägt, und eignet sich so in hervorragendem Maße zum österlichen Frühlingszeichen.

Neben Lebewesen spielen eine Reihe weiterer Sinnbilder eine beachtliche Rolle in deutschen Bräuchen. Man denke doch nur an den Hammer als Sinnbild des Rechtes und der göttlichen Kraft. Thors Zermalmer Mjölnir ist allbekannt. Als Sinnbild der Eheschließung tritt der Hammer in der Edda wie auf den Felszeichnungen von Bohuslän auf, und dieses Rechtsbrauchtum lebt im deutschen „Polterabend" z. T. noch fort. Balders Scheiterhaufen wird mit dem Hammer geweiht, und bei der Landnahme bestimmte der Hammerwurf die Grenze des Besitzes. Noch in unsere Zeit ragt der „Schulzenhammer" herein (z. B. im Fläming), mit dem den Anordnungen des Schulzen Rechtskraft verliehen wurde, und als Hammer bei der Versteigerung spielt er heute noch eine Rolle. In seine Klasse gehört auch jene Holzklapper, die vereinzelt jetzt noch im Gebrauch ist, so z. B. im Dorfe Sierße im Braunschweigischen. Sie trägt unverkennbar einen kleinen Hammer als Klöppel (s. Zeichnung), wird vom Gemeindediener benutzt, um amtliche Bekanntmachungen anzukündigen und häufig dient sie dem Bauern, um das Gesinde zur Mahlzeit zu rufen oder als Lärmgerät bei der Treibjagd.

Das Schwert als Sinnzeichen der Freiheit, des Rechtes und der Wahrhaftigkeit tritt vereinzelt noch bei Hochzeiten auf und wird dort vor der Braut einhergetragen.

Spinnrad oder Kunkel sind Zeichen des weiblichen Hausfleißes und der weiblichen Tugend, die Schlüssel Sinnbild der häuslichen Gewalt, und schon in altgermanischen Gräbern hat man den Schlüsselbund am Gürtel der Frau gefunden. Handschlag und Weintrunk bekräftigen einen Bund oder Vertrag („Minnetrunk", „Johanniswein" der Brautpaare), der Ringwechsel gilt gemeinhin als Ehezeichen.

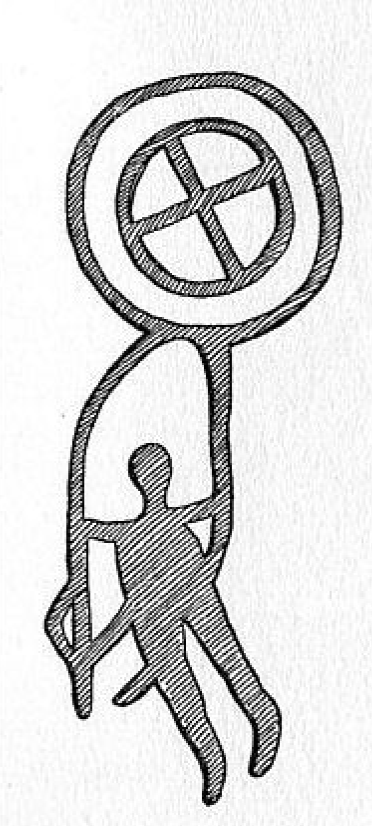


Die Buchenholzklapper des Gemeindedieners von Sierße (Braunschweig)

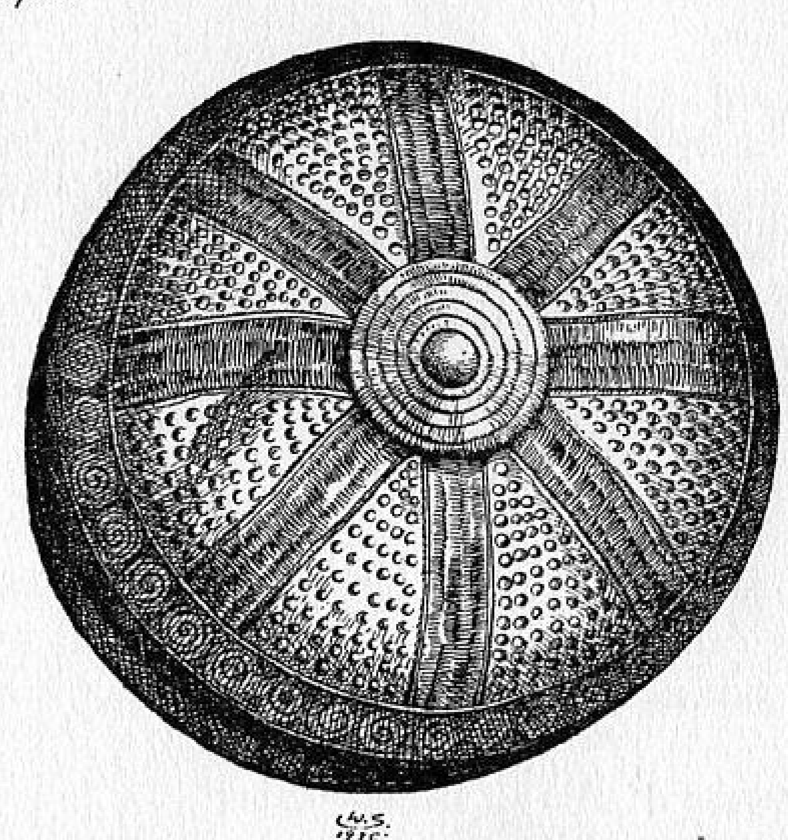
Naturerscheinungen üben Einfluß auf die sinnbildgestaltende Kraft des Volkes aus; das Wolkengebilde wird zum „Wetterbaum"[26], die Regenwolke zum „Grauen Roß" und der weiße Schimmel Allvaters, der durch die Lüfte braust, ist zweifellos von dem Erlebnis des Sturmes und des Schneesturmes mitgebildet worden.

Für die stärksten Kräfte der Natur, z. B. für die Sonne, entstand eine Menge heiliger Sinnbilder. Das Feuer als Sonnensinnzeichen ist bekannt, der Apfel als Sonnensinnbild tritt noch am fruchttragenden Weihnachtsbaum auf. Friesische Gebäcke zeigen die Sonnenbögen; der kleinste, wintersonnwendliche Tageskreis der Sonne ist das Urbild der Urrune, die Hufeisenform, und dieser Vorstellung verdankt das Hufeisen seine heute noch gültige Eigenschaft als Glücksbringer. In Gebildbroten, im Schmuck, in der Zeichnung, ja auch in Gebilden des Volkstanzes erscheint die Spirale und die doppelte Spirale als Gleichnis des Sonnenlaufes im Jahr (vom klein-

sten-innersten Tageskreis an der Wintersonnwende werden die Tagesbögen immer größer bis zur Sommersonnwende, wo dann die Umkehr erfolgt). Die alten Drehburgen (sog. „Trojaburgen") gehören ebenso hierher wie die Steinsetzungen der Sonnenkalender (z. B. Stonehenge) und das bekannte Kinderspiel, eine Spirale in den Sand zu zeichnen und ihren Windungen entlang zu hüpfen, erinnert in gleicher Weise an den Sonnenlauf, wie etwa im Märchen das Rotkäppchen.



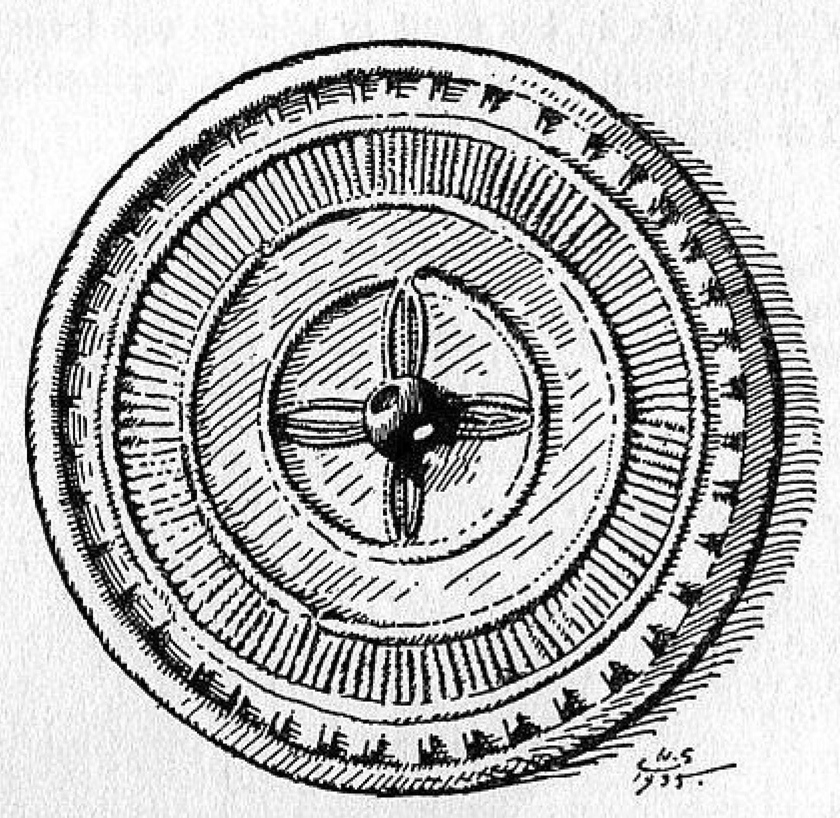
Das Radkreuz in schwedischen Felszeichnungen



Sonnensinnbildliche Verzierungen auf frühgeschichtlichem Goldgefäß

Das bekannteste Sinnbild der Sonne und damit der göttlichen Ordnung, also auch das Sinnzeichen des Jahres und des Lebens, ist der Kreis oder der Kranz, das Anfang- und Endlose, Ausdruck der Ewigkeit. Der Kranz der Braut, wie der Kranz am Grabe gehören hierher, desgleichen der Kranz am Maibaum oder an der Queste. Hier ist er zum Radkreuz verwendet, das in nordischen Felszeichnungen bereits als Heilszeichen vorkommt und im germanischen Schmuck (z. B. auf Urnen, Goldschalen usw.) eine bedeutsame Rolle spielt. Der doppelte Kreis, die doppelte Sonne ist Zeichen der Sonnenwende und des ewigen Jahres und liegt der älteren Odilrune (vgl. Odal-Sonnenlehen!) zugrunde (8)[27], die im bäuerlichen Schmuck, am Hause wie in Stickereien noch allbekannt ist.

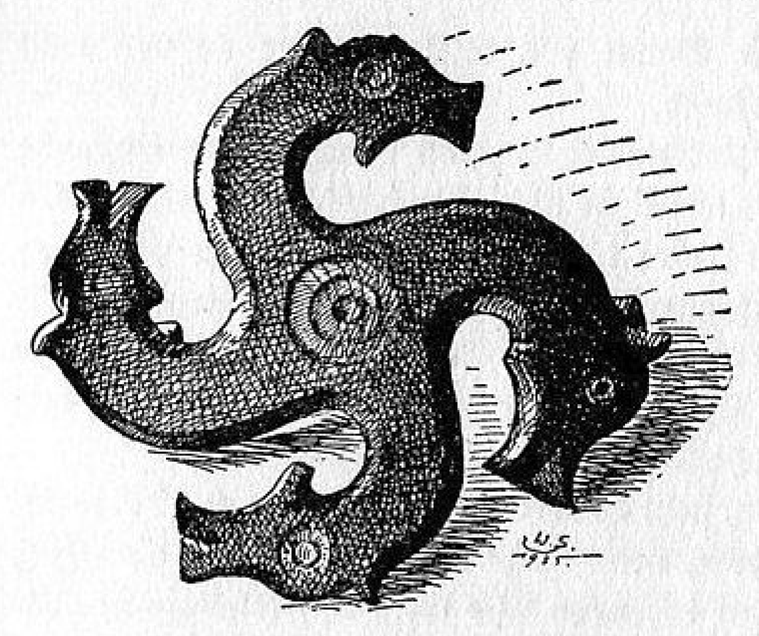
Damit berühren wir die heiligen Sinnbilder der Runen, denen heute noch eine viel umfassendere Bedeutung im Volksleben zukommt, als man gemeinhin oft geschrieben findet. Die Lebensrune ᛉ trägt das Leittier beim Almabtrieb, die Odalrune ᛟ steht im Giebel manchen Bauernhauses, die



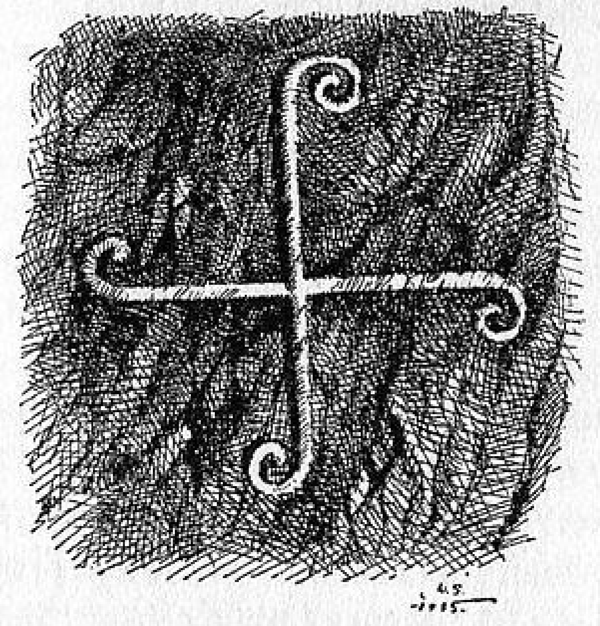
Radkreuz auf bronzezeitlichem „Taschenkalender". Sammlung W. Scheuermann

Kunrune ᚴ oder die Man-(= Lebens)rune in manchem Gebälk (Zimmermannssprache!).

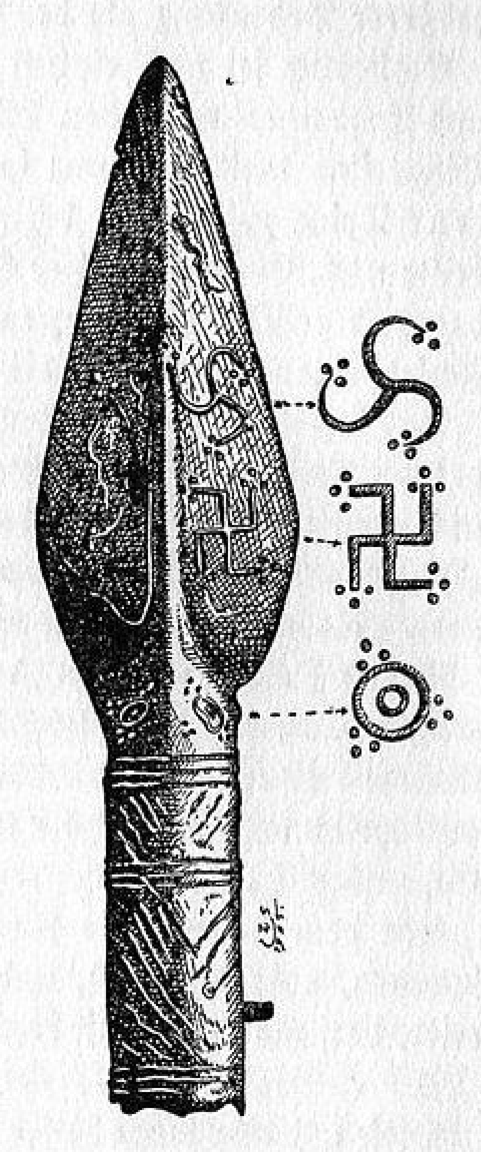
In Hausmarken und Bauernwappen treten Runen und Runenabwandlungen in einer ungezählten Fülle auf, und die heilige Hagalrune (vgl. S. 31), das Sechskreuz ✳ als Sinnzeichen des Allumhegenden, finden wir in vielfachen Abwandlungen (z. B. Sechsstern) und Sinnbildverbindungen überall am deutschen Bauernhaus, in Holz geschnitzt am Haustorbalken, im Mangelbrett nicht seltener als in Stickereien oder der Tracht. Wertvolle Beiträge zu dieser Frage hat K. Theodor Weigel in seinen Büchern „Lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße" und „Runen und Sinnbilder"[28] geliefert, und in hervorragender Weise hat die Rolle des uns allbekannten Hakenkreuzes in Brauchtum und Geschichte Wilhelm Scheuermann in seinem Buche: „Woher kommt das Hakenkreuz"[29] aufgezeichnet. Der Zusammenhang zwischen Hakenkreuz und Sonne, bzw. Feuer ist nicht zu bezweifeln.



Schwäbische Fibel aus dem Elsaß



Frühgeschichtliches Hakenkreuz in schwedischer Felszeichnung



Die Lanzenspitze von Müncheberg mit Hakenkreuz und Dreischenkel (Alter etwa 1500 Jahre)

Gegenüber dem Tagesgestirn nimmt der Mond im heutigen Brauchtum nicht mehr die Bedeutung ein, die ihm früher einmal zukam. Aber immerhin kennen wir alle noch die Hörnchen des Bäckers, die an die Mondsichel erinnern, immerhin wird der Zeitpunkt des Osterfestes heute noch nach dem Sonnen- und Mondstande bestimmt (1. Sonntag nach Vollmond nach Frühlings-Tagundnachtgleiche) und unsere Bezeichnung „Monat" verrät seinen Einfluß ebenso, wie der „Montag" jeder Woche. An einen Einfluß des Mondes auf die Aussaat glauben unsere Bauern heute noch, aber gerade für das

Bauerntum war natürlich die Sonne von allem Anfang an von weit größerer Bedeutung als der Mond.

Schließlich sei noch einiger Zahlen gedacht, mit denen sich Volksglaube und Brauchtum verbinden. Die wichtigste ist die Dreizahl, denn „aller guten Dinge sind drei". Dreimal im Jahre trat gewöhnlich das große ungebotene Thing zusammen, drei große Feste gibt es im Bauernjahr deshalb heute noch. Ein dreibeiniger Stuhl wurde als Sinnbild der Landnahme auf das Feld gestellt, drei Nornen sitzen am Fuße des Weltenbaumes, und drei Achsen ergeben, gekreuzt, die Hagalrune, das Allumhegende.

Das Dreimal Drei, die Neun, steht an Bedeutung wenig nach. „Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum, neun lange Nächte", berichtet die Edda, und ebenso „neun Welten kenn ich, neun Äste weiß ich" (Wöluspa), oder „Hauptlieder neun lernt ich von dem hohen Sohn Bölthorns" (Odins Runenlied). „Nach neun Nächten will Niörds Sohne die Gerd Freude gönnen" (Skirnirs Fahrt), und von „dreimal neun Mädchen" berichtet Hrimgard im Helgilied. Neun Monde trägt die Mutter das Kind im Mutterleibe, und das Bestehen einer urarischen Monatsteilung in $3 \times 9 + 3$ Tage hat Spieß[30] ausführlich behandelt und auch Hinweise aus dem lebenden Brauchtum der Gegenwart (z. B. Klausenbaum, Weihnachtspyramide!) gebracht.

Mit dem Zeiterlebnis hängt auch die Zahl 7 (siebentägige Woche!) zusammen, desgleichen 13, und wenn sie heute eine „Unglückszahl" genannt wird, darf man wohl mit Recht annehmen, daß sie ehedem als heilig galt[31].

Diese und eine lange Reihe weiterer Sinnbilder treten im deutschen bäuerlichen Brauchtum germanischer Herkunft immer wieder auf. Es ist geradezu erstaunlich, wie sie, ebenso wie die verschiedenen Bräuche selbst, in allen Gegenden, bei allen Stämmen in ähnlicher Weise erhalten blieben.

Diese große Zusammenschau über alles Brauchtum ist für seine Deutung eine nicht unwesentliche Voraussetzung.

Ob Friesen oder Kärntner, Märker oder Bayern — alle haben sie teil an dem großen Gebäude deutschen Brauchtums, und im Grundzug läßt sich bei all den feinsten rassisch begründeten Unterschieden doch eine auffallende Übereinstimmung des bäuerlichen Brauchtums aller Gegenden, an der See wie im Gebirge, feststellen. Örtlich verschieden waren freilich die späteren Einflüsse, die den Verfall begünstigten oder die Erhaltung erleichterten und besonders hervorzuheben sind hier auslandsdeutsche Inseln, die im ständigen Abwehrkampf gegen ein blutsfremdes Element auch ihr Vätererbe im Brauchtum treuer bewahrten.

6. Bauernbrauch im Jahreslauf

Ein Jahr ist für die Götter ein Tag und eine Nacht. Ihre Einteilung: „das Halbjahr, währenddessen die Sonne nach Norden vorschreitet, ist ihr Tag, das, währenddessen sie nach Süden vorschreitet, ihre Nacht." Dieses Zeugnis aus dem Gesetzbuche des indischen Manu kann nur aus einer Erlebniswelt stammen, in der die Sommersonne von der Wintersonne an Leuchtkraft und Leuchtdauer deutlich zu unterscheiden ist. Es ist Ausdruck einer Weltanschauung, die nur in unseren und in noch nördlicheren Breiten geboren werden konnte. Und es ist Ausdruck derselben Weltanschauung, die der deutsche Bauer heute noch ebenso sein eigen nennt, wie sein Urahne vor Jahrtausenden.

Im Schwerpunkt dieser Weltanschauung steht aber der Ewigkeitsgedanke, der Unsterblichkeitsglaube. Tag reiht sich an Tag, stets wird er neu geboren, erreicht seine Höhezeit und stirbt, um einem neuen Raum zu geben. Auch das Jahr ersteht zur Wintersonnenwende, wächst und ersteigt seine Hochzeit an der Sommersonnenwende, um in den Wintertod einzugehen, aus dem doch ein neuer Frühling geboren wird. Ja selbst ein Menschenleben ist nichts anderes als ein solches Erwachen, Wachsen, Blühen, Reifen und Sterben, indes das Blut in der Sippe ewig weiterlebt. Die Erkenntnis vom ewigen „Stirb und Werde", vom ewigen Anfang- und Endelosen der göttlichen Ordnung, das im sonnensinnbildlichen Kreis, Kranz oder Rad sein heiliges Gleichnis gefunden hat, steht hinter allem Brauchtum im Jahres- und Lebenslauf und bildet gleichsam den Schlüssel für seine Deutung.

Mannigfach kommen die Beziehungen zwischen dem Göttlichen und der Zeit immer wieder zum Ausdruck; das Sonnensinnbild, z. B. die Odilrune, spielt dabei gleichsam eine Mittlerrolle, und der russische Name „God" für das „Jahr" ist eines von zahlreichen Sprachzeugnissen für den inneren Zusammenhang, den man im Weltall schon vor undenklichen Zeiten gefunden hatte.

Die besonderen Festpunkte im Sonnenlauf des Jahres geben den Anlaß für Feste im Jahreslauf (wobei der Mond und auch gewisse Sternbilder in untergeordneter Rolle noch mitwirkten). Die Weihnacht fällt auf die Wintersonnenwende, die Geburtszeit des Jahres. Die Sommersonnenwende feiern wir als Jahreshöhe. Nach der Frühlings-Tagundnachtgleiche richtet sich Ostern, und auch um die Herbstgleiche schmiegt sich noch altes Brauchtum. Diese entscheidendsten Zeitpunkte im Jahreslauf waren maßgebend für die schon erwähnte Abhaltung des dreimaligen ungebotenen Things, das man auf Frühlingsgleiche, Sommerhöhe und Herbstgleiche („St. Michael", 29. 9. — Michelthing — Groß-Thing!) ansetzen kann, während zur Wintersonnwende, im Neblung und Julmond, nachweislich niemals ein ungebotenes Thing stattfand, also aller Streit ruhte und schon in Germanien „Friede auf Erden" war. Natürlich richtete sich das im Freien stattfindende ungebotene Thing auch jeweils nach den bäuerlichen Arbeiten und nach der Witterung, so daß man auch zu der Festlegung der drei Zeitpunkte kam: zwischen Schneeschmelze und Pflugausfahrt, zwischen Feldbestellung und Heumahd, sowie zwischen Ernte und Schneefall. In groben Zügen deckt sich dies aber mit den erwähnten Zeitpunkten im Sonnenlauf, und genau überlieferte Aufzeichnungen wie z. B. die vom Godingsgericht zu Grabenstein (Grimm a. a. O.) treffen ebenfalls ungefähr auf diese Zeiten:

Donnerstag (!) nach „Lätare"
Donnerstag nach „Johannis"
Donnerstag nach „Michaelis".

Es verbanden sich mit den Zeitpunkten des ungebotenen Things natürlich eine Reihe Bräuche, die nicht im unmittelbaren inneren Zusammenhang zur Rechtsübung standen, obwohl gerade im Frühlingsbrauchtum (Fasching: „Strählen", Faschingspredigten!) oder zur Sommer- wie zur Herbstkirwe („Kerwa-Liedchen"!) heute noch volkstümlich Gericht gehalten wird. Es ist jedenfalls kein Zufall, sondern altüberliefertes Erbe, wenn jener Junge der bayrischen Ostmark, den man in der „Religionsstunde" nach den drei höchsten Festen im Jahre fragte, ganz eindeutig mit, „Fosnet, Kerwa und Schlachten" (Schlachtfest) antwortete, — denn diese Feste decken sich auch wieder ungefähr mit den drei Zeitpunkten des Things, bzw. mit den zugrundeliegenden Festpunkten im Sonnenlauf.

Zwischen ihnen liegen heute viele der bäuerlichen Feste. Die bewußt betriebene Entfremdung vom Sonnenlaufgeschehen trug ihr Teil dazu bei,

daß bestimmte Feste ihre ursprüngliche zeitliche Bindung nahezu verloren. Aber immerhin kann doch gesagt werden, daß bei weitem der allergrößte Teil unserer Feste des Jahres im Naturgeschehen verankert und ihr Brauchtum das Gleichnis dafür ist.

Im großen Zuge betrachtet, handelt es sich dabei um: Wintersonnwende = Weihnachten, die zwölf heiligen Nächte (Rauhnächte), Lichtmeß, Fasenacht, Frühlingsgleiche = ungefähr Ostern, Maien, Sommersonnwende, Kirwe (Kerwa), (die teils in die Nähe der Sommersonnwend, teils in die der Herbstgleiche fällt), ferner Herbstgleiche (Micheltag), Herbstfeste und die vorweihnachtlichen Lostage (wie „Martinstag", „St. Nikolaus"). In die Kirwe- und Herbstgleichenzeit fallen ferner die Erntefeste, in die der Herbstgleiche und vorweihnachtlichen Zeit die bäuerlichen Schlachtfeste. Beide Festarten können m. E. unbedenklich im Jahreslauf eingereiht werden, wenn ihr Brauchtum auch stark ins Arbeitsbrauchtum übergeht.

Wintersonnwende, Jahreswende und Rauhnächte

Es mag wohl kaum ein besseres Gleichnis für das „Wiedergeborenwerden" der Sonne an ihrer winterlichen Wende geben, als das Eddawort:

„Eine Tochter gebiert die strahlende Göttin
Ehe der Wolf sie würgt — — —"*

Und dieselbe Väterweisheit, verbunden mit der Vorstellung der drei Schicksalsgestalterinnen, offenbart uns der offenbar weihnachtliche Kinderreim aus der Moselgegend[32]:

„Sun kom eriwa (herüber)
scheet (Schatten) bleif dadiwa (da drüben)
dadiwa es e godeshous
doo kint de leewe sun erous.
Do seze drei nune
de aan wegelt weid
de aan schbint seid
de ana hor e kindche greecht
bee (wie) sol es heiße
Hebsche, Hebsche, Geische."

* Der Julmond hieß früher auch „Wolfsmond"!

Es sind drei verschiedene mythische Vorstellungen, die wir in diesem Vers vereint finden. Im ersten Teil ist von der Trennung des Jahres in die helle und die dunkle Hälfte die Rede und von der Wiederkehr der Sonne aus dem göttlichen All. Die drei Nornen als die Gestalterinnen allen Geschehens stehen auch über dem Werden und Vergehen des Jahres. Und schließlich ist die Geburt des neuen Jahres versinnbildlicht durch die Geburt eines Menschenlebens, eines Kindes. Dieses Gleichnis des Kindes für das neue Jahr wird uns noch mehrfach im Weihnachts- d. h. Jahreswendebrauchtum begegnen, ohne daß etwa eine Herleitung vom Christuskind erlaubt wäre! Das Kind ist eben Sinnbild für das neue Leben schlechthin. Beachtlich erscheint mir in unserem Mosel-Reim übrigens die kirchlich hervorgerufene Gleichschaltung der alten drei Nornen zu drei Nonnen (Nune), wobei aber übersehen wurde, daß die letzte der drei nun, nach wie vor, ein Kind bekommt!! —

Nach ihrem Stillstand bei der Umkehr beginnt die Sonne, das Jul-Rad, langsam wieder zu rollen, und nach ihm hat das Fest den Namen Julfest, der Monat den Namen Julmond erhalten.

Alte nordische Runenstabkalender zeigen an Weihnachten das „Julhorn", hier wahrscheinlich die Darstellung des kleinsten Sonnenbogens und eine Schlinge, die Odalsschlinge oder auch das Urzeichen (Julhorn!) als Sinnbild des kleinsten Tagesbogens der Sonne und als „Sonnenfalle", aus der sie nun wieder befreit wird. Der sieghafte Sonnenreiter, wie er etwa auf dem Hornhäuser Reiterstein oder auf germanischem Schmuck dargestellt wurde, überwindet diese Sonnenschlinge oder Sonnenschlange. Die Jahreswende ist gekommen, und der Volksmund ruft dem „St. Thomas", den man auf den heutigen genauen Zeitpunkt der Wende (21. im Jul) gesetzt hat, die ihm zufallende Aufgabe kurz und bündig zu:

„Thoma,
Kehr d' Stund oma" (um)

Tatsächlich hat das Tageslicht am heutigen Weihnachtsfest bereits um einen „Mückenschritt" zugenommen, am heutigen Neujahr ist's schon ein „Hahnentritt", an „Dreikönig" (6. im Hartung) ein „Hirschensprung", und an Lichtmeß schon eine „ganze Stund" — wie man sich in Bayern erzählt.

Die Lichtzunahme, die Wiedergeburt der Sonne und des Jahres ist Anlaß genug, zu feiern. So tritt denn auch das Feuer und das Licht im Brauchtum auf: als Höhenfeuer brennt es seit unserem Siege wieder häufiger in der Wintersonnwendnacht. Es ist wahrscheinlich, daß der heutige, oft stun-

Sonnensinnbilder auf Klemmkucheneisen aus der Mark

Sinnbilder auf einer Flachshechel aus der Schwalm

Vierfaches Herz und seitlich Sinnzeichen, die auf die Odalrune zurückgehen dürften

Bilder: Hans Retzlaff



Ein weibliches „Christkindel" in Schleife (Oberlausitz)

Bild: Hans Retzlaff

denlange Marsch der Bergbauern mit ihren Fackeln zur Weihnachtsmette eine germanische Nachtfeier mit Feuerbrauchtum zum Vorgang hat, ähnlich, wie dem Waldeckischen „Christkindchenwiegenmachen" (Lichterschwenken auf dem Kirchturm) zweifellos germanisches Feuerbrauchtum zugrunde liegt.

In Westfalen wie in Südbayern oder Kärnten wird in der Weihnacht der mächtige „Julklotz" (konfessionalisiert zu „Mettenstock") ins Herdfeuer gelegt, der die Nacht hindurch brennen muß. Er ist ein Gleichnis der Sonnenerneuerung!

Am Weihnachtsbaum, an der „Tunschäre", dem „Klausenbaum" oder der Weihnachtspyramide erstrahlen die Lichter, in Mecklenburg brennt sogar beim Vieh im Stalle Licht, und am nordischen Luziafest (13. im Julmond) tritt bereits die weißgekleidete „St. Luzia" mit einem Kerzenkranz auf. Man kann mit nicht wenig Wahrscheinlichkeit die Entstehung des Luzienfestes aus dem Lichtbrauch annehmen (Licht — lux) und die deutsche Entsprechung zur Luzia in der Berchta erblicken. Außerdem dürfte diese weibliche Lichtbringerin im *weiblichen* „Christkindlein" nachleben, das z. B. in Franken oder in der Lausitz die Gaben bringt. In gleicher Weise wirkte dabei natürlich die Vorstellung der germanischen heiligen „Modranecht", der *Mütternacht* als Weihnacht mit.

Wo, wie in Ostfranken stellenweise die „Berta" an Weihnachten auftritt (nachdem ihr die „Thomasberta" drei Tage früher vorangegangen war) klingt dieselbe Lichtgestalt nach (Berta von Perchta — die Leuchtende), und ein deutsches Gegenbeispiel zur schwedischen Lichtgestalt liefert die weißbekleidete mit Lichtern besteckte Puppe, das „Bornkindl", das man im Erzgebirge um Weihnachten ans Fenster stellt (s. auch vorweihnachtliches Brauchtum).

Daß der Zeitpunkt der Wiedergeburt des göttlichen Jahres der einzig mögliche für die Ansetzung der Geburt Christi war, wurde schon einmal erwähnt, freilich war dessen Geburtstag schon einige hundertmal vergangen, bevor man klug genug wurde, ihn auf die uralte germanische Wintersonnwende endgültig festzulegen.

Weite Verbreitung hat der Weihnachtsbaum erfahren, jener Lebensbaum, der sich von Deutschland aus die Welt eroberte. Wenn uns zufällig erst aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts in der Beckschen Chronik schriftlich überliefert ist, „auff Weihnachten richtett man Dannenbäum zu Strasburg in den Stuben auff, daran hencket man Rossen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgolt, Zucker ..." so darf das ja beileibe nicht

zu der Meinung verführen, der Brauch sei damals erst entstanden! — Vom Grünen Reis, einem Vorläufer des Weihnachtsbaumes berichtet doch bereits gegen Ende des 15. Jahrhunderts Sebastian Brant im „Narrenschiff":

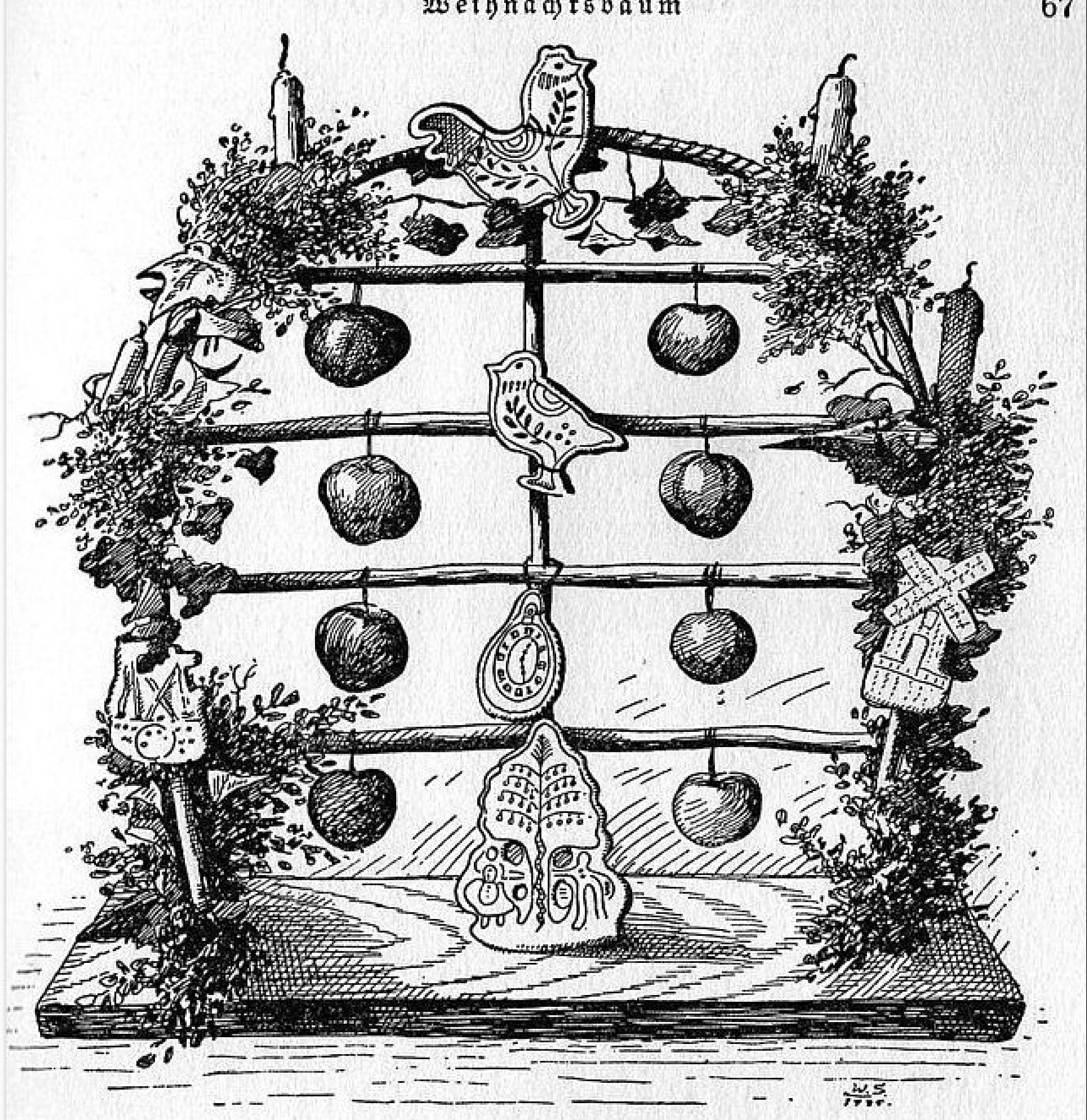
„Und wer nit etwas nüwes hat
und umb das nüw jor singen gat
und grijen tann riß steckt in syn hus
der meint, er leb das jor nit us."

Aus dem 15. Jahrhundert sind Urkunden überliefert, wonach das unberechtigte Schlagen von „Weihnachtsmaien" in den Gemeindewäldern verboten war, und im 16. Jahrhundert fanden öffentliche Bescherungen der Armen in den Rathaussälen statt. Heute ist dieser Brauch weit verbreitet, ja in den letzten Jahren bürgerte sich sogar in neuer Form der „Weihnachtsbaum für alle", als großer Lichterbaum auf den Plätzen der Städte ein. Soweit dieser neue Brauch Ausdruck des Gemeinschaftsempfindens genannt werden kann, ist er unbedingt gutzuheißen. Durchaus arteigenem Rechtsempfinden und wahrer Nächstenliebe entspringt jedenfalls auch der damit verbundene Brauch, den der Nationalsozialismus erweckt hat, den Armen und Ärmsten der Gemeinschaft hier unter dem öffentlichen Weihnachtsbaum eine Weihnachtsgabe der Gemeinschaft zu überreichen.

Durchaus nicht überall aber ist der Weihnachtsbaum in der Stube anzutreffen, wo das deutsche Weihnachtsfest gefeiert wird. Im Kärntener Mölltal errichtet man ihn zu beiden Seiten des Haustors, im oberen Gailtal an der Ecke des Gehöftes, häufig auf dem Düngerhaufen[33]. Keineswegs ist der Weihnachtsbaum immer ein Tannenbaum. Im Ostfränkischen ist die Fichte sehr beliebt dafür, und im Schwäbischen muß es früher einmal der Buchsbaum gewesen sein, denn die weihnachtliche Tanne heißt dort heute noch „Buchsbaum", ja in der Gegend von Blaubeuren heißt der Weihnachtsbaum „Maien" (= grüner Baum), vereinzelt „Nußbaum" und im Schwarzwald noch hie und da „Stechpalme".

In Teilen Ostbayerns, im Erzgebirge und vereinzelt noch im Fläming finden wir statt des Weihnachtsbaumes die Weihnachtspyramide, die meist an ihrer Spitze ein waagrecht liegendes Flügelrad trägt, das sich dreht, wenn durch die darunter brennenden Kerzen erwärmte Luft aufsteigt. Das sich drehende Flügelrad wird dann zum Sinnbild des sich wieder drehenden Juls.

Die „Klausenbäume" in Ostbayern entsprechen ungefähr den Weihnachtspyramiden, nur ist ihr Aufbau aus Holzstäbchen mit Äpfeln und Nüssen



Nordfriesisches Weihnachtsgestell
Aus der Sammlung „Deutsches Ahnenerbe" (von Herman Wirth)

wesentlich einfacher, sinnbildgeschichtlich aber ungleich bedeutungstiefer. Aus Nordfriesland sind die „Weihnachtsbäume" oder „Weihnachtsgestelle" zu erwähnen, die meist einen Baum in Bogenform umreißen (Hufeisenform — kleinster Sonnenbogen der Winterwende).

Bedeutsam ist ihr Schmuck, der sich im Schmuck des eigentlichen Weihnachtsbaumes und auch der Weihnachtspyramiden wiederholt. Neben Äpfeln und Nüssen als Sonnen- und Fruchtbarkeitssinnzeichen, neben Sechssternen und Hagalrunen, finden wir die späteren Glaskugeln oder die Sterne und Rosen mit ähnlichem Sinngehalt.



Frau Harke auf Pfefferkuchenform.
Abguß in der Sammlung Scheuermann

Von besonderer Vielgestalt sind die Gebäcke, die am oder unterm Weihnachtsbaum auftreten. Honigkuchen als Radkreuz, Pferd, Hase, Fuchs, Hirsch und Eichhorn bäckt man in der Wolffenbütteler Gegend und im Westfälischen, „Wowölfle" (Wode-Wölfle) in Baden. Da ist der „Schimmelreiter" auf Pfefferkuchen aus der Grenzmark in vielfacher Abwandlung zu nennen, Frau Holle (Frau Harke), die es schneien läßt, mit dem Spinnrad, dem Zeichen des Hausfleißes der Frau und Sinnzeichen der Schicksalsverwobenheit (Die Norne, die den Lebensfaden spinnt!), das Glücksschwein „Jul-

Die schwedische Luzia

Bild: Stockholms-Tidningen





Weihnachtspyramide
aus der Mark Brandenburg

Bild: Hans Retzlaff

Weihnachtsbackformen aus Kietz bei Küstrin

Das Menschenpaar am Lebensbaum („Adam und Eva")

Das Menschenpaar als Ursprung des neuen Lebens (Jahreswende!)

Bilder: Hans Retzlaff



Der Reiterstein von Hornhausen

eber", das daran erinnert, daß man einst noch allgemeiner als heute kurz vor Weihnachten das große Schlachtfest hielt und der Eber Festspeise und „Weihetier" war. Der Hahn als Künder des Lichtes und des neuen Jahres will nicht vergessen sein. Brezel und Radkreuz als Sonnensinnbilder sind häufig genug und ganz besonderer Wert ist dem Menschenpaar beizulegen das zusammen mit dem Lebensbaum im Pfefferkuchen oder Lebkuchen in Erscheinung tritt. Dieses Menschenpaar als Ursprung des neuen Lebens und somit Sinnzeichen der Fruchtbarkeit begegnet uns bald nachher beim „Perchtenlaufen" wieder und ist zweifellos ein altheiliges Zeichen. Es ist wieder bezeichnend, daß „man" es in „Adam und Eva" umzutaufen verstand und diese Namen sogar im Kalender an Weihnachten anbrachte.

In Ergänzung dazu tritt das Wickelkind (Lebenssinnbild) oder die Wiege als Gebäckform (Grenzmark) und der bekannte Weihnachtsstollen in Franken

oder Thüringen dürfte wohl sein Urbild auch im „Wickelkind" zu suchen haben.

Zur weihnachtlichen Festspeise zählt man im Ermland noch Erbsen[34], die Fruchtbarkeitssinnzeichen sind und beispielsweise auch am Polterabend an die Fensterscheiben geschüttet werden. Vom „Bären" im Erbsstroh wird beim Frühlingsbrauchtum zu berichten sein.

Das Kinderspielzeug, das mit den Gaben und dem Weihnachtsbaum die gütige Frau Holle in Kurhessen mitbringt, das sonst im Reich Knecht Ruprecht, der Weihnachtsmann, der „Nikolaus" oder sein Urbild, der Schimmelreiter, verschenkt, oder das durch den überraschenden „Julklapp" in Niedersachsen, Schleswig-Holstein, Pommern und der Kurmark übermittelt wird, enthält eine Reihe alter Sinnbildtiere. Da ist das Pferd, insbesondere der Schimmel (Schimmelreiter!) zu erwähnen, dann (z. B. im Fläming) die Hähnchen aus Ton, die Schweinchen, Juleber, oder die Eulen aus Ton. Für Weihnachtspyramiden oder für Weihnachtskrippen hat die Volkskunst die wunderbarsten Dinge geschnitzt, und die Erzählung von der Christgeburt in Bethlehem hat sich dabei die seltsamsten Veränderungen und Zusätze gefallen lassen müssen, die von den Evangelisten sicher nicht vorgesehen waren. Ähnlich wie einst der „Heliand" germanische Züge aufnehmen mußte, blieb auch der Krippendarstellung nichts anderes übrig, und so erscheinen Ochs und Eselein, Henne und Hund, Schwein und Pferd leicht in einem Stall, der liebevoll mitten in eine deutsche Berglandschaft gestellt wurde — als ob der Bauer damit sagen wollte, daß hier sein heiliges Land zu suchen sei!

Die Tongebilde aus dem Fläming, die uns eben als Spielzeug bekannt wurden, erfreuen die Kinder aber nicht nur durch ihre Form: man kann auch auf ihnen pfeifen! Und wenn nun gewisse Volkskundler davon Kunde erhielten, daß man auf den Tonhähnchen piepte, dann stand für sie im Handumdrehen fest, daß es sich hier um einen „Lärmabwehrzauber" zur Vertreibung der „bösen Winterdämonen" handelte. Die „bösen Winterdämonen" sollen uns beim Frühlingsbrauchtum näher beschäftigen, über das weihnachtliche „Lärmen", das in der Neujahrsnacht naturgemäß dasselbe ist, ist aber zu sagen, daß es nichts anderes als das sinnbildhafte Erwecken des neuen Jahres darstellt, und das pfeifende Hähnchen — das sonst ja der Lichtkünder ist — erscheint doch wirklich dazu berufen. Natürlich gehört auch das Lärmen mit dem „Rummelpott" in Nord- und Ostdeutschland, das Weihnachtsschießen, das gleichgeschaltete schlesische „Christkindherunterschießen", der



Germanische Fibel



Reiter auf Pfefferkuchenform. Abguß in der Sammlung Scheuermann

Kärntner Böllerschuß am Heiligabend ebenso wie das Neujahrsschießen in diese Reihe der „Lärmbräuche", und man kann wohl mit Recht behaupten, daß es auch eine urwüchsige Form der Freudenäußerung ist und daß früher, als der Sinn des Brauchtums noch nicht zerstört war, dieses „Lärmen" auch in wohlklingenden Formen vor sich ging. Germanische Musikinstrumente, wie jene wundervollen Luren, mögen hier sehr wohl eine Rolle gespielt haben, ja wenn heute Posaunen in der Heiligen Nacht ertönen, so ist der Ursprung dessen in keiner morgenländischen Überlieferung verbürgt. In die Reihe dieser Bräuche gehört auch das Weihnachtssingen, das Hirtensingen im Kinzigtal (Baden) oder der Kuhreigen der Hirten und die Mitternachtsmusik aus der Villinger Gegend.

Vereinzelt finden in Pommern jetzt noch „Schimmelreiter"-Umzüge statt. (In Mecklenburg „Witt-Schimmel".) Der Schimmelreiter wird dabei meist von bekleideten Burschen dargestellt. In der Niederlausitz ist der gütige Weißschimmel aber zum Kinderschreck „verzaubert" worden. Ähnlich ging's auch seinem Nachfolger, dem „Klas" mit dem Aschensack in der Prignitz[35].

Daß für den germanischen Bauern der Tag der Wiedergeburt des Lebens zugleich ein Tag des Gedenkens der Ahnen sein mußte, ist nachgerade leicht erklärlich. Es verbinden uns noch einige Brauchtumsreste mit dem alten weihnachtlichen Totenfest: In der Freiburger Gegend (Baden) erstrahlen die Gräber im Lichterschmuck und Musik ertönt auf den Friedhöfen. Koren[36] berichtet von Österreich, daß man am Heiligabend die Reste des Essens nachtsüber auf dem Tische stehen läßt und gleichen Sinn hat das, was Graber[37] insbesondere von Kärnten schreibt, daß man nämlich dort an Weihnachten nachts Speisen und Getränke auf den Tisch und aus dem Fenster legt.

Wenn nun selbst die Verstorbenen am Tag der Freude und der Gaben bedacht werden, wie könnte da das liebe Vieh vergessen werden! Stonner[38] meldet die frühere schwäbische Sitte, den Schweinen Milch, den Kühen Salz, Brot und Heu zu bringen. In Westböhmen bekommt das Vieh drei Hagebutten, in Kärnten Wacholder und aus ähnlicher Sitte mag der hessische Brauch aus der Starkenburger Gegend entstanden sein, daß die Kinder heute ihren Paten einen Bündel Heu „für den Weihnachtsesel", einst natürlich für den Schimmel, bringen, wofür sie dann ihre Geschenke eintauschen. Heu aus dem Fenster zu legen (für den Schimmel!) ist auch in Bayern noch Brauch.

Wie die Haustiere, so werden auch die Obstbäume nicht vergessen. In Thüringen oder im Fläming werden die Bäume am Heiligabend mit einem Strohseil umwunden, in Thüringen werden sie — ebenso wie die Mädchen mit Tannreisig gepeitscht („Stiepen", Schlagen mit der Lebensrute!) „getängelt", was dem früheren schlesischen Brauch ähnelt, die Bäume zu schütteln und zu schlagen, wenn am Heiligabend Windstille herrschte. Lauffer[39] berichtet dazu den niedersächsischen Spruch: „Wenn in den Twölwen (12 heiligen Nächten) de Boäme gaud böcket, so gift et vele Owest."

Die „Aufklärer" im Brauchtum fanden heraus, daß dadurch die Weibchen der Blütenstecher, die eben um diese Zeit am Baumstamm emporsteigen würden, abzuschütteln seien und auf der kalten Erde erfrieren müßten. Es sei aber nicht verschwiegen, daß das Umwinden mit dem Strohband, ursprünglich mit Körnern in den Ähren, doch sinnbildhaft Fruchtbarkeit und

Lebenssegen bringt, z. B. beim „Binden" des Bauern während der Ernte (s. u.) und daß das Schlagen mit der Lebensrute gleichfalls diesen Sinn in sich trägt. Das Schütteln — auch durch den Wind! — kann ein sinnbildliches „Aufwecken" darstellen, wie es im Frühlingsbrauchtum noch öfter vorkommt. Mit „Bindezauber" oder „Vegetations-Zauber" haben diese Bräuche nichts zu tun!

Die uns bereits bekannten Zweige vom Wacholder, Waldweihrauch und anderes Gesträuch vom „Kräuterbündel" (s. o. S. 39) werden heute noch in Tirol und Kärnten in den „Rauchöfen" durch das Haus getragen, um die Räume wie die Insassen zu „räuchern". Es ist dies die germanische Vorlage für den Weihrauch der Kirche. Da man die Handlung auch „Schöberbrüten" nennt[40], darf auf ihre Bedeutung als Fruchtbarkeitssegen geschlossen werden.

Wenn Weihnachten der Anfang eines Jahres ist, so muß es an diesem Zeitpunkt nach dem altüberlieferten Bauernglauben möglich sein, einen Blick in die Zukunft zu tun. Die weit verbreitete Sitte des „Hühnerorakels" wird von den Thüringer Mädchen an Weihnachten, sonst meist vorher, geübt.

Die Heiratslustige tritt nachts in den Hühnerstall, stört das schlafende Federvieh und hält sich dann an den Spruch:

„Gackert der Hahn, so krieg ich nen Mann,
Gackert die Henn, so krieg ich noch kenn."

Beim Brauchtum der vorweihnachtlichen Lostage wird über diesen Glauben noch einiges zu berichten sein.

Altes Weihnachtsbrauchtum hat sich infolge mehrfacher Verschiebung des kalendermäßigen Jahresanfanges — der ja ursprünglich und natürlicherweise mit der Wintersonnwende zusammenfiel — heute auf mehrere Tage verteilt. Abgesehen von den zwei Weihnachtsfeiertagen sind es auch der nachfolgende „dritte" Feiertag, dann der Neujahrsabend und der „Neujahrstag" selbst bis zum „hohen Neujahr", an denen wir Bräuche antreffen, die ihrem inneren Wesen nach nichts anderes als Weihnachtsbräuche sind. Das „Hohe Neujahr" (6. im Hartung) war ebenso einmal Kalender-Jahresbeginn wie Weihnachten, und der Ausdruck „Zwischen den Jahren" für die Zeitspanne dazwischen erinnert noch daran. Die zwölf Tage nach Weihnachten spielten allerdings schon früher eine besondere Rolle. Erst gegen Ende des 17. Jahr-

hunderts wurde unter römischem Einfluß der 1. im Hartung zum deutschen Jahresanfang erklärt, ohne daß dabei Rücksicht auf unsere Überlieferung genommen wurde. Von den germanischen Angeln berichtet jedenfalls der Mönch Beda (um 700), daß sie ihr Jahr acht Tage vor dem ersten Januar feiern, an dem Zeitpunkt, da die Kirche „Christi Geburt" feierte, also zur Wintersonnwende.

Unter Ausnahme einiger Bräuche um das „Hohe Neujahr" und des ausgesprochenen Zwölf-heiligen-Nächte-Brauchtums möge also festgehalten werden, daß es sich bei den Bräuchen der auf Weihnachten folgenden Tage um verrutschtes Wintersonnwend-Jahresanfangsbrauchtum handelt. Den „Schimmelreiter", dessen „Schimmel" — nebenbei — natürlich auch ein Gleichnis des Schnees ist, lernten wir als gütigen Weihnachtsmann schon kennen. Hinter ihm steht Allvater, der den alten Erntesegen bringt und durch die Liebesgaben den Segen des neuen Jahres bereits ankündet. Ihm zu Ehren fanden auch jene weihnachtlichen Ritte statt, die heute als „Steffansritte", „Stephanireiten" in Bayern, Tirol und Kärnten am 26. im Julmond durchgeführt werden und bei denen der katholische Priester heute die Weihe vornimmt. Die Stefansreiter von Killingen (Württemberg) bringen dabei einen Sack Dinkel ins Nachbardorf (vgl. das Heuauslegen für den Schimmel des Schimmelreiters).

Wenn auch zur Wintersonnwende nachweislich kein ungebotenes Thing stattfand, so war der Zeitpunkt doch nicht ohne Bedeutung für das Rechtsleben gewesen. Dies wirkt noch insofern nach, als in einigen Gegenden jetzt der Dienstbotenwechsel erfolgt, so z. B. in Kärnten oder in Rheinhessen, wo am 27. im Julmond das „Bündelrücken" stattfindet, das im badischen Kinzigtal mit dem „Bündelismärkt", in Kurhessen mit dem „Schürztag" oder „Scheideabend" Gegenstücke findet. Auch der „Johanniswein" wird an diesem Tage z. B. in Kärnten oder Baden in der Kirche geweiht, um dann im kommenden Jahre gegen Krankheit und Seuche Verwendung zu finden und dem Brautpaar zur Bekräftigung des Bundes zu dienen. Es ist der alte germanische Minnetrunk*, der Freundestrunk, der einer Handlung schon in germanischer Zeit Rechtsgültigkeit verlieh.

Am Anfang des Jahres pflegt man Glück und Segen zu wünschen. Am jetzigen Neujahrstag werden wir einige Sprüche diesen Inhalts kennenlernen. Aber in sinnbildhafter Handlung wird der Glückwunsch nicht selten, meist sogar gleichzeitig, ausgedrückt: im Schlagen mit der Lebens-

* Auch der kath. Stonner (a. a. O. S. 197) bestätigt dies.

rute, die meist aus einer Haselgerte oder aus einer Birkenrute, in Bayern aus Wacholderzweigen, besteht. Im Schwäbischen „pfeffern" die Burschen die Mädchen auch mit Wacholder- oder Tannenzweigen, desgleichen in Kärnten, wo man den Brauch „Schappen" oder „Pisnen" nennt, der in Franken „Fitzeln" heißt. Meist sind es die Kinder, die den Brauch ausüben, und dies ist weder Zufall, noch eine Späterscheinung. Das Kind, das die Entwicklung zum vollen Leben noch in sich trägt, ist eher als der Erwachsene geeignet, Lebensglück sinnbildlich zu übertragen (vgl. das „Wickelkind" im Weihnachtsgebäck!), und in Ostfranken läßt manche Mutter ihre Blumen heute noch von ihren Kindern einpflanzen, damit sie „bekommen". Zweifellos handelt es sich oben um ein altes Kinderbrauchtum, dem man sich im Kalender der Kirche anschloß, indem man den 28. im Julmond den bayrischen „Pfefferlestag" zum „unschuldigen Kindlestag" erklärte und ganz Schlaue sehen im Schlagen mit der Lebensrute die sinnbildliche Rache der Kinder an den Erwachsenen für — das Kindermorden des Herodes! Auch „böse Dämonen" muß dieser Brauch natürlich verscheuchen, aber weder über das eine noch über das andere berichtet das Bauernvolk *selbst* etwas. Es müßten diese Absichten ja schließlich auch einmal in einem der „Fitzelreime" zum Ausdruck kommen. Aber die kennen weder den Herodes noch die Dämonen, sondern sie drücken recht gut deutsche Wünsche aus. So z. B. der Kärntner Spruch aus dem Lavanttal[41]:

„Schapp, schapp, frisch und g'sund
Lang leben, g'sund bleiben
nit klunzen und nit klagen
bis i wieder kim schlagen."

Ähnliche „Fitzel"- und Neujahrsreime sind in allen Gegenden im Schwange. Im Westrich und in Baden besuchen die Kinder ihre Paten (Gödeln) mit dem Glückwunsch:

„E glückselig neues Jahr
E Brezel wie a Scheiertor,
E Lebkuche wie a Ofeplatt,
Dann essen wir uns alle satt."

Natürlich werden die Kleinen auch immer belohnt, wenngleich die große Pfälzer Brezel auch nicht ganz die Größe eines Scheunentors erreicht.

Dazu die ähnlichen hessischen Fassungen:

„O o o
Das neue Jahr is do
gebt uns Äppel und Nißchen
sonst friert uns an die Fißchen
lot uns nit zu lange stehn
denn wir mutt noch widdergehn."

und:

„Ich bin ein kleiner König
gib mir nicht zu wenig
gib mir einen Silberling
der in meinem Beutel klingt."

Aus Thüringen wird berichtet[42]:

„Prost Neujahr
Ich wünsch euch Glück zum neuen Jahr
e Bude voll Körner
e Stall voll Hörner
e Kaller voll Rum
di Bänk voll Bum
n Beutel voll Geld
döß's ganz Jahr net dro fehlt."

oder:

„Ich bin e kläner König
Gebt mer net zu wenig
Loßt mich net zu lang steh
Denn ich will noch weiter geh."

ähnlich:

„Ich bin 'n kläner Bucker
Gebt mer a Stückle Zucker,
Wickelt mer'sch nei a Papier
Döß ich's net verlier."

Ferner aus Ostfranken einige Reime[43]:

„Ich wünsch euch a g'sunds neis Gahr
Und daß eich werd nix gor:

Backformen aus Kietz bei Küstrin

Das Wickelkind als Lebenssinnbild

Der Storch als Bringer des neuen Lebens

Bilder: Hans Retzlaff

Julhähnchen aus dem Fläming

Bild: Deutsches Heimatwerk

Das Weihnachtsschießen in Berchtesgaden

Bild: Kester

En Kupf vulla Hoa(r),
A Stu(b)m vulla Bu(b)m
Und an Kella vulla Ru(b)m
A Stu(b)m vulla Ma(d)la
Und an Kella vulla Hadla („Krauthäupter")
An Stoll vulla Hörna
Und an Bu(d)n vulla Körna,
A Säckla vulla Geld
Und daß eich as ganz Johr nix fehlt."

(Man vergleiche damit die Thüringer Fassung!)

Oder:

„Drei Röselein, drei Röselein,
die wachsen an eim Stengelein.
Der Mann ist schön, die Frau ist schön,
Das Kind ist wie ein Engelein."

Zu beachten ist hierbei die Dreiheit als die drei Äste des Lebensbaumes, auch der Lebensrune; das Menschenpaar und das Kind als Sinnbilder des Lebens!

Weniger sinnbildtief klingt:

„Ich wünsche euch ein gesundes neues Jahr.
So viel Dorn der Rosenstock,
So viel Haar der Ziegenbock
So viel Flöh der Pudelhund,
So viel Jahre bleibt gesund."

Schließlich ein paar Fitzelreime:

„Fitzl, fitzl Krone
Ihr werd mich wohl belohne
Mit Äpfel, Nüß und Branntewei(n)
Des werd mei Fitzllohn wohl sei(n)"

und

„Mit Merta („Myrten") will i eich fitzln,
A wengela muß's bitzln, (beißen)
Zwa Ästla sen basamm,
As aa(n) is von Lebensbaam,
Ko ja kon schönern Wunsch ge(b)n
Als wie as ewiga Le(b)n.

As zweit is von Christkindlasbaam gnumma,
Das soll eich besunders frumma.
A bißela Silber is dro(n)
Für mich als Fitzllohn."

Im übrigen wiederholen sich an Neujahr Bräuche aus den Weihnachtstagen haargenau: das Neujahranschießen, Neujahreinknallen und Neujahrläuten kennt man bei den Schwaben wie bei den Pommern, bei den Thüringern wie bei den Franken; in Württemberg schießt der Bursche vor dem Haus seines Mädchens, in Hettingen in Baden stellt das „Neujahrspochen" einen Ausläufer des sinnbildhaften Jahreserweckens dar, in Thüringen oder aus Westfalen und Baden kommt das Umsingen in der Neujahrsnacht dazu, das Neujahrsblasen beispielsweise auch in Thüringen, Franken und in Kärnten. In Schmalkalden hat man das Turmsingen vor hundert Jahren sogar einmal verboten, weil sich die Kinder dabei den „Todeskeim" holen könnten!

Das Thüringer oder fränkische Hirse- oder Linsenbreiessen am Neujahrsabend „gegen Geldmangel" hat natürlich dieselbe Deutung zu erfahren, wie das weihnachtliche Erbsenessen.

In Hessen oder in der Hildesheimer Gegend werden jetzt die Obstbäume „gebunden" oder „geschüttelt" (s. S. 72) und in Franken binden die Mägde jetzt Strohbänder (Ährenstroh!) im Stall, was Glück verheißt. Ein „verspäteter" Weihnachtsbaum ist die kleine Tanne wohl, die im Elsaß am Neujahrsabend von den Mädchen geschmückt und an den Dorfbrunnen gestellt wird[44]. Ähnlich ist der südoldenburgische Neujahrsbrauch, „Tunschären" (in der Art der Weihnachtsgestelle) ins Nachbarhaus zu bringen. In Bayern werden an diesem Tage die Brunnen mit Speisen „gefüttert" (Punkt 11 des Indiculus!). Wintersonnwendliches Feuerbrauchtum dürfte im Laternenumzug am Neujahrsabend in Schiltach (Baden) nachwirken.

Am Jahresanfang treffen wir auch Gebräuche „beim Anfang eines Dinges" (Punkt 17 des Indiculus!), so z. B. wenn in Thüringen oder Hessen das Vieh am Neujahrsabend von allem Futter fressen muß, drei Kreuze an die Stalltür gezeichnet werden, an Neujahr gut und kräftig gegessen wird, damit es im ganzen Jahr an nichts mangele oder der Bauer sein Getreide auf dem Boden umschaufelt.

Daß die Neujahrsgebäcke den weihnachtlichen gleichen, nimmt uns nicht wunder; hervorzuheben sind aber z. B. die holsteinischen „Jahreskuchen",

die mit Waffeleisen gebacken werden, in die der Dorfschmied, ähnlich wie z. B. im Fläming, noch die alten Sinnbilder des Jahresrades, des Sechssterns und Lebensbaumes prägt. Beachtlich sind außerdem die hessischen „Neujährchen", Jahressinnbilder in Form der Doppelspirale.

In der Neujahrsnacht wird noch häufiger als an Weihnachten der Blick ins kommende Jahr gewagt, hier vor allen Dingen im Losbrauchtum wie Bleigießen (in Thüringen aus einem Erblöffel durch einen Erbschlüssel in eine Erbschüssel!) oder Schuhwerfen, Schiffleinsetzen, Spiegelschauen, Zwetschgenbaumschütteln, Butterkübel belauschen und Eiklargießen (vor allem in Kärnten). Beim Blei- und Eiklargießen handelt es sich darum, aus den entstandenen Gebilden Rückschlüsse auf den Beruf des Zukünftigen zu ziehen, das Schuhwerfen geschieht so, daß das Mädchen seinen Schuh hinter sich wirft: zeigt er mit der Spitze zur Tür, so wird es im neuen Jahr das Haus als Braut verlassen. Zum Schiffleinsetzen werden mehrere Nußschalen, mit denen bestimmte Personen verbunden zu denken sind, in ein Wasserschaff gegeben und beobachtet, wessen Schifflein sich treffen. Oder auch: welches Schifflein (mit einem Burschennamen versehen) zuerst den Rand des Behälters erreicht, dessen Namensträger wird der Bräutigam werden (Ostfranken).

Wenn die Wißbegierige um Mitternacht nackt die Stube gekehrt hat und zwischen ihren Beinen hindurch auf den Spiegel schaut, so soll ihr dort das Bild des künftigen Bräutigams erscheinen, und wenn sie um Mitternacht den Zwetschgenbaum schüttelt und Schnee herunterfällt, dann wird sie im kommenden Jahre Braut werden. Für die Zeit nach Weihnacht ist die Kärntner Fassung des „Hühnerorakels" anzusetzen:

„Gackert der Hahn, so krieg i a Mann,
gackert die Henn, so woaß i net wen."[45]

In Franken rüttelt die Jungfrau am Gartentor, in Bayern wirft sie einen Prügel und glaubt, daß aus der Richtung ihr Bräutigam käme, in der daraufhin ein Hund anschlägt. Oder: Sie wirft Holzscheite auf den Baum und muß noch so viel Jahre auf die Hochzeit warten, als sie Scheite wirft, bis eines im Geäst hängen bleibt.

Die Art dieser wohl nicht restlos arteigenen Bräuche läßt sich mannigfach erweitern; aus Schwaben, Elsaß und der Pfalz, aus Franken wie aus Niedersachsen und Sudetendeutschland ist zu berichten, daß das Mädchen Apfelschalen über die Schulter wirft und aus dem Gebilde der am Boden

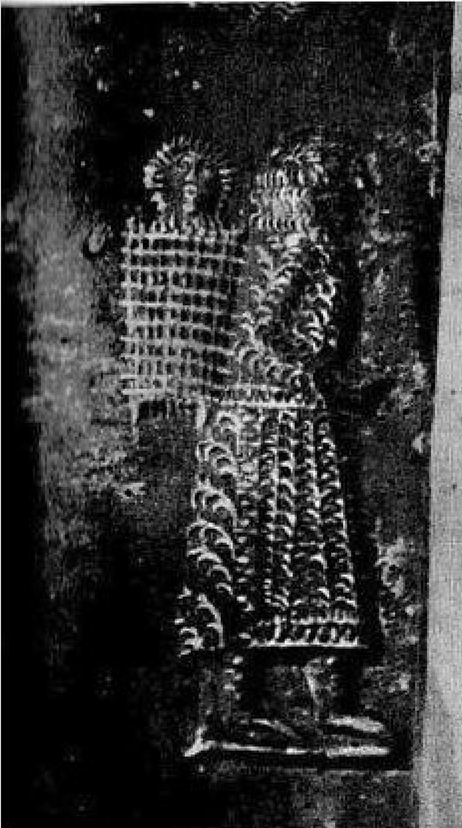
liegenden Schalen auf Namenszüge schließt. (S. auch: Vorweihnachtliche Losnächte.)

In die Zeit des Jahresanfangs fallen in Form von Umzügen zugleich die ersten Frühlingsbräuche und Fruchtbarkeitssegen des Jahres. Am 27. im Julmond findet in der Eisenacher Gegend der Umzug der Dorfjugend mit dem „Tanzbären" im Erbsenstroh statt, der da unter Drehorgel- und „Blasbalg"-Musik durchs Dorf geführt wird und Gaben erheischt. Es handelt sich um das Sinnbild des Bären als Frühlingskünder (s. o.) und beim Erbsenstroh um ein Fruchtbarkeitszeichen. Ähnlich ist der in Pommern vereinzelt stattfindende Bärenumzug mit Bär und Bärenführer, der Bärenumzug in der Ziegenhainer Gegend (Hessen) und der mit Kuhglockengeläut begleitete Umzug der „Strohmänner" in der Jenenser Gegend zu deuten, bei dem die Beteiligten Ährenbüschel auf den Häuptern tragen. Auch hier tritt ein „Bär" auf, und außerdem erscheinen die verkleideten „Male", alte Weiber mit einem Kind im Korbe[46]. Dies ist nichts anderes als die Darstellung des alten und neuen Jahres, die der gleichgeschalteten „Christophorus"-Legende zugrunde liegt! Nach ihr wird das Kind ja immer größer und schwerer, so daß der Träger darunter zusammenzusinken droht!

Mit diesen Umzügen begeben wir uns bereits in das Brauchtum der geheimnisvollen „Rauhnächte". Zweifellos gibt es im Norden eine Breitenlage, in der 12 Mittwintertage ohne Sonne sind. Dies ist die „Wolfszeit" der Edda, in der der „Sonnenschein schwarz" wird. Daher der Volksglaube, man dürfe in den „Zwölften" den „Wolf" nicht beim Namen nennen! Dies ist auch die Zeit, da „Rotkäppchen" vom Wolf verschlungen ist! Der bayrische Neblungsbrauch, das „Wolfauslassen" nimmt vermutlich auf diesen Glauben von der Wolfszeit Bezug. Es ist gleichsam so, daß die Sonne still steht, und deshalb darf sich kein Spinnrad drehen, das ja Sinnbild der Sonne ist und mancherorts z. B. in Ostpreußen auch „Jule" genannt wurde, was im ersten Vers des Webertanz-Liedes „Die Leineweber haben eine saubere Zunft" in der Stelle „Mit der Jule, mit der Spule" heute noch fortlebt. Aber auch nicht gegraben, gebacken, gewaschen oder geflickt darf werden (z. B. Ostfranken), in Thüringen ist es nicht ratsam, Mist auszufahren. Wenn es dort dagegen stellenweise verboten ist, Hülsenfrüchte — also etwa die schon oben erwähnten Erbsen! — zu essen, so dürfte das ein unter fremdem Einfluß entstandenes Verbot sein, dem es darum zu tun ist, das heidnische, also „abergläubische" Brauchtum zu verhindern.

Das Binden der Obstbäume
an Weihnachten
(In Meinsdorf in der Mark
Brandenburg)

Bild: Hans Retzlaff



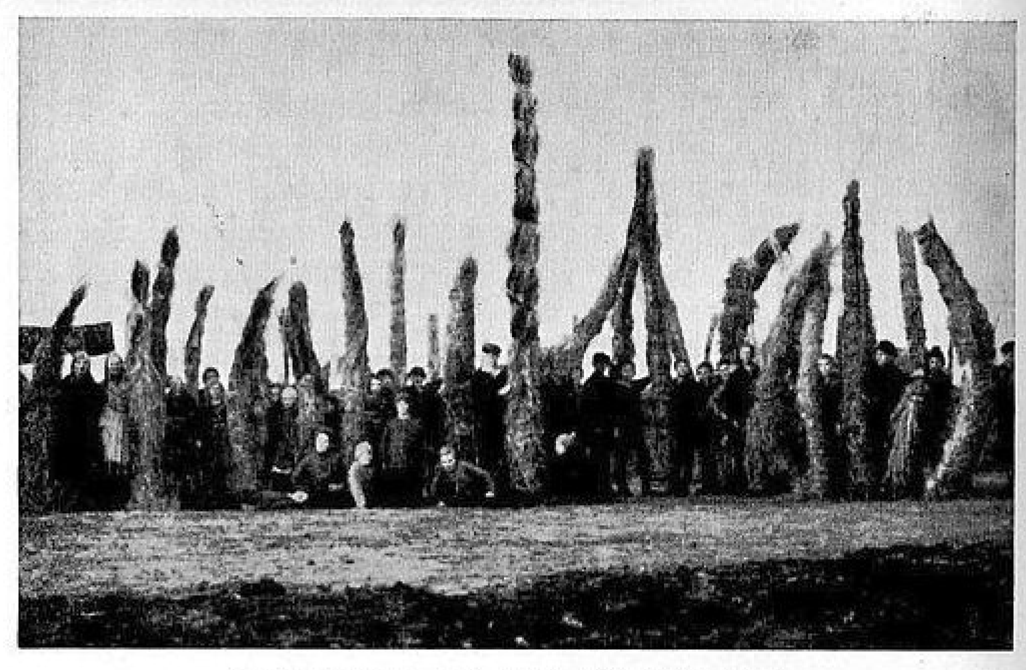
Pfefferkuchenform aus Hameln
Zur Jahreswende: Die Alte mit dem Kind im Korbe

Bild: O. v. Zaborsky

Vom Imster Schemenlaufen

Der „Roller“ mit der schönen Mädchenmaske und dem schellenbehangenen „Geröll“ um den Hüften ist da
Frühlingssinnbild; der „Scheller“ mit der alten Männermaske und den großen Kuhschellen das des Winter

Bild: Kester



Das Beekenbrennen in der Landschaft Stapelholm

Die Kinder sammeln sich mit ihren Beeken

Bild: Landesbrandkasse Kiel

In die Rauhnächte fällt der hessische „Waldmännchentag" (2. im Hartung), an dem man kein Pferd einspannen darf (Beziehung zwischen Pferd und Sonne: Sonnenwagen von Trundholm!) und an dem niemand in den Wald gehen soll. Es ist wahrscheinlich, daß das Waldmännchen unser Jäger Wode ist, vor dem nunmehr „gewarnt" wird.

Die Zwölften sind gleichsam die ersten Vorläufer der kommenden zwölf Monate. Deshalb ist das Wetter an ihnen vorbedeutend für das kommende Jahr. „Wie sich das Wetter von Weihnacht bis Öberscht (6. im Hartung) verhält, so ist's das ganze Jahr bestellt." Der „Zwiebelkalender" (z. B. in Württemberg) kündigt den Regen im Jahre an: auf zwölf Schalen aus einer Zwiebel wird Salz gestreut; alle von ihnen, die dann nach einer Nacht Wasser „angezogen" haben, also oben mit Wasser bedeckt sind, deuten auf feuchte Monate hin.

In der Freudenstädter Gegend hält man auch 12 Weizenkörner in einem Löffel über eine Flamme und schließt auf ein fruchtreiches Jahr, wenn die Körner „hüpfen". In Mecklenburg werden zwölf „Besen" aus Birkenruten gebunden (vgl. Fitzelruten!), die ursprünglich natürlich heilbringend für das kommende Jahr sein sollten und nicht gegen „Hexen" gerichtet sind, die ja nach der bewußten Lehre gerade auf Besen reiten sollen! Kein Wunder schließlich, wenn nach Thüringer oder fränkischem Glauben die Träume in den Zwölften in Erfüllung gehen.

Den „Schimmelreiter", in Pommern „Wode" Wotan, mit seinem „wilden Heer", läßt man in den zwölf Rauhnächten durch die Lüfte brausen. In Mecklenburg ruft man „De will Waul" (zieht um), in Kärnten[47] ziehen die Seelen in „wildem G'jad" durch die Lüfte, Frau „Percht" (Frau Holle — die Leuchtende! s. o.) ist unter ihnen und im Kanaltal legt man Brot und Salz nebst einem Licht für die „saligen Frauen" oder die „göttlichen Geburtshelferinnen" aus. Dies erinnert uns wieder an die Mütternacht, in der die „strahlende Göttin" eine „Tochter" gebiert und zugleich an Weihnachten als Totenfest.

Die „wilde Jagd" findet eine vollendete Darstellung im bedeutendsten Rauhnachtsbrauchtum, dem bekannten oberbayrischen Perchtenlaufen, das meist in der letzten Rauhnacht vonstatten geht. (Das damit zusammenhängende Maskenlaufen im Werdenfelser Land schließt sich an die Rauhnächte an.) Meist am Vorabend zum „Öberschten" ziehen die „schiachen", das sind die häßlichen Perchten nachts durch Dorf und Flur. Ursprünglich handelt es sich dabei um zwölf Burschen, die in dunkle Felle und Vermum-

mungen gekleidet sind und altüberlieferte, kunstvoll geschnitzte Holzmasken tragen. Eine Anzahl vermummter Begleiter folgt ihnen. Trommeln dröhnen, Kuhglocken, „Rumpelglocken" ertönen, Peitschen knallen, Hörner tuten dazwischen, flackerndes Licht von Fackeln und Windlichtern geistert durch die Nacht, und so stürmt der Perchtenzug davon.

Am nächsten Tag aber, am hellen lichten Tag, ziehen die „schönen Perchten" durch das Dorf. Zwei Burschen sind als Mann und Frau verkleidet (wieder das Menschenpaar!), der Mann trägt einen Kopfputz, der ihn oft selbst an Größe überragt. Es ist die wundervoll geschnitzte altüberlieferte „Sonnenmaske", die sich durch Geschlechter hindurch fortvererbt. Im Gefolge treffen wir häufig die gefesselten „schiachen Perchten" an, und neben vielen anderen Gestalten auch ein „Wickelkind", wie es schon an Weihnachten z. B. in Gebäcken als Lebenssegensinnbild auftritt. In den Werdenfelser Rauhnachtsumzügen tritt das Weib mit dem Mann im Huckelkorbe auf (Verbindung von „Menschenpaar" und des „alten Weibes mit dem Kinde im Korb" s. o.), desgleichen die „doppelgesichtigen" Masken, die halb Mann, halb Frau darstellen. (Die Mann-Frau-Einheit als Ausgang des neuen Lebens!) Gestalten mit Hirschgeweihen erinnern an die eddischen Hirsche, den gleichgeschalteten „Hubertushirsch" des angeblich „wilden" Jägers.

Es dürfte nicht zu bestreiten sein, daß das Perchtenlaufen das ewige Naturgeschehen, die Ablösung des alten Jahres durch das neue versinnbildlicht. Die zwölf schiachen Perchten verkörpern die zwölf Monate des alten Jahres; nach dem Sonnensieg um die Winterwende tritt das neue Jahr mit der Sonnenmaske in Erscheinung, hat das alte „überwunden", die schiachen Perchten gefesselt, und die Sinnzeichen der Fruchtbarkeit und des neuen Lebens wie Menschenpaar und Wickelkind, mitgebracht.

In pommerschen Gegenden z. B. im Kreise Stolp finden um diese Zeit — ähnlich wie an vorweihnachtlichen Lostagen — Umzüge mit Schimmelreiter, Bär, Aschenklas (s. u.) statt, die von Lärm auf dem Brummtopf, der „Teufelsgeige", dem Knarren und Ratschen begleitet werden — also ein norddeutsches Gegenstück zum Perchtenlauf.

In Süd-Kärnten tritt am Vorabend der Perchtennacht die „Perchtl" als altes, dunkles Weib auf, ist Kinderschreck geworden und bringt doch zugleich noch Geschenke (vgl. den „Pelzmärtel"!). In Baden tritt sie als „Hüllefrau" (Frau Holle) auf und ermahnt die Kleinen; im Kanaltal[48] „vertreiben" die Schulkinder im „Perchtenjagen" mit Kuhglockenklang die Perchten (hierher gehören auch das „Schellenrühren" in Tirol und die Imster „Sche-

menläufe"), und es wird Wert darauf gelegt, daß sich aus jedem Hause jemand beteiligt, so wie der Bauer des Berchtesgadener Landes Wert darauf legt, daß der Perchtenlauf auch über seine Felder stürmt, um Unglück zu verhüten und Glück zu bringen.

In diesem Zusammenhang wieder einmal die Frage des „Dämonenvertreibens"! Wohl sind die Masken die unpersönlichen Darstellungen der göttlichen Kräfte im All, der aufbauenden wie der abbauenden — aber es gibt keine Teufelsmasken, und die „Dämonenmasken" haben ihren Namen nicht von den Bauern erhalten! Im weiteren Frühlingsbrauchtum, „Winteraustreiben" usw., wird Gelegenheit sein, auf die nützlichen Seiten, der in der göttlichen Ordnung bedingten sog. „schädlichen Winterdämonen" hinzuweisen; für das Perchtenlaufen kann jedenfalls gesagt werden, daß erst fremde Einflüsse versucht haben, die alte heilige Handlung ins Dämonische abzubiegen.

Die letzte der Rauhnächte ist das „Hohe Neujahr" oder „Großneujahr" (6. im Hartung), das früher einmal Jahresbeginn gewesen war, in Franken und Schwaben „Öberscht" (Oberster) genannt wird und in „Heiligdreikönige" verchristlicht wurde. E. Pastor[49] hat aber darauf hingewiesen, wie diesem christlichen Glauben das Dreigestirn des Orion zugrundeliegt, das in alter Zeit einmal am 6. im Hartung seinen Höchststand erreicht haben mußte, worauf noch der Volksbrauch hinweist, in dieser Nacht durch den Rauchfang nach „drei Sternen" auszuschauen, die ein gutes Weinjahr bedeuten sollen. Möglicherweise hängt der fränkische Ausdruck „Öberscht" mit dem „obersten" Stand dieser Sterne zusammen, und das „Stärke antrinken" an diesem Zeitpunkt erinnert ja wieder an das kommende reiche Weinjahr. Das Sternsingen in den Alpenländern oder das Umsingen dreier Burschen in Hannover, Pommern, Westfalen, Sachsen usw., das Dreikönigsspiel und -singen in Baden hat also zweifellos bereits vorchristliche Grundlagen. Auch zur Christophorus-Legende, deren germanische Vorläufer wir schon oben kennenlernten, versucht E. Pastor das Oriongestirn in Verbindung zu bringen, was ja nur einen Beweis mehr durch das Auftreten der Gestalt mit dem Kinde in der Rauhnachtszeit erhalten würde.

Der „Dreikönigstag" ist als letzter Rauhnachtstag in Kärnten der letzte „Räuchertag", der letzte Lostag, und an ihm bringt man schließlich die alten Heilszeichen der drei Kreuze über der Stall- oder Haustür an, denen man später die Anfangsbuchstaben der biblischen drei Königsnamen C. M. B. beifügte, und die Heil für das kommende Jahr bedeuten. „Dämonen" brauchten

die Kreuze allerdings erst abzuwehren, als diese gleichzeitig mit dem „CMB" ins Land getragen wurden! Die kirchliche Weihe des „Dreikönigswassers", von Salz und Brot in Baden, möchte ich aber als ursprüngliche Jahresanfangbräuche bezeichnen.

Wenn schließlich in Thüringen an diesem Tage rußgeschwärzte Kinder Heische-Umzüge unternehmen und in Pommern die „Aschenmodder" oder „Nijahrsmodder" die Leute schwärzt, so hat dies ursprünglich keine Beziehung zum „Mohren unter den biblischen drei Königen", sondern steht im Zusammenhang mit Bräuchen wie sie am Fasching („Aschermittwoch") auftreten, in denen Ruß und Asche (als Feuerreste!) eine Rolle spielen (s. a. Sommersonnwend), und es ist wahrscheinlich, daß das Schwärzen mit Ruß in früheren Zeiten einmal ein Aufzeichnen bestimmter Heilszeichen z. B. der Malrune war. — Man denke auch an den Schlotfeger als Glücksbringer!

Schon starke Züge des folgenden Frühlings, ja des Maienbrauchtums verrät der Neujahrsbrauch westfälischer Weserdörfer: eine Strohpuppe (altes Weib — altes Jahr) wird durchs Dorf getragen, ins Wasser geworfen und an ihrer Stelle ein junges Mädchen als „Neujahrskönigin" in fröhlichem Festzug zurückgebracht. Bezeichnend ist der Glaube, daß diese Neujahrskönigin im neuen Jahre heiraten müsse, wenn sie nicht als alte Jungfer sterben will.

Damit leiten wir zum Frühlingsbrauchtum und zum Frühling selbst über.

Im Frühling

Nun beginnt das große, ewige Wunder: aus des Winters Starre bricht neues Leben. Erst langsam und zögernd, dann schwillt es immer mächtiger an und sproßt und drängt, und binnen weniger Wochen ist alles grün. Des Bauern Arbeit führt ihn wieder auf Feld und Flur, und Alltag wie Festtag sehen ihn wieder mehr im Freien. War Weihnachten gemäß der Jahreszeit, bei allem großen Gemeinschaftsgehalt, doch eine Festzeit des Hauses, der Familie, der Sippe, so treffen wir im Frühling weit mehr Brauchtum in Gottes freier Natur als etwa in der kalten Winterszeit.

Ich möchte das Hauptmerkmal des Frühlingsbrauchtums in den vielgestaltigen Umzügen erblicken, die alle mehr oder minder unter dem Gedanken der Fruchtbarkeit, der Lebensauferstehung, des natürlichen Wachsens und der gottesgesetzlichen Ablösung des Winters durch den Sommer stehen.

Auf drei engere Zeiten verdichtet sich natürlicherweise und ursprünglich das Brauchtum von Lichtmeß bis zum Brachmond: auf die Fasenächte, auf

Lichtmeß in Spergau
Schwarzmacher an der Arbeit





Der „Läufer“,
ein Frühlingssinnbild

Bilder: Hans Retzlaff



Spergauer Lichtmeß:
Der Erbsbär



Der „Tagansufer" mit dem „Narrenbuch" (Fasnachtspredigt) in Elzach (Baden)

Bilder: Hans Retzlaff

Ostern und auf den hohen Maien. Es mag zunächst vielleicht verwundern, Pfingsten nicht dabei erwähnt zu finden. Doch sei gleich vorweg genommen: wenn der Zeitpunkt des Pfingstfestes, meist doch im Wonnemond, auch in germanischer Zeit zum Feiern geeignet war, so ist das Fest an sich doch eine späte Einrichtung, sein reichliches Brauchtum ist aber unzweifelhaft zum weitaus größten Teil altes Maibrauchtum und zum geringeren Teil auch bereits vorweggenommener Sommersonnwendbrauch. Natürlich liegt zwischen diesen Hauptfestzeiten eine Reihe von Frühlingsbräuchen, vor allem Speisenweihen, auf fast allen Sonntagen und Lostagen zerstreut. Die landschaftlich bedingten Witterungsunterschiede wirkten hier mit und die Kirche hatte allen Grund, das Brauchtum zu zersplittern, um es besser zu eigenen Zwecken verändern zu können.

Ich habe von der gottesgesetzlichen Ablösung des Winters durch den Sommer gesprochen, und muß Wert auf diese Bezeichnung legen, denn es liegt im Sinne unserer germanischen Weltanschauung von der Zusammengehörigkeit des Stirb und Werde, daß das Jahr sterben muß, um von einem neuen gefolgt zu werden, daß der Winter weichen muß, um dem Frühling Raum zu geben. Wo in Frühlingsbräuchen der Winter „ausgetrieben", „verbrannt" oder „erschlagen" wird, da ist dies nie ein „Analogiezauber", um das Sterben des Winters zu beschleunigen und zu unterstützen, sondern da ist es eine fromme, sinnfällige Darstellung dieses natürlichen Geschehens, und der germanische Bauer hat die göttliche Ordnung des Alls zu gut erkannt, als daß er auf den blödsinnigen Gedanken kommen könnte, das ewig göttliche Wirken durch *seinen* „Zauber" zu unterstützen.

Es handelt sich in diesen Bräuchen auch niemals darum, die „bösen" und „schädlichen" „Winterdämonen" auszutreiben, denn wir kennen keine Anschwärzung der Natur und keine Teufel, die gegen das Göttliche stehen, sondern nur ein natürliches Auf und Ab der Kräfte *innerhalb* der göttlichen Ordnung. Wir vernehmen aus Bauernmund niemals, daß der „böse Winterdämon" zu bekämpfen sei, obwohl unzählige Volkskreise das Frühlingsbrauchtum der Winteraustreibung begleiten, aber wir haben Dutzende von Beispielen alter Bauernweisheit, nach der der Winter *notwendig* ist, um des Frühlings willen, ja, in denen sogar von der Nützlichkeit des Winters gesprochen wird[50]. Ich wähle ein paar nur aus:

„Fauler Winter, schlechter Sommer"

und dazu die Schweizer Entsprechung:

„E wüeste Winter, e schöne Summer"

oder:

„Wenn es nicht wintert, sommert es nicht."
„Kein Frühling ohne Winter."
„Kommt St. Georg geritten auf einem Schimmel,
bringt er ein gut Frühjahr vom Himmel."

St. Georg — der Drachentöter! — ist an Stelle des Schimmelreiters Wode getreten, der Schimmel ist Sinnbild des Schnees!

„Januar Schnee zu Hauf,
Bauer, halt den Sack auf."

d. h. Schnee im Hartung bringt reiche Ernte.

„Januar hart und rauh
nützt dem Getreidebau."

„Januar kalt — das gefallt."

„Je frostiger der Januar
je freudiger das ganze Jahr."

„Januar muß krachen,
Soll der Frühling lachen."

„Reichlich Schnee im Januar
Machet Dung fürs ganze Jahr."

dagegen:

„Januar warm — daß Gott erbarm."

und schließlich:

„Was der Sommer nit tuet
Das tuet der Winter."

Nach solchen Zeugnissen uralter Väterweisheit wird man sich wirklich nicht entschließen können, im Winter einen bösen Dämon oder Teufel zu erblicken!

Die Flurumgänge hatten und haben neben der erwähnten Darstellung des Naturgeschehens — und das bestätigt ja nur ihre religiöse Eigenart — von allem Anfang an den Sinn, Segen für die Saat zu erbitten. Sie hatten

diesen Sinn längst bevor man kirchliche Prozessionen aus ihnen machte. Die Ablösung des Alten und Schwachen in der Natur wird außerdem sinnbildlich auf das Menschenleben übertragen: Auslesebräuche haben hier ihre Wurzel und schließlich verbanden sich seit urdenklichen Zeiten Rechtsbräuche, z. B. Grenzumgänge mit diesen Umzügen, so die alte Lantleita Markleita oder der Marchganc — die oft in bestimmten Zwischenräumen, z. B. alle sieben Jahre, stattfanden, wie in Ülzen. (S. Grimm, D. R. A. S. 545.) — Mit anderen Worten: die germanische Einheit von Religion, Rassenzucht und Recht ist wieder gewahrt und kommt klar zum Ausdruck!

Die ältesten Zeugnisse für die Frühlingsumzüge bringen wohl die germanischen Felszeichnungen in Schweden, die z. T. ja über viertausend Jahre alt sind. Auf ihnen gewahrt man Darstellungen von Schiffen mit dem Lebensbaum und Sonnensinnbildern, überlebensgroße Gestalten, Stier- und Pflugdarstellungen, Heilszeichen wie das Sonnenrad, Radkreuz u. a. m., die alle im heutigen Frühlingsbrauch noch auftreten.

Aus germanischer Zeit stammt der alt-angelsächsische Flursegen:

„Die Erde bitt ich und den Oberhimmel:
Erke*, Erke, Erke Erdenmutter
Es gönne der allwaltende ewige Herrscher,
Daß die Äcker grünen und gedeihen,
Voll werden und sich kräftigen,
Er gönne Garbe
Und des Roggens Wachstum
Und des weißen Weizens Wachstum
Und aller Erde Wachstum —
Heil sei dir, Erdflur, der Irdischen Mutter!
Sei du grünend in Gottes Umarmung,
Mit Frucht gefüllt den Irdischen zu frommen."

Ferner erinnern wir uns des Punktes 28 des Indiculus, nach dem verboten wird, Sinnbilder über die Fluren zu tragen!

Aus dem 10. Jahrhundert steht uns dann die erste wunderbare Kunde über die kirchliche Gleichschaltung des Brauches zur Verfügung: Die fromme Stifterin des Klosters Schildesche (Diözese Paderborn) erließ 939 eine Anweisung über die jährlich am 2. Pfingsttag stattfindende Flurprozession:

* Erke ist Frau Harke, auch Hertha! Vgl. Die Sage vom Hertha-See auf Rügen!

> „... daß ihr euch statt des heidnischen Flurumgangs unter Tränen und Demut selbst opfert — — — — Ich hege aber zu der Barmherzigkeit desselben Patrons (der Klosterkirche) das Vertrauen, daß so wegen dieses Umganges die Saaten der Felder reichlicher gedeihen und die Unbilden der Witterung weichen werden!"[51]

Waren von Anfang an Blumen und Kränze (Sonnenrad!) beim Flurumgang verwendet worden, so ist im 13. Jahrhundert erstmals auch vom Rosenkranz die Rede[52].

Ein Geistlicher aus Celle schlägt aber 1527 in wahrhaft reformatorischem Eifer vor,

> „Andere Feste schollen alle afgedaon (aufgehoben) wesen, sunderlieken de, der sik der gemene Bursmann (Bauer) bruket, alse hylligen Drachte (Züge — Umzüge), Hagelvyre, Keese eetent — — —"[53]

und kurz nachher steht in einer Mansfelder Visitationsordnung die Frage, ob

> „Gottlose (!) noch Prozessionen halten umb das Getreide auff dem Felde und ob Bilder umb die Früchte getragen werden — — —"[54]

und um dieselbe Zeit wird aus Franken wieder berichtet, daß die Teilnehmer an der Flurprozession Blumen, Kränze am Kopf und „Stöcke" aus Weidenholz (vermutlich Zweige: Lebensrute!) trugen[55].

Heute jedenfalls lebt das uralte Brauchtum des Flurumzuges in mannigfaltiger Form und in vielen Gauen, wie aus der unten folgenden Darstellung festzustellen sein wird.

Bevor wir aber die Feste des Bauern im Frühling näher betrachten, wollen wir uns noch einmal seine Arbeit vergegenwärtigen, die ja letzten Endes auch beim Festbrauch im Unterton mitschwingt. Für den germanischen Menschen, der von allem Anfang an Bauer war, ist diese Arbeit, der Dienst an der deutschen Erde, heiliges Tun. Und er ist sich der Heiligkeit seiner Arbeit vollauf bewußt, ob er nun in der Eifel ehedem ein heiliges Licht, später eine geweihte Wachskerze auf den Pflug bei der ersten Ausfahrt steckte, den Kühen (geweihtes) Salz und Brot (und Weihwasser) reichte[56], oder vor der Aussaat in der Oberpfalz drei Kreuze in die Erde zeichnete[57], oder ob der Bauer nun die Auffassung von seiner Arbeit in Sprüche prägte, wie:

„Wer bestellt sein Land,
Sät in Gottes Hand."

oder

„Schmutzige Hand
Segnet das Land"

und E. Pastor hat mit Recht auf den Gegensatz in der Weltanschauung hingewiesen, der aus 1. Moses 3, Vers 17 spricht:

„Verflucht sei der Acker um deinetwillen."

Hier steht orientalisches Nomadentum — dort germanisches Bauerntum. Bauer sein heißt für uns: Gottesdienst verrichten. Und die Religion dieses Bauerntums ist Religion der Tat, sie ist keine Religion des Scheins, was vielleicht kaum derber ausgedrückt werden kann, als mit der deutschen Bauernweisheit:

„Misten und Düngen
geht über Beten und Singen."[58]*

Die Überleitung zum Frühlingsbrauchtum bilden zunächst noch altüberlieferte bäuerliche Kampfspiele, wie das „Klootschießen" mit bleibeschwerten Holzkugeln in Oldenburg, eine großangelegte (oft kämpften nicht nur Dörfer, sondern ganze Gebiete gegeneinander!) Entsprechung zum bayrischen Eisstockschießen. Wenn dann Schnee und Eis gewichen sind, beleben die Kinder die Wege und Plätze mit Spielen, daran alter sonnenbezogener Sinnbildgehalt nicht zu leugnen ist. Ich denke dabei an das Kreiseltreiben („Schnorrern"), an das Murmelspiel („Märbeln"), an das „Himmel-und-Hölle-Spiel", das Schneckenhüpfen (Sonnenspirale!) oder an die Kinderreigen, in deren Formen altes Sinnbildgut und in deren Begleitreimen uraltes Saggut weiterlebt.

Weiterhin, wenn der Saft schon mächtig in die Weiden strömt, ist für die Buben die Zeit gekommen, die Frühlingspfeifchen zu schnitzen, auf denen sie den Ruf des Frühlingskünders Kuckuck nachahmen. Ihr Handwerk wird dabei von altüberlieferten Bastlösereimen begleitet, wie z. B.:

„Huppe, Huppe, Hotte
will net geroote
Schmeiß i di in Graben
Fress'n di di Schabn."[59]

---

* Dazu die schwäbische Entsprechung: Do hilft all's Bete nix,
Do g'hert Mischt na!

Im Frühlingswettstreit des Thüringer „Hammelschießens" (Wettwerfen mit der Kegelkugel) winkt dem Sieger bereits ein Hammel als Preis, jenes Fruchtbarkeitssinnbild, das nachher in der Erntezeit eine große Rolle spielt.

*

Nach der letzten Rauhnacht ist nun die Lichtmeß (2. im Hornung) der nächste bedeutende Zeitpunkt im Brauchtum. Es ist der Tag, an dem man schon wieder eine Stunde länger den Sonnenschein „messen" kann. Lichtmeß ist Lostag für die Ernte, und ein schlechtes Lichtmeßwetter bedeutet in Kärnten eine schlechte Heuernte. Dabei soll das gute Lichtmeßwetter aber keineswegs frühlinghaft sein (das wäre am 2. Tag im Hornung auch etwas viel verlangt), sondern es muß noch der ausgesprochenste Winter Herr des Landes sein. Sprüche wie:

„Die weiße Gans im Februar
Brütet Segen fürs ganze Jahr",

oder:

„Im Februar ist Schnee besser denn Kot",

trifft man in ähnlicher Form im ganzen Volke an. (Die „weiße Gans" ist Sinnbild des Schnees — vgl. „Martinsgans" im Neblung!) Trotzdem wird den Tieren, insbesondere den Bienen hin und wieder Lichtmeß schon „angesagt". Hier muß darauf hingewiesen werden, daß mhd. „mezzen" auch den Sinn von „verkünden" haben konnte, Lichtmesse also sehr wohl „Lichtverkündung" sein kann, worauf ja eine Reihe Feuer- bzw. Lichtbräuche hinweisen*.

In der Landschaft Stapelholm in Schleswig-Holstein wurde an Lichtmeß 1935 das uralte, schon fast in Vergessenheit geratene Brauchtum des Beekenbrennens von den Bauern als große Gemeinschaftsfeier wieder aufgenommen. Die Beeken sind Strohkerzen von drei und mehr Metern Länge und einem Durchschnitt von etwa 30 cm. In großer Zahl werden sie von der männlichen Jugend brennend auf den Höhen und Eiderdeichen getragen und geschwenkt. Rufe wie „Lang Flaß" erinnern daran, daß mit dem Feuerbrauch ein alter Flachssegen verbunden ist (s. auch u. Spinnstube S. 172 ff.).

Entsprechend dem holsteinischen Beekenbrennen findet am Vorabend zur Lichtmeß in Kärnten ein Feuerbrauch seine Ausübung: das Lichtertragen in Eisenkappel[60], das auch „Kirchleintragen" heißt, weil die das Licht um-

* Daher auch Sprüche wie: „Lichtmeß, bei Tag eß, bei Nacht d'Kunkel vergeß."

gebenden Laternen vielfach in Form einer Kirche gebildet werden! Die Jugend trägt sie auf Stöcken leuchtend durch die Straßen und setzt sie schließlich ins Wasser, mit dem sie talwärts schwimmen und so ein lichtbringendes Schiff darstellen, das immerhin an die germanischen Frühlingsdarstellungen in Bohuslän zu erinnern imstande ist.

In Hessen werden Feuerräder von den Bergen gerollt. In vielen katholischen Gegenden z. B. Badens hat sich die Kirche das alte Lichtbrauchtum gesichert, indem sie an Lichtmeß die Weihe von Wachskerzen vollziehen läßt — was nicht zu der Annahme verführen darf, daß der Name des Feiertags von einer katholischen „Lichtmesse" herstammte.

Es ist möglich, daß schon an Lichtmeß das erste ungebotene Thing des Jahres in verschiedenen Gegenden stattfand. Lichtmeß-Jahrmärkte erinnern heute noch überall an Volkszusammenkünfte um diese Zeit, und wenn in Ostfranken an diesem Tage die Dienstboten ein- und abziehen, so ist damit ein weiterer Anhalt für Lichtmeß als Rechtszeitpunkt gegeben.

*

Indessen hat die Faschingszeit begonnen. Es handelt sich ausgesprochen um eine größere Zeitspanne, grob genommen von „Öberscht" bis zum Faschingsdienstag, die als besondere Festzeit schon längst bestanden hatte, bevor die Kirche einen „Fastnachtstag" (Dienstag) als Beginn der vierzigtägigen vor Ostern gelegenen „Fastenzeit" einführte. Man spricht also besser von den Fasenächten oder Fasnächten, und Fasenachtsbräuche begegnen uns ja vom Neblung bis Ostern, freilich besonders auf den Hornung verdichtet (daher auch die „unsauberen Feste im Februar" des Indiculus!), so daß der kirchliche Fastnachtstag rein zeitlich meist auf germanisch vorbereitetem Boden fällt.

Schon wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Faschingszeit ursprünglich gar keine einzige Nacht umfaßte, wird die Deutung des Namens „Fastnacht" hinfällig, nach der es die Nacht vor dem Beginn des kirchlichen Fastens (das übrigens bekanntlich am Tage stattfindet!) sei. Der Bauer freilich spricht gar nicht von „Fastnacht", für ihn gibt es eine „Foßnet" (Ostfranken), Fasnet (Schwaben) oder „Fasnacht", Fasenächte und Faselnächte — also vom Fasten will er wirklich nichts wissen um diese Zeit, im Gegenteil: „An Faßnacht verhungert niemand." Ja, Grimmelshausen schreibt einmal von dem „bis Faßnacht währenden Fressen und Saufen bei uns Teutschen"[61] (damit soll nicht bestritten werden, daß das Fasten an sich, als Heilmaßnahme,

germanisch-bäuerlich sein könnte). Aber auch die andere beliebte Deutung, die Faselnächte kämen unmittelbar von „Faseln, d. h. Unsinn treiben" her, ist auf dem Holzwege. Zu einer befriedigenden Erkenntnis führt der Hinweis auf verwandte Beziehungen, wie z. B. „Faselvieh", „Faselhengst" usw. für „Zuchtvieh", „Zuchthengst" (Farre = Stier hängt vermutlich damit zusammen) und auf das mittelhochdeutsche Zeitwort vaselen = gedeihen, fruchten. Die Fasenächte sind also die Nächte des Gedeihens in der Natur — es ist die Zeit der beginnenden Fruchtbarkeit, des Wachstums.

Den Zusammenhang zur Fruchtbarkeit beweisen Bauernsprüche wie: „Ist Fasenacht gutes Wetter, so geraten die Erbsen wohl" oder „Eiszapfen um Fasenacht, dem Flachs (!) lange Zöpfe macht" und „Gibt's in der Fasenacht viel Stern, dann legen die Hühner gern" (d. h. klare Nacht). Hierher gehört der schwäbische Flachsgruß in der Fasenacht:

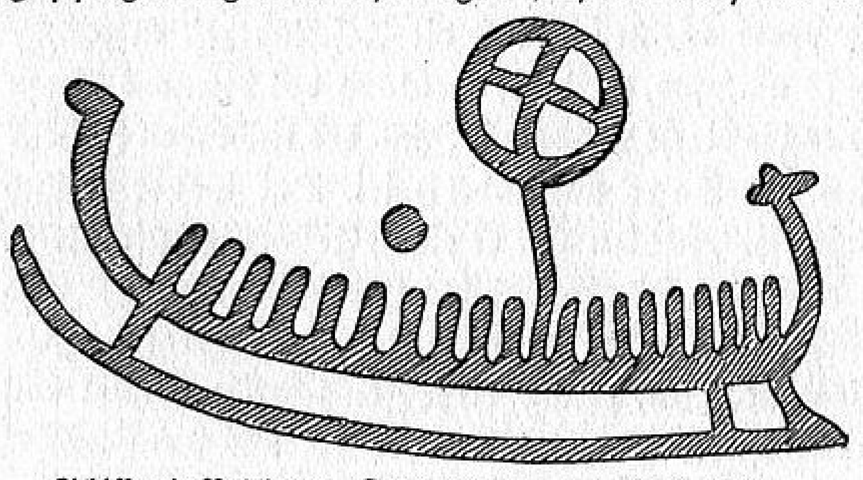
„I grüß di Flacksch
Daß 'd recht wachscht
So lang wie 'n Weid(e)
So fein wie (e) Seide
So heet und so klor
Wie d'r Magdalene (!) ihr Hor."

Ähnlich aus Wollin:

„Hüt is Fastendag
Gott gew, det Flaß gaud wachst."

Das „Lärmen" auf den Feldern (z. B. das „Langaswecken" in Tirol ist ein sinnbildliches „Kornaufwecken" oder geschieht, „damit der Flachs auffährt". Auf Fruchtbarkeit deutet ferner das „Gerste quellen" (Biertrinken) am Faschingsmorgen in Thüringen hin, wie auch das Geflügelfüttern in einem Kreis (Sonnenrad!).

Ähnlich verfälscht wie „Fastnacht" ist der romanische Ausdruck dafür: Karneval. Das „carne vale" — „hüte das Fleisch" als Aufforderung zum Fasten ist eine reine Verballhornung des „carrus



Schiff mit Radkreuz. Felszeichnung von Bohuslän.

Fasenacht in Effeltrich:
Die „Altweibermühle" als Guckkasten zeigt hier mit kleinen Puppen die Wiedergeburt des neuen Lebens aus dem alten

Bilder: Hans Retzlaff



Die „Fasalecken" treiben die geschwärzten Mädchen vor sich her

Villinger Fasnachtsgestalten

Eine Frühlings-Pflugumfahrt an der Spergauer Lichtmeß

Bilder: Hans Retzlaff

navalis" — Schiffskarren, Naukarren und der findet seine Deutung im heutigen Brauchtum, z. B. im Schiffsumzug von Glinde[62] (Narrenschiff!), wie etwa aus Sebastian Brants „Narrenschiff" oder aus den vieltausendjährigen Felszeichnungen mit der Schiffsdarstellung. Wir denken an das mythische Totenschiff Naglfari und dem Schiff als Frühlingszeichen kommt wohl noch eine Verbindung mit dem Frühjahrsauftauen des Eises (Schiffahrt!) zu. Der „Karren" (heute mit einem Glücksrad!) im Frühlingsumzug von Spergau[62] stellt zweifellos auch einen solchen Nachklang zum alten Kultkarren (sog. Nerthuswagen) dar, ähnlich wie der dabei verwendete Pflug an die Bohusläner Pflugdarstellung in diesem Zusammenhang erinnert.

Wenn der germanische Mensch in der Sonne letzten Endes die Weckerin des Lebens, die Bringerin der Fruchtbarkeit erkennt, so erfährt das sonnensinnbildliche Feuerbrauchtum in dieser Zeit seine naheliegende Deutung. Beim rheinhessischen Fasenachtsfeuer („Huitzelfeuer" in der Rhön am Sonntag nach Fasenacht), werden Fackeln auf hohen Stangen ums Feuer getragen — also eine Entsprechung zum „Beekenbrennen". Fackelschwingen findet drei Wochen vor Fasenacht z. B. auch in badischen Ländern statt. Beachtenswert ist besonders der schwäbische und Tiroler „Funkensonntag" (z. T. nach Fasenacht), an dem neben dem Feuerräderrollen auch das „Scheibenschlagen" noch geübt wird, das Emporschnellen glühender Holzscheiben, die als Sinnbilder des Sonnenbogens über die Fluren ziehen. (Die Handhabung geschieht so, daß die etwa tellergroßen Scheiben an einer langen Stange im Feuer glühend gemacht und über ein schräg befestigtes Brett mit mächtigem Schwung gerollt werden, wobei sich die Scheibe von der durch ihre Mitte gesteckten Führungsstange ablöst.) Im Allgäu und Baden heißt das Faschings-Feuerbrauchtum auch „Samenzünden", bei dem die Jugend mit Fackeln über die Wintersaat läuft und ruft:

„Samen, Samen reg dich,
Samen, Samen, streck dich!"

oder es findet in Lichterumzügen eine Sonderform, bei der der alte Vers gesprochen wird:

„Sama, Sama reg de
Ackerscholl beweg de
Gras pfurr raus —
Dr Wenter, der geht raus."

Also wieder das sinnbildliche Erwecken der Natur, verbunden mit dem Segenswunsch und natürlich auch verbunden mit dem Wunsch, daß die junge Saat ungefährdet zum Wachstum und zur Reife kommen möge. Aus diesem Geiste entstand wohl die alte hessische Bezeichnung „Hagelfeuer" (Halefeuer) für die Feuer der Fasenachtszeit.

Wie jede Festzeit hat auch der Fasching seine ihm eigenen Gebäcke. Erwähnenswert sind da in erster Linie die Brezeln (z. B. in Franken, in der Kurmark), deren Ursprung wohl im doppelten Sonnenkreis (Odilrune!) oder auch in der ᛒ-Rune (Fruchtbarkeit!) liegt, und dann die schwäbischen „Küchle" oder die Krapfen (Sonnenform), die z. B. im Thüringer „Kräpfelessen" an der Fasenacht verzehrt werden.

Wieder in Erinnerung an die alte Rechtsübung erfolgen an der Fasenacht noch eine Reihe von Rechtsbräuchen, heute meist in spaßvoller Art. Der Villinger Narro „strählt" — er hält den Vorübergehenden ihre Sünden vor. In Hessen gibt es ein „Narrengericht" (Kreis Wolfhagen): im Fasenachtsumzug werden die üblen Vorkommnisse im Dorfe dargestellt, am Chiemsee wird eine „Faschingspredigt", nach Art der Haberer-Predigt, gehalten, und in manchen Dörfern erscheint sogar eine Faschingszeitung (in Hessen „Kreppelzeitung" = Kräpfelzeitung), in der alles getreulich verzeichnet und verurteilt steht, was dem einen oder anderen an Ungeschick im letzten Jahre unterlaufen ist, oder in der alles scherzhaft angeprangert ist, was gegen Sitte und Brauch verstieß. (Man vergleiche unten die Kirmesverschen.)

So berichtet beispielsweise ein solches aus Ostfranken stammendes Blättchen vom Jahre 1911 in ergötzlichen Knittelversen, vom Dorfzeichner belebt, über einen seltsamen Unfall des Bäckers, bekrittelt die Maßnahmen des Gemeinderates und bringt vorgefallene Gespräche wie:

„Was? Sechs Mark soll der Strohhut kosten? — Ja, zum Dunnamessa, was kost denn do ba Ihnen der Zentner Stroh?"

Ein anderes wieder um 1914 bringt eine Anfrage nach einer „Löschmaschine zum Hypothekenlöschen", die von der „Gma" (Gemeinde) gesucht wird und ein „Schlumperliedchen" wie:

„Und na Sunntag, do
senn halt die Madla su stolz
und na Montag do fohrn sa
mit 'n Schubkarrn ins Holz"

rügt trefflich die falsche Putzsucht der Dorfschönen, die damals unter dem Einfluß der Nachbarstadt aufkam. —

Der germanische Frühlingsflurumgang lebt in katholischen Prozessionen fort, z. B. in der Fridolinsprozession in der Säckinger Gegend oder im „Gregoritaglaufen" in Eschach, anfangs Lenzing. Von den zahlreichen Einzelbräuchen, die im eigentlichen Faschingsumzug, meist am Fasenachtsdienstag, stattfinden, seien noch einige hervorgehoben.

In Effeltrich (Oberfranken) heißen die Burschen des Umzugs „Fasalecken"; ein Strohbär wird umhergeführt, die Buben tragen Kronen und Kränze aus Buchsbaum und schwärzen die Mädchen.

Auch in Thüringen werden „Erbsbären" umhergeführt und erbetteln Gaben; in Spergau treten bereits an der Lichtmeß „Schwarzmacher" und „Erbsstrohbären" auf[68]. Auffallend ist, daß der Bär auch gelegentlich verbrannt wird. Er ist dabei also zum Sinnbild des zu überwindenden Winters geworden, während er im Kärntner Metnitztal gejagt und eingeholt (also als Frühling!) wird.

Die „Schwarzmacher" stehen innerlich im Zusammenhang mit dem „Aschermittwoch", da sie ja mit Asche und Ruß, den Rückständen vom Faschingsfeuer schwärzen. Wo in katholischen Gegenden am Aschermittwoch die Stirn mit Kreuzzeichen geschwärzt wird, ist noch ein Beweis dafür vorhanden, daß das Zeichnen mit den Feuerrückständen ursprünglich ein sinnvolles Anbringen heiliger Zeichen war. Ähnlichen Sinn, Heil und Fruchtbarkeit, offenbart ja das Bestreuen der Felder mit Asche des Feuers, und es ist ja auch kein Zufall, daß besonders die Mädchen geschwärzt werden, denen damit Fruchtbarkeit gewünscht wird.

Auffallend ist, daß bei allen Faschingsumzügen, ob sie nun von groß oder klein dargestellt werden, stets Masken getragen werden. Wir lernten deren Eigenart als die unpersönlichen Darstellungen übermenschlicher Naturkräfte schon beim Perchtenlaufen kennen. Auch im Faschingsbrauchtum werden sie häufig „Narren", „Hexen" u. dgl. genannt, nachdem ihre weltanschauliche Grundlage entschwunden war.

Berühmt sind die schwäbischen und rheinischen Fasnetszüge. In Villingen tritt die Narro-Zunft mit „Mäschkerlen" und mit „Wüeschten", die von den Kindern vertrieben werden, auf; in Elzach tragen die Masken ihre Hüte dicht mit Schneckenhäusern besetzt, die Fruchtbarkeits- und Sonnenzeichen (Spirale!) sind. In der Konstanzer Gegend findet dazu am Aschermittwoch der „Schneckenball" statt. Im Rottweiler Umzug fallen die „Hähnle" auf,

(Fruchtbarkeitssinnbild!), die bezeichnenderweise die Mädchen „anspringen“, ähnlich die „Rößle“ (Faselhengst?). Hahne-Niehoff[64] möchten hier diese Masken dinarisch nennen, da sowohl Hahnreiter wie der Roßreiter dinarische Züge tragen, während die Holzmasken der Narros ausgesprochen nordische Züge verraten. Im rheinischen Karneval tritt vor allem das Schiff, das Narrenschiff als Nachläufer des alten Karrenschiffs auf. Das Zehdeniker Schifferfest gehört ebenso hierher wie der Brauch von Unterwössen am Chiemsee, bei dem Schiffe mit „Seeräubern“, eine weiße Frau mit grünem Kranz (= Frühling) raubten, die dann befreit wird. Ein Schwertertanz (Tüchtigkeitsprobe) ähnlich dem Überlinger Schwertletanz beschließt den Brauch. Im Reichenhaller Gebiet findet der „Perchtentanz“ (auf Stelzen) statt, in Thüringen oder Franken Faschingstänze der Kinder, im Chiemgau der „Pfanneflickertanz“, bei dem auf Kesseln und Pfannen ein Heidenlärm gemacht wird. Dies hängt natürlich mit dem sinnbildlichen Erwecken der Natur und des Lebens zusammen und deckt sich in dieser Hinsicht mit dem Brauch der „Scheller“ und „Roller“ im Imster Schemenlaufen, mit dem Glockenanhängen der Narros — wie überhaupt mit der Narrenschelle — mit dem Fasenachtssingen in Hessen oder dem „Faschingsschwatzen“ (Peitschenknallen) im Chiemgau.

In Westfalen trifft man an der Fasenacht auf das Gansreiten, einen Geschicklichkeitswettkampf um eine Gans, und es liegt nahe, in ihr das schneeige Zeichen des Winters zu sehen (Martinsgans!), der überwunden wird. Ähnlich stellt das „Fasenachtsbegraben“ am „Aschermittwoch“ (der von der Asche des Faschingsfeuers — Aschen- und Rußbräuche! — seinen Namen hat und nicht von dem bußfertigen Bestreuen des Hauptes mit Asche, nach jüdischer Sitte, wenngleich die katholische Kirche auch jetzt geweihte Asche austeilt oder den Gläubigen Aschenkreuze auf die Stirne zeichnet), bei dem eine Strohpuppe begraben oder auch verbrannt wird, die Winterüberwindung und zugleich den Tod des Unfruchtbaren dar, wie aus dem „Sommertagsbrauchtum“ noch besser ersichtlich wird. —

Hervorzuheben sind die Fasenachtsbräuche, die sich besonders auf den menschlichen Lebenssegen beziehen, wie es ja ganz im Sinne der Weltanschauung vom All liegt, die Fruchtbarkeit in der Natur in gleicher Weise und zu gleicher Zeit für das Menschenleben zu übertragen. Aus dieser Weltanschauung entsprang das Schlagen mit der Lebensrute zur Fasenachtszeit wie z. B. das „Stiepen“ in der Mark, das „Fuen“ mit dem Tannenzweig in Braunschweig, das „Quietschen“ in Mecklenburg oder allgemein das



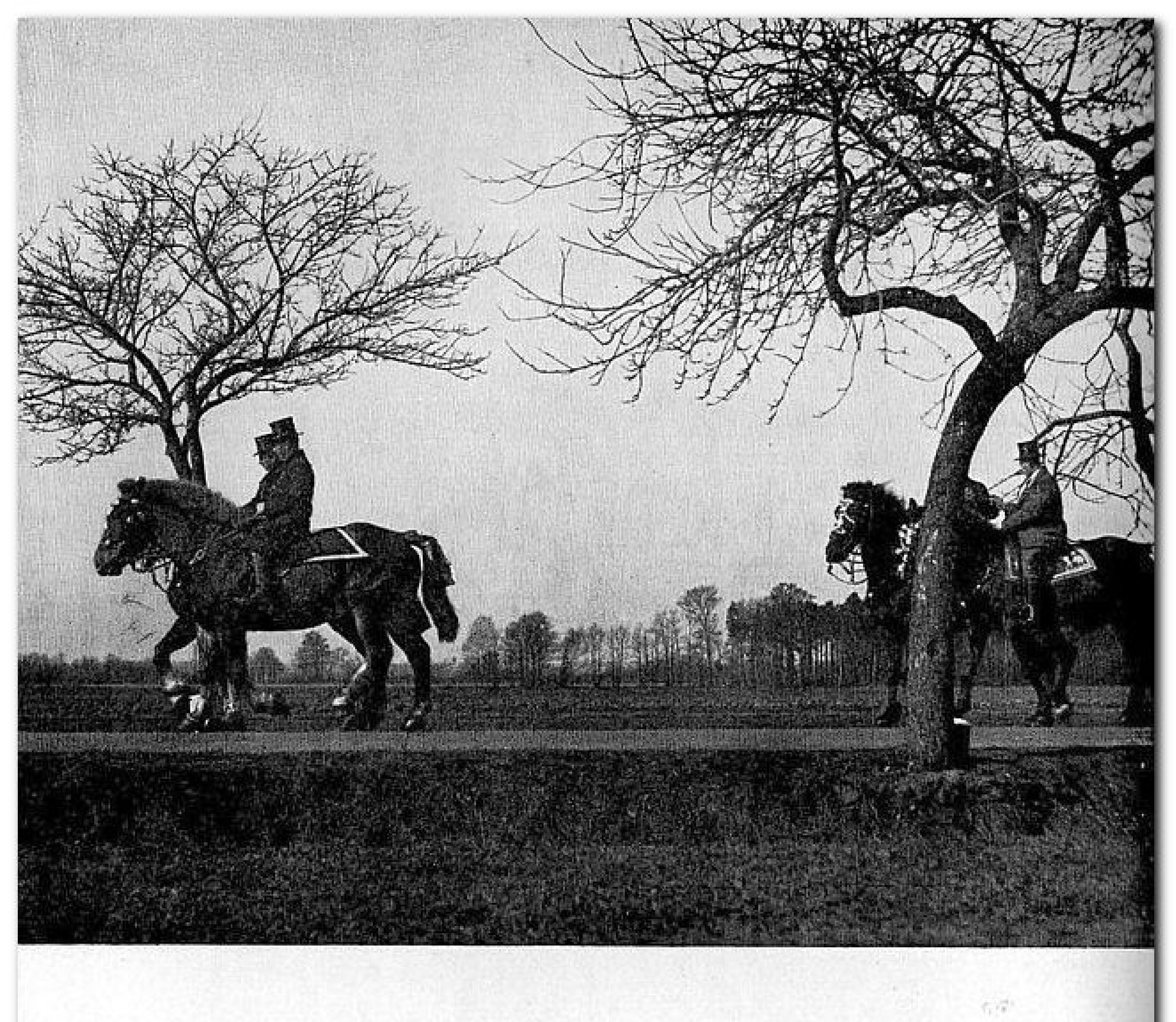
Zwei Riedlinger „Gole"
Die großen Köpfe erinnern an die frühgeschichtlichen Darstellungen der überlebensgroßen Gestalten in Umzügen

Bild: Hans Metzlaff



Oberbayerischer Perchtentanz
Die Perchten auf den Stelzen erinnern an die überlebensgroßen Gestalten frühgeschichtlicher Umzüge

Bild: Weiler

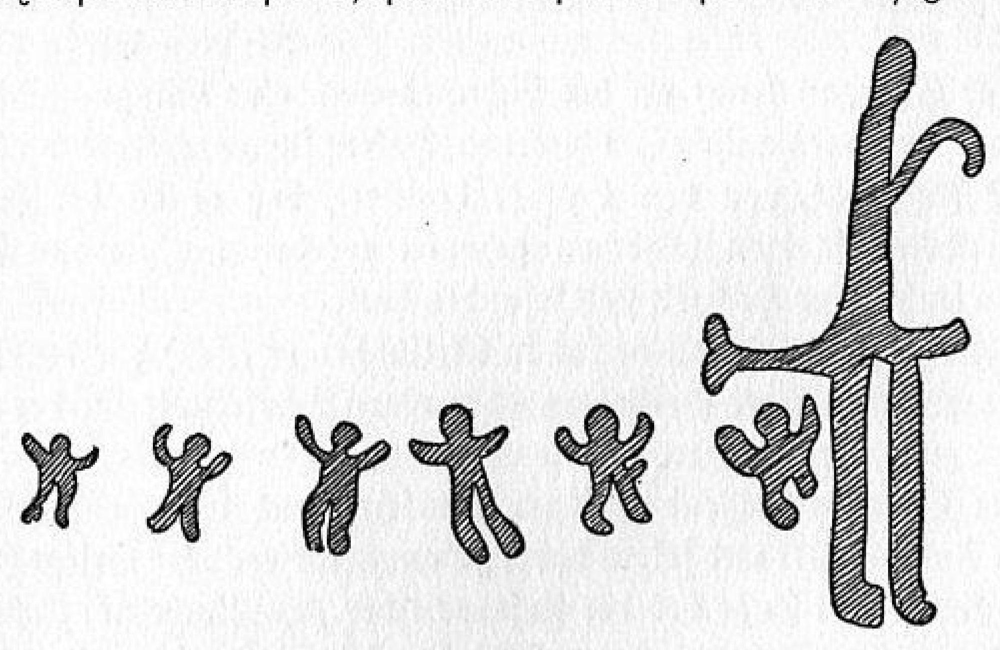


Osterreiten in der Oberlausitz Bild: Hans Retzlaff

Schlagen mit der „Narren-Pritsche"! Ähnlich wie für das Schwärzen muß der Betreffende im Grunde ja eigentlich dankbar sein für das Stiepen, und es war wohl auch stets üblich, den Kindern, die stiepen gingen, Geschenke dafür zu geben. Ich nehme an, daß das sächsische Brezelsingen, die märkischen oder Lausitzer Heischeumzüge das „Zamperngehen" oder „Zemperngehen" (bei denen auch Bären, Schimmelreiter usw. auftraten) hier ihre Wurzel haben. Ein solcher Heischespruch aus dem Pyritzer Kreise lautet:

„Fastlabend, Fastlabend
Upn wittn Schimmel
Wer mi wat giwt
Der kümmt in 'n Himmel
Wer mi nüscht giwt,
Der kümmt in 'd Höll!
Do danzt de Düwel
Mit d' Botterkell."

Auf einen Fruchtbarkeitswunsch zielt es ab, wenn in Hessen Erbsen gegen die Fensterscheiben geworfen werden oder in Westfalen Kinder Scherben vor die Häuser kinderloser Ehepaare werfen. Derselbe Brauch gilt in Kur-



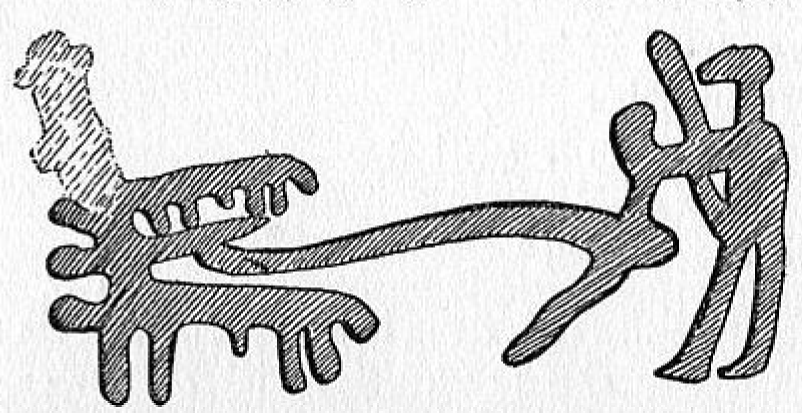
Überlebensgroßes Gebilde im Umzug. Felszeichnung von Tanum.

hessen am Aschermittwoch auch als Flachssegen („Scherben bringen Glück!"). Das lärmende „Erwecken" spielt dabei zugleich eine Rolle, wie beispielsweise das Fruchtbarkeitssinnbild der Erbse. Bei den Umzügen in Spergau tritt ein „Eiermädchen" auf (Ei = Fruchtbarkeitszeichen); die überlebensgroßen Ge-

bilde in Umzügen (und schon auf den Felszeichnungen z. B. in Tanum) vereinigen den Segenswunsch für Mensch und Natur gleicherweise in sich. Auch dieses urgermanische Sinnbild wurde gleichgeschaltet, und so entstand beispielsweise der Riedlinger „Gole" — der Riese Goliath!*

Das Wasser als Fruchtbarkeitszeichen (Lebenswasser!) wird im badischen Kreise Kehl beim Wasserspritzenkampf der Dorfburschen am Tag vor Fasenacht verwendet.

Der Pflug als Sinnbild der Vorbereitung zur Fruchtbarkeit der Erde spielt auch hier herein: im Ermland wurden beim ersten Pflugaustreiben die Mädchen geschlagen[65], vor wenigen Jahrzehnten wurden in Franken am Faschingsdienstag die ledigen Dorfmädchen vor eine Egge, ursprünglich wohl vor einen Pflug, gespannt, hinter der der jüngste Ehemann säend einherschreitet[66]. In der schwäbischen Alb wird heute noch der Pflug von Kindern durchs Dorf gezogen und Spergau kennt an der Lichtmeß noch eine Pflugumfahrt. Den Nachfolger des germanischen, hölzernen Hakenpfluges erblicke ich in dem Holzblock Kärntens, von dem Graber berichtet, daß er an der Fasnacht von den heiratsfähigen Mädchen gezogen werden muß, wenn im vergangenen Jahr keine Hochzeit stattgefunden hatte.



Pflügender. Felszeichnung von Bohuslän.

Um diese Zeit streut man nachts in Melsungen (Hessen) Flachsabfall auf den Weg zwischen zwei Verliebten oder einen Häckselkreis an der Stelle, da sie sich zu treffen pflegen.

In der Echinger Gegend springen Burschen und Mädchen gemeinsam über das Funkenfeuer und feiern dabei „Sommerheirat". In Stiege (Braunschweig) findet acht Tage vor der Fasenacht der „Topfkuchentanz" statt, der seinen Namen davon hat, daß das Mädchen seinem Burschen (der die drei ersten Tänze mit ihm tanzen muß) einen Topfkuchen bringt, — eine sinnige Form der Liebeserklärung!

Auch die schon Ende Hartungs in der Lausitz stattfindende „Vogelhochzeit"

* Vermutlich gehört hierher und zum Stelzentanz der Perchten, auch die schwäbische Wendung „Wenn der Teufel (!) auf den Stelzen kommt".

(Kinderfest) dürfte sinnbildlich das Frühlingsgeschehen in Natur und Menschenleben darstellen.

Schließlich sei der Allgäuer Altweibertanz, die bayrische und fränkische „Altweibermühle" oder Jungmühle erwähnt: da wird eine Mühle aus Brettern, Rädern, Leitern usw. errichtet, die Mädchen humpeln, zu alten Weibern verkleidet, hinein, werfen ihre alte Vermummung ab und kommen jung und schmuck wieder aus der Mühle. Zweifellos eine der sinnfälligsten Darstellungen des ewigen Stirb und Werde!

Es würde zu sehr zersplitternd wirken, wollte man schildern, wie sich all dieses Brauchtum in den nun folgenden Wochen bis Ostern an allen Sonntagen oder Kalender-Lostagen mehr oder weniger wiederholt. Ich will vielmehr versuchen, die für diese Zeit bezeichnendsten Bräuche herauszustellen und auf Besonderheiten hinzuweisen.

In den Anfang des Lenzing fällt das eigenartige Rückersfest in Laisa (Kurhessen), das nur alle sieben Jahre gefeiert wird. Eine Reihe von Vorstellungen verbinden sich in ihm. Es besteht in seinen wesentlichen Zügen darin, daß in der Rückersnacht auf einem Dachfirst der „Rückers" aufgestellt wird: die Figur eines weißen Bauern mit Pflug und fünf Pferden, deren vorderstes ein Schimmel ist. Man darf wohl annehmen, daß hier die heilige Pflugumfahrt (s. o.) als Frühlingszeichen dargestellt wird. Der Rückers wird an Ostern wieder abgenommen. In der Rückersnacht erfolgt ferner eine „Mädchenversteigerung", wie sie im hohen Maien, als verballhorntes Mailehen, noch häufiger auftritt, so daß ich überhaupt glaube, daß hier schon Maibrauchtum vorweggenommen wird. Dann findet nämlich auch die seltsame Pause von sieben Jahren eine Deutung (s. unten).

Gegen Ende Lenzing erleben wir die Frühlings-Tagundnachtgleiche, die naturgemäß ein reiches Feuerbrauchtum erwarten läßt, das aber fast ausnahmslos auf Ostern übergegangen ist.

Aber der Frühlingsanfang des Kalenders wird freudig als „Sommertag", „Sommergewinn", gefeiert, und auf diesen Zeitpunkt fallen die ausgeprägtesten Darstellungen des Winterweichens und Sommereinzugs. Es ist wirklich eine Zeit der Freude, und diese Freude ist urwüchsig und war längst dagewesen, bevor der Sonntag „Lätare" — auch noch in fremder Zunge! — zum Freuen aufforderte.

In der Lausitz äußert sich die Frühlingsfreude im „Sommersingen" und im Verbrennen der winterlichen Strohpuppe.

In der Pfalz, im Schwäbischen und Rheinhessischen wird der „Sommer-

tag" oder der „Stabaus" gefeiert, in Eisenach das natürlich aus dem Bäuerlichen übernommene „Sommergewinnfest", bei dem ebenfalls nach einem großen Umzug eine Strohpuppe verbrannt wird.

Beim Stabausfest ist meist ein Junge als Winter in Stroh und ein anderer als Sommer in Efeu gekleidet (in der Pfalz haben beide Kegelform!), während ein weiterer, als Frau verkleidet, Eier sammelt, die anschließend gegessen werden. Die Kinder begleiten im Umzug die Gestalten mit dem Reim:

„Stab aus, Stab aus!
Schlagt dem Winter die Augen aus.
Stecht dem Tod die Augen aus."

Gelegentlich finden Wettkämpfe zwischen Sommer und Winter statt, in denen der letztere natürlich unterliegen muß. Ähnlich sind ja die bekannten Streitgespräche zwischen Sommer und Winter zu verstehen. Z. B. das Kampfgespräch im Forster „Lätarespiel" oder im ostbayrischen österlichen Sommer- und Winterspiel. Am Schluß wird wieder die Strohhülle des Winters verbrannt, indes der Sommer um das Feuer tanzt. In Traunstein drückt der an „St. Georg" (23. 4.) (der Drachentöter!) stattfindende Schwertertanz neben anderen Vorstellungen zweifellos auch die Winterüberwindung mit aus.

In den Pfälzer „Sommertag"-Umzügen tragen die Kinder häufig geschnitzte Stäbe (ehedem Lebensruten) mit Bändern und Brezeln geschmückt, häufig mit einem Apfel — dem Zeichen der unsterblichen Sonne — der Frucht am Lebensbaum — an der Spitze versehen. Mit Recht nimmt man in den Zeichnungen am Brunholdenstuhl bei Bad Dürkheim, die Stäbe mit sechs- und achtspeichigen Rädern darstellen, die sonnensinnbildlichen germanischen Vorläufer dieses Sommertagsstecken-Brauchtums, an.

Aus Heidelberg wird folgendes Sommertagslied berichtet[67], das auch in der ganzen Pfalz bekannt ist.

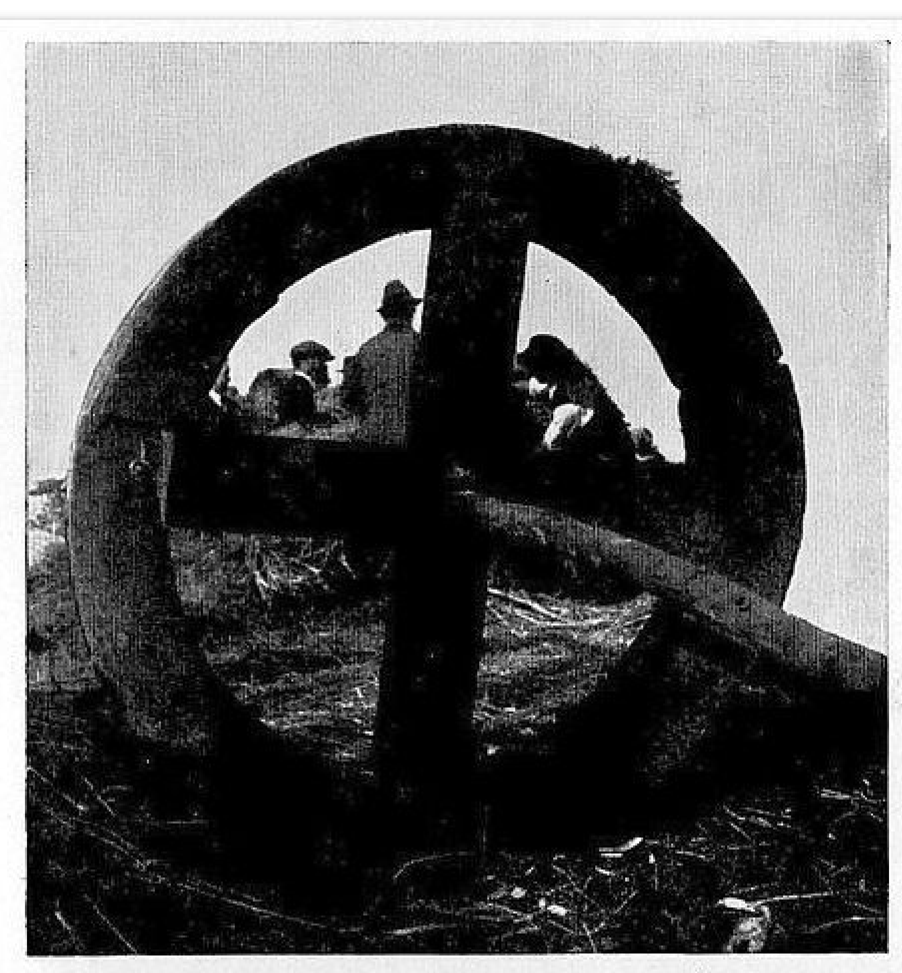
„Strieh, strah, stroh,
de Summerdag is do!
Der Summer und dr Winter
das sin Geschwisterkinder.
Summerdag, Staabaus.
Bloß em Winter die Aage aus,
Strieh, strah, stroh,
der Summerdag is do."



Osterräderrollen von Lügde

Ein Rad ist fertig zum Entzünden und Abrollen

Bild: Bittner



Osterräderrollen von Lügde

Ein schweres Radkreuz aus Eichenholz

Bilder: Bittner

Lügder Festgebäcke zum Osterfest in Form der Osterräder

Besonders beachtlich finde ich hier, wie die „verwandtschaftlichen Beziehungen" zwischen Winter und Sommer geschildert sind — also nichts von zwei Todfeinden, oder von einem dämonischen, feindlichen Winter!

Auch eine andere Fassung mit der Wendung:

„Der Summer esch en guder Knecht
der schmeißt de Winder in de Dreck"

spricht nicht gegen diese Anschauung.

Ähnlich bezeichnend für den Sinn des Brauches ist ein weiterer Vers[68]:

„Tri, tra, tro, der Summer der esch do.
Wir stellen uns für die Leut daher.
Ein Glas Wein, ein Brezlein drein
Den Summer wolln wir lustig sein.
Wir schlafen hinner de Hecke
Und wollen de Sümmer erwecke."

Das entsprechende oberschlesische Fest findet am dritten Sonntag vor Ostern statt. Die mit „Tod" bezeichnete Strohpuppe wird im Umzug durchs Dorf geleitet und in den Teich geworfen, während die Mädchen bei der Rückkehr in geschmückten Lebensbäumchen („Maie") das neue Leben sinnbildhaft mitbringen. Dazu singt man das Lied:

„A Tud, dan hu bir ausgetrieba
A lieba Summa bring bir wieder
A Summer und a Mäa (Maien)
A Beemla voller Zweigla
Der liebe Gott wird bei uns sein
er wird auch bei uns wohnen
und wird uns schenken die ewige Kronen."

Daß der Winter hier mit Tod gleichgesetzt wird, verändert das oben entworfene Bild keineswegs, wenn man bedenkt, daß der Tod ja nicht ein Abschluß, sondern der Aufgang zum neuen Leben im Sinne des „Stirb und Werde" ist. Ein Beispiel kirchlicher Gleichschaltung ist es aber wieder, wenn in Bayern und Schlesien das Verbrennen der Strohpuppe an Ostern „Judasverbrennen" genannt wird.

Einen der schönsten alten Frühlingsumzüge sehe ich in der heutigen „Vierberger-Wallfahrt" in Kärnten erhalten, die am zweiten Freitag vor Ostern

stattfindet und jetzt natürlich kirchlich „betreut" wird. Am Vorabend treffen die Bauern der weiteren Umgebung mit Efeukränzen auf den Hüten am Höhenfeuer (Frühlings-Tagundnachtgleiche!) auf dem Magdalensberg ein und brechen um Mitternacht mit brennenden Kienfackeln auf, den Berg hinab, durchs Tal zum Ulrichsberg, von da zum Veitsberg, weiter zum Lorenziberg und wieder zurück nach St. Veit. Von Mitternacht bis wieder Mitternacht dauert die seltsame Wallfahrt, und nur von einer Brotzeitpause, in der Brot und Käse verzehrt werden, ist sie unterbrochen[69].

Der erste Tag im Ostermond ist allüberall bekannt durch das „Aprilschicken", für dessen ehrwürdiges Alter man zwar geschichtliche Vorgänge heranziehen kann, die aber noch nichts Entscheidendes über die Deutung an die Hand geben. Bekannt ist der Ostermond aber dadurch, daß einem das Wetter richtig für Narren hält („Der April macht was er will!) — also ist der Schluß doch recht naheliegend, daß das „In-den-April-schicken" das gleichnishafte Für-Narren-halten am Monatsanfang darstellt. Einer anderen Meinung[70] möchte ich mich aber nicht ganz verschließen: in der Zeit des Frühlings, des Fruchtbarwerdens und der Überwindung des Unfruchtbaren sind Auslesebräuche, Tüchtigkeitskämpfe — vor allem im hohen Maien — üblich, die sich ja nicht nur an die körperlichen, sondern auch an die geistigen Fähigkeiten wenden. Es wäre daher denkbar, daß dem Aprilschicken ein geistiger Auslesebrauch, der sich an die Schlagfertigkeit und Überlegtheit des Betreffenden wendet, zugrundeliegt. Dies müßte sich aber auf solche Aprilscherze beschränken, die den Leidtragenden nicht zum Opfer einer gutgemeinten Unwahrheit machen, sondern ihm etwas an sich Unmögliches ankündigen, bzw. ansinnen (z. B.: das „Wurstmaß" holen beim Schlachtfest).

Das folgende Osterfest ist gekennzeichnet durch die Vorstellung der Lebensauferstehung, die längst bei unseren Ahnen Erkenntnis geworden war, bevor sie einmal in personifizierter Form ins Land kam.

Da seine zeitliche Festsetzung heute noch zum ersten auf Vollmond nach der Frühlings-Tagundnachtgleiche folgenden Sonntag vor sich geht und der Mondlauf mit dem Sonnenlauf nicht zusammenstimmt, ist der Osterzeitpunkt von Jahr zu Jahr verschieden. Also ist auch der „Auferstehungstag Christi" gar nicht festliegend, sondern in jedem Jahre wandernd, was eine aus dem Nomadischen stammende Weltanschauung anscheinend gar nicht stört! Auf Ostern fallen daher viele für die Frühlings-Tagundnachtgleiche als sonnenbedingten Zeitpunkt bezeichnende Bräuche, vor allem Feuer, dann

aber auch die mit der Auferstehung von Natur und Leben zusammenhängenden sinnbildlichen Fruchtbarkeitsbräuche. Natürlich sind sie wieder bewußt zerstreut worden, haben aber dennoch im ersten Ostertag ihren Höhepunkt.

Der Name „Ostern" deutet darauf hin, daß an diesem Zeitpunkt der Sonnenaufgang am weitesten im Osten erfolgt (im Winter ja im Südosten, im Sommer im Nordosten) und stammt nicht von einer etwaigen germanischen Frühlingsgöttin „Ostara" her.

Die Einleitung findet Ostern mit den heutigen sog. Palmsonntagsbräuchen. Der Brauch hat diesem Sonntag seinen Namen gegeben, vorher hat man ihn aber verfälscht! Denn die grünen Maiensträuße aus Wacholder, Buchsbaum, Hasel, Eibe oder Weide haben mit mittelmeerischen Palmen wirklich nichts zu tun, und man darf ja auch nicht glauben, daß die Bräuche mit diesem Sinnbild des alten germanischen Lebensbaumes etwa aus Jerusalem übernommen worden wären, wo im 4. Jahrhundert eine Palmwedel tragende Menge mit dem Bischof auf den Ölberg zog[71].

Schon als die Salzburger Erzbischöfe früher noch ihren „Palmritt" durchführten, hatten sie aber an Stelle der „historischen" Eselin immerhin einen im deutschen Brauchtum verankerten Schimmel zu benutzen verstanden![72] „Palmesel" taufte man dafür in Kärnten die Buben, die die „Palme" trugen. Der Brauch, die Lebensbaumbuschen, die wir ruhig auch bereits „Maien" nennen dürften, aus den oben erwähnten Gewächsen heute in der Kirche weihen zu lassen[73], ist in katholischen Gegenden noch üblich und stark ausgeprägt, vordem mochte wohl die Weihe des Buschens dadurch erfolgen, daß man einige Zweige davon dem Osterfeuer übergab. Die Kinder tragen in den Alpenländern oft meterhohe Buschen „Besen" oder „Bäume", die außerdem noch mit Bändern geziert, mit Äpfeln, Brezeln und Eiern behangen sind und an denen in Kärnten ab und zu ein Säckchen mit Getreide anzutreffen ist[74].

Was nach der Weihe mit den Zweigen des grünen Buschens geschieht, ist längst vorkirchliches Brauchtum gewesen und von der Kirche in vergangenen Jahrhunderten sogar bekämpft worden*, während es heute allgemein noch „Aberglaube" genannt wird. Also immerhin ein „Aberglaube", zu dem die Kirche heute ihren Segen gibt!

Mit den geweihten Wacholderzweigen werden in Böhmen die Ställe ausgeräuchert, in Kärnten, in Westfalen oder in Oberschlesien werden die Zweige an Ostern ins Feld gesteckt, es werden „Hagelkreuze" daraus gefertigt, und

* Vgl. Punkt 19 des Indiculus und die Kräuterweihe an „Mariä Himmelfahrt".

in Westfalen heißt die Handlung, die Zweige in Kreuzform in die vier Ecken und in die Mitte des Ackers zu stellen „Ackerkrönung". Dazu ist der Spruch übermittelt:

> „Ich krön' dich am heiligen Ostertag, damit Gott dich vor Blitz- und Hagelschäden gnädig bewahren wolle."[75]

In Kärnten steckt man „Palmzweige" auch an die Betten der Mädchen, bewahrt die Büschel unter dem Dach, um bei Gewittern Zweige davon dem Feuer zu übergeben[76] (s. unten).

Es ist nach all dem nicht zu bezweifeln, daß durch das Lebensbaumsinnbild hier dem Acker ebenso wie den Menschen Heil und Fruchtbarkeit gewünscht wird.

Als Fruchtbarkeitszeichen ist wohl auch der Widder aufzufassen (abgesehen von der sonnenlaufsinnbildlichen Form seiner Hörner!), der am Freitag vor „Palmsonntag" in Ötting (Kärnten) in der Kirche geweiht und dann versteigert wird[77]. Natürlich mußte er zum „Sündenbock" werden!

Im übrigen wäre es wohl an der Zeit, den Ausdruck „Palmsonntag" fallen zu lassen und ihn etwa durch „Grünen Sonntag" oder dergl. zu ersetzen.

Der nächste Festtag ist Gründonnerstag, dessen Namen man gerne aus einem mhd. grunen = weinen herleiten möchte[78]. Dies geht aber schon rein sprachlich nicht an, und im bäuerlichen Brauchtum dieses Tages wird heute ebensowenig geweint wie in früheren Zeiten.

Wenn auch der Gründonnerstag in einigen Gegenden „Ablaßtag" wurde, Anlaß zum Freuen um diese Zeit ist doch viel eher als zum Gegenteil gegeben. Immerhin berichtet Koren selbst, daß man in der Oststeiermark am Gründonnerstag das erste grüne Gemüse ißt, was Graber bestätigt, und daß die dortige Sitte, barfuß über die grüne Wiese zu laufen, „Grünwasengehen" heißt. In Mecklenburg ißt man an diesem Tage Salat aus neun (!) Kräutern, in Süd- und Westdeutschland und auch im Osten eine Grüne Suppe aus neunerlei Kräutern. Somit braucht nicht bezweifelt werden, daß der Gründonnerstag wirklich ein grüner Donnerstag ist.

Anlaß zum Freuen ist zur Zeit der Frühlingsauferstehung, oder besser der Sommerauferstehung, reichlich gegeben. Daher auch die einfältige und urwüchsige Form der Freudenäußerung, das „Lärmen", mit dem sich natürlich ein sinnbildhaftes „Aufwecken" verbunden hat. Der „Osterlärm" wird außer dem Osterschießen und „Ostersingen" in erster Linie durch die „Osterratschen" und „Osterklappern" erzeugt, die in germanischen Tonklappern

und Holztrommeln ja ihre bodenständigen Vorläufer haben. Die katholische Kirche hat den Brauch nicht abschaffen können, also hat sie sich ihn einverleibt, auf die Zeit von Gründonnerstag bis Ostersonnabend als Aufforderung zum Kirchgang angesetzt, und zwar an Stelle der Glocken des Kirchenläutens, die einstweilen beurlaubt wurden, „um nach Rom zu fliegen". Der Brauch ist u. a. in den Alpenländern, wie in Westfalen oder Baden bekannt.

Daß die umziehenden „Ratschenbuben" von den Bewohnern beschenkt, also bedankt, wurden, weist noch darauf hin, daß sie mit dem Brauch ursprünglich einmal Glück und Segen wünschten.

Die Ostertage selbst zeigten deutlich die zwei Gruppen der Feuerbräuche und der reinen Fruchtbarkeitsbräuche, bei welch letzteren die Umritte und die Sinnbilder des Eies und des Wassers die Hauptrolle spielen — während natürlich mit dem Feuerbrauchtum wohl der Segensgedanke auch verbunden, der besondere Sonnenstandpunkt, die Frühlingsgleiche, aber der erste Anstoß dazu ist.

Die österlichen Höhenfeuer haben bereits eine neue Belebung erfahren. Sie werden häufig — so z. B. im Sauerland oder in Unterkärnten — im zweiten Teil der Nacht von Sonnabend auf Sonntag entzündet, so daß die ums Feuer versammelte Dorfgemeinschaft den Aufgang der Sonne am Feuer erlebt. Auf dieses Erlebnis ist möglicherweise der Glaube zurückzuführen, daß man am Ostermorgen die Sonne „hüpfen" sehen könne, insofern, als die aufsteigende Sonne, durch die aufsteigende flimmernde Warmluft des Feuers betrachtet, tatsächlich zu hüpfen scheint. „Volkskundler" sprechen dann davon, daß die Sonne Freudensprünge über die Auferstehung Christi mache.

In den Vorstellungskreis vom österlichen „Sonnenhüpfen" gehört zweifellos der Ursprung unserer Kugel- und (jüngeren) Ballspiele um diese Zeit (Sonnensinnzeichen!). In Hannover spielen die Kinder am Osterfreitag Schlagball, und in Thüringen wie in der Altmark ist es Sitte, daß die neuverheirateten Ehepaare den Dorfkindern Bälle zuwerfen.

Das Abbrennen der „Osterhaufen" in Kärnten ist von altüberlieferten Fackelreigen begleitet, in denen die Heilszeichen wie das Radkreuz oder der Sechsstern dargestellt werden. Die lodernden Fackeln werden schließlich über die Felder geworfen, was bei dem Tiroler Osterfreitagsbrauch des Funkenbrennens eine Entsprechung durch das Schwingen der Strohfackeln findet.

In anderen Gegenden, z. B. in Thüringen, wird das Osterfeuer erst am Ostersonntag abgebrannt.

Von besonderer Eigenart ist das bekannte Osterräderrollen in Lügde (Westfalen). Übermannshohe Eichenräder in Form des Radkreuzes werden auf den Berg gebracht, oben mit Garben von Stroh dicht gestopft (so daß das Stroh senkrecht zur Radebene steht), und nachdem das Stroh an beiden Seiten entzündet ist, bringt man die Räder mit Hilfe einer langen Führungsstange ins Rollen. Sie donnern dann wie feurige Riesenkugeln den nächtlichen Hang hinab, über die grünenden Fluren.

In den Alpenländern wie in Kärnten und in der Steiermark, aber auch in Oberschlesien und anderen katholischen Gegenden, lebt das germanische „Nodfyr" (Indiculus!) heute noch fort. Seinen Namen verdankt es dem alten Worte nuan = reiben, denn es mußte als heiliges Feuer nach der ursprünglichen Form der Feuerbereitung gewonnen werden. Heute wird das Nodfeuer am Ostersamstag vor der Kirche entzündet und vom Geistlichen geweiht! Die umstehenden Kinder tragen dann glühende Kohlen oder glimmende Holzschwämme vom heiligen Osterfeuer nach Hause, wo sie früher zur Neuentfachung des Herdfeuers dienten. Die kirchliche Gleichschaltung des alten Bauernbrauches bestätigt freimütig A. Stonner[79]:

> „Die nachweislich auf germanischem Boden in die kirchliche Liturgie einbezogene Feuerweihe am Karsamstag war nach altem Brauch ein Wiederempfangen der Sonne, des Lichtes auch für die Nutzung am heimatlichen Herd." —

Germanische Flurumritte leben im heutigen Osterreiten fort. In Thüringen wird auf eine Berghöhe geritten, um den Sonnenaufgang zu erleben. Auch das „Ramschelfest" in Hayn (Thüringen)[80], das am Sonntag vor dem 2. im Wonnemond stattfindet, zeigt einen alten Umgang (Zug von der Brandeiche zur Dorflinde) und erinnert zugleich an die alte Kräuterweihe der als Viehheilmittel heute noch verwendeten „Ramschelpflanze" (Bärlauch).

In der Ostritzer Gegend (Sachsen) reiten die Bauernburschen auf geschmückten Pferden von Dorf zu Dorf und umtraben dreimal die Kirche, die zum Zielpunkt des Rittes wurde. In der Gegend von Ratibor (Schlesien erfolgt am zweiten Ostertag ein Feldumritt, der in einem Wettreiten seinen Abschluß findet. Der Ausdruck „Saatenreiten" für das oberschlesische Ostermontagreiten weist auf die Beziehung zur Saat hin. Auch in Wimpassing bei Templing (Bayern) ist ein Osterritt anzutreffen, und nichts anderes als verrutschtes Osterbrauchtum dürfte uns in Bräuchen des Georgstages (23. im Ostermond) z. B. in Kärnten mit dem „Georgijagen" entgegen-

treten, bei dem heute Sänger von Haus zu Haus ziehen, Sprüche hersagen, mit Glocken- und Kuhhörnerklang ihr Kommen ankünden und für ihren Besuch mit Eiern beschenkt werden. Zweifellos aus alter Zeit stammt das am St. Georgstag stattfindende „Pferdeopfer" von Ostroppa bei Gleiwitz. Dort befindet sich eine dem St. Georg geweihte Kirche, wohl an einer altheiligen Stelle. Da St. Georg die Stellung des Schimmelreiters übernahm (Hornhäuser Reiterstein — St. Georgs-Legende!), gilt er als „Patron" der Pferde. Zu einer hölzernen Figur des Georg, die im Kirchhof aufgestellt wurde, kamen die Bauern der umliegenden Orte geritten und spendeten Geld oder auch Eier.

Das Fruchtbarkeitssinnbild des Wassers spielt als „Osterwasser" eine beachtliche Rolle. Die jungen Mädchen holen es in der Rhön, in Bayern, Sachsen usw. vor Sonnenaufgang am Ostermorgen aus einer Quelle oder aus einem sonstigen fließenden Gewässer.

Wesentlich ist, daß die Handlung des Osterwasserholens, ähnlich wie die des Badens am Ostermorgen, des Waschens mit dem heiligen Osterwasser oder auch des Barfußgehens im österlichen Morgentau stumm und in feierlicher Stille vor sich gehen muß. Im Schlesischen versuchen die Burschen, die Mädchen beim Holen des Osterwassers zu stören, was zum gegenseitigen Begießen mit Wasser Anlaß gibt.

Das Osterwasser gilt nicht nur als Mittel zur Erhaltung der Schönheit, sondern auch als heilkräftig gegen Augenleiden und Viehkrankheiten. Die Erkenntnis, daß Frühlingswasser und Frühlingstau für Wachstum und Gedeihen nützlich sind, spricht ja auch aus dem schon erwähnten Brauch, daß sich die Kinder in den Mairegen stellen, um zu wachsen. Zweifellos liegt der Gedanke an die segnende Kraft des Osterwassers auch dem in den Alpenländern üblichen Brauch zugrunde, am Frühmorgen des Osterfreitags die Pferde zur Schwemme zu reiten.

Daß sich gerade um die Osterzeit die Heilkraft der Erde und ihrer Quellen besonders stark zu erkennen gibt, spricht vermutlich auch aus der schlesischen Sage, daß in der Osterfreitagsnacht die Berge sich öffnen, um zu ihren Schätzen Zutritt zu gewähren.

Das bekannte Fruchtbarkeitssinnbild der Lebensrute treffen wir im pommerschen Osterstiepen (die Langschläfer werden mit Birkenruten in den Betten überrascht) oder im schlesischen „Schmackostern"* an. Hier schlägt sich die Ju-

* Vgl. die fränkischen „Schmeckerle"-Sträußchen aus Würzkräutern (z. B. Pfefferminze), die die Bäuerin mit in die Kirche nimmt.

gend gegenseitig mit Ruten, im Kreise Grottau werden insbesondere die Mädchen mit Weidenruten „gepeitscht". In Pommern „stiepen" die Kinder auch Eltern und Nachbarn aus den Betten und begleiten ihr Tun mit Sprüchen wie:

„Stüp, Stüp, Ostere,
gifst du mir keen Osteree,
stüp ik di dat Hemd entwee."

Das verbreitetste und lieblichste Osterbrauchtum verknüpft sich mit dem Osterei, das, auch nach Koren[81], „aus vorchristlicher Vorstellung übernommen" wurde.

Das Ei ist ein vollendetes Gleichnis des Lebens und Jahres. Gleichwie der Winter die Erde mit einer weißen Hülle starr umgibt und in ihr doch schon den neuen Frühling birgt, so umschließt auch das scheinbar todesstarre Ei den Keim des neuen Lebens und wird somit Sinnbild der Fruchtbarkeit. Die Ostereier sind heute freilich meist bunt gefärbt. Es gibt dafür alte bäuerliche Färbearten, wie z. B. das Färben in kochenden Zwiebelschalen. Entschieden kunstvoller sind aber gemalte Ostereier. In der Lausitz und in Kurhessen versteht man heute noch, nach alter Überlieferung die sinnbildlichen Zeichnungen in der Art der Stickmuster mit dem flüssigen Wachs aufzutragen. Die so gezeichneten Eier werden in Farbe gelegt, welche die mit Wachs überdeckten Stellen unversehrt läßt, so daß sie nach dem Entfernen des Wachses vom erwärmten Ei (mit einem Lappen) weiß zum Vorschein kommen. Durch Nacheinanderfärben in mehreren Farben, z. B. blau, rot, grün, und durch jeweiliges Neuauftragen von Wachszeichnungen kommt ein richtiger „Mehrfarbendruck" zustande. Häufig werden auch sinnige Sprüche auf den Ostereiern angebracht, vor allem auf solchen, die sich Liebende gegenseitig schenken*. In Kärnten etwa:

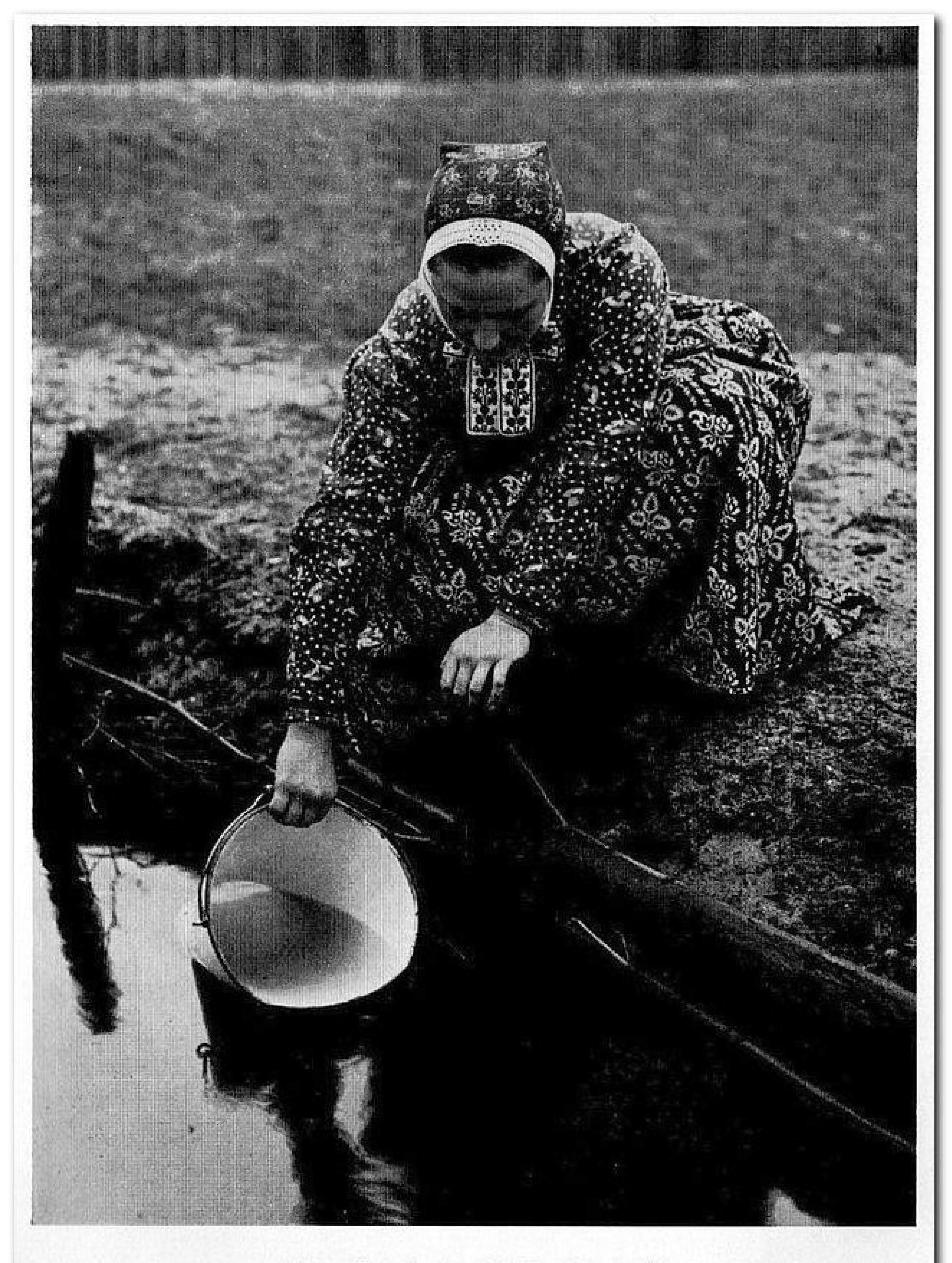
„Das Ei ist rot, ich liebe dich
bis in den Tod"

oder:

„Wenn auch das Ei zerbricht,
doch unsere Liebe nicht."

Ich möchte annehmen, daß diese Spruchinschriften den Schlüssel zum Bemalen der Ostereier darstellen. Die ursprünglichen, gemalten Zeichen (neben

* Im Kurhessischen werden die Ostereier nachts durch die Burschen von den Fenstern ihrer Mädchen abgeholt, wofür sie die betr. Mädchen zum Kirmestanz abholen müssen.



Osterwasserholen in Schleife (Oberlausitz)

Bild: Hans Retzlaff



Beim Ostereiermalen – Bemalte Ostereier aus der Oberlausitz

Bilder: Hans Retzlaff

den Farben, die, wie z. B. rot, einen heiligen Sinn ihr eigen nennen) dürften Heilszeichen, Runen und Sinnzeichen gewesen sein, die das auszudrücken vermochten, was heute im Spruch geschrieben werden muß. Ähnliche Zusammenhänge finden wir zwischen Runen und Sinnbildern am Bauernhaus einerseits und Hausinschriften andererseits[82], oder zwischen bemalten Tellern und Tellerinschriften. Der Übergang von einem zum anderen wurde durch die fremde weltanschauliche Beeinflussung, die die alten Heilszeichen zu Zauberzeichen erklärte, bedingt.

In allen Gegenden legt der Osterhase die Eier den Kindern, versteckt sie in Wiesen und Gärten und in den Sträuchern oder er legt sie ins Hasengärtlein und in die Nester aus Moos, die einige Tage vor Ostern liebevoll von den Kleinen bereitet wurden.

Über den Osterhasen werden die verschiedensten Meinungen laut. Die kühnsten Erklärer erblicken in ihm überhaupt einen Oster-asen (!), und andere erklären ihn zum „Begleittier der germanischen Frühlingsgöttin Ostara". Das eine ist so unsinnig wie das andere. Daß der Hase schon in germanischer Zeit eine Rolle spielte, beweist nicht zuletzt der Umstand, daß der Papst Zacharias im 8. Jahrhundert dem Bonifaz nahelegte, den Deutschen das Essen von Hasenbraten zu verbieten[83]. Die Fruchtbarkeit des Hasen mochte bei seiner Verwendung als Osterhase noch mehr mitgewirkt haben, wie die Tatsache, daß er sich um die Osterzeit auffallend viel im frischen Grün der Fluren tummelt und sich nicht selten bis an die Häuser des Dorfes heranwagt.

Hat nun der Osterhase die bunten Eier gelegt, und sind sie glücklich gefunden, oder hat sie auch der Pate (Gode!) im Patenbündel, zusammen mit dem „Eierring" (Gebäck in Ostfranken)* gebracht, so beginnen die mannigfaltigsten Spiele mit diesem Lebenssinnbild. Man vergräbt Ostereier auch in dem Acker oder wirft ihre Schalen auf die Felder und ins Osterfeuer.

Allüberall kennt man das „Picken", das Gegeneinanderstoßen zweier Ostereier durch zwei Kinder, wobei das zerbrochene Ei dem Gegner verfällt. Ähnlich geschieht es beim Ostereier-Rollen, z. B. im westfälischen Münsterland auf der Wiese oder auf Abhängen, bei dem solange um die Wette gerollt wird, bis die Eier zerbrechen. Das Eierschieben auf dem Proitschenberg in Bautzen** geht zweifellos auf diese bäuerliche Wurzel zurück.

---

* An sonstigen Ostergebäcken ist vor allem der oberschlesische „Usterkuche" zu erwähnen, dem strahlenförmige Sonnenzeichnungen aufgedrückt werden.

** Die Erwachsenen rollen da Äpfel, Orangen, Pfefferkuchen, Eier den Hang hinab, an dem unten die Kinderschar die Dinge in Empfang nimmt.

Das Werfen der Eier über Bäume oder über das Hausdach soll Segen bringen und stellt wohl ein sonnensinnbildliches Brauchtum dar (Sonnenbogen — vgl. die österlichen Ballspiele oder das pommerische Osterapfelessen).

Ein spannender Wettkampf liegt im Eierlesen, z. B. im Rheinland oder in Württemberg. Im Abstand von einem Meter werden etwa hundert Eier auf eine Längsstrecke oder auch in Spiralform gelegt, die ein Junge einzeln auflesen und einzeln in die Schürze eines Mädchens oder in einen bereitstehenden Korb tragen muß. Währenddessen hat sein Gegenspieler eine vorher festgelegte Wegstrecke zu durchlaufen und vom Ziele irgendein Pfand mitzubringen. Sieger ist, wer seine Aufgabe zuerst gelöst hat. Die Eier werden dann von der ganzen Dorfjugend gemeinsam verspeist.

Der „Eierlauf" ist in Bayern oder in Oberhessen meist ein Wettlauf der Mädchen, die auf einem flachen Holzlöffel ein Ei zum Ziel tragen müssen und dabei verschiedene Hindernisse zu überwinden haben.

Sehr beachtlich ist schließlich ein Osterbrauch, den Brunner[84] aus der Gegend von Eberswalde mitteilte. Auf dem Hausberg bei Eberswalde lag demnach der „Irrgang" oder „Wunderkreis", ein „aus vielen Kreisen bestehender, durch Rasenstücke, auf denen früher Steine lagen, gebildeter Gang. Um Ostern laufen oder hüpfen die Kinder hindurch, und wer sich herausfindet, erhält ein Ei." Zweifellos handelt es sich hier um ein sonnensinnbildliches Spiel auf Grundlage einer Sonnenlaufspirale (Sonnenkalender, sog. „Trojaburg").

Nun naht der hohe Maien! Hier bahnt sich die Hochzeit des Jahres an und mannigfache Zeugnisse lassen den Schluß zu, daß mit ihr auch die Hochzeit im Menschenleben einmal zusammenfiel.

Das Maifest wird eingeleitet durch die sog. „Walpurgisnacht". Sie ist dem Volke als die „schlimmste Hexennacht" vorgestellt worden. In Oberschlesien entstand sogar der Spruch über jemanden, der recht unordentlich aussieht:

> „A sitt aus, ols wenn a am Woolpertomde miet a Hex underm Golgabarge getanzt hätte."

Das festliche und erweckungssinnbildliche Peitschen und Schießen in dieser Zeit wird „Hexenklatschen" genannt. Die alten Heilszeichen wie das Kreuz (drei Kreuze über dem Stall) sollen die „Hexen" abwehren, Höhenfeuer

wurden „Hexenbrennen" getauft (z. B. in Sachsen oder Thüringen), und alle Besen müssen fortgestellt werden, da sonst die Hexen auf ihnen reiten würden (Thüringen). Dabei handelt es sich hier bei den Besen ursprünglich (als dürre Sträucher) wohl um Sinnbilder der Unfruchtbarkeit und des Alten (vgl. die Schandmaien!).

Es ist leicht denkbar, daß man in der „Walpurgisnacht" auch tatsächlich die Zeit des letzten Austobens der Winterkräfte erblickte. Die „Eisheiligen" in der ersten Maihälfte fallen ja auch nicht selten heutzutage darauf. Vielleicht führte diese Erkenntnis zu dem vielfältigen Schabernack, den mancher Bauer (z. B. in Hessen) in der Wallburgnacht erfahren kann, wenn ihm z. B. die Geräte verschleift werden, Türen ausgehoben oder gar Wagen auf das Dach gestellt werden.

Die in den Alpenländern dann üblichen Höhenfeuer heißen bezeichnenderweise „Reifbrennen" oder „Reifhoazen"! Damit ist die Herkunft des „Walpurgisfestes" aber keineswegs hinlänglich geklärt. Zum Ergebnis führt jedoch die Tatsache, daß uns eine Reihe alter Wallburgen erhalten sind, so z. B. die Wallburg von Obergänserndorf[85] oder die „Ehrenbürg" (nach Era = Erke bzw. Er = Tyr, vgl. die 772 von Karl I. zerstörte Eresburg bei Obermarsberg i. W.) bei Forchheim, die im Volksmund gemeinhin noch „Wallberla" heißt. Am ersten Mai fand dort bis vor wenigen Jahrzehnten die heute am ersten Sonntag im Mai erfolgende „Bergkerwa" statt, zu der Tausende aus der Umgebung herbeiströmen, um sich auf dem altheiligen Berg zu versammeln, auf dem unterdessen natürlich eine Kapelle errichtet wurde. Auf der sog. „Heidenburg" bei Kreimbach (Pfalz), einem vorrömischen Ringwall, findet heute noch in der Nacht zum 1. Mai ein Tanzfest statt[86]. Es besteht kein Zweifel, daß die alten Wallfahrten auf die Wallburgen von größter Bedeutung für die germanischen Bauern waren. Pfannenschmidt[87] weist darauf hin, daß es sich um Flurumzüge zu Ehren von Frigg, oder Frau Holda, Frau Harke, Erke oder Era, alles sinnbildliche Benennungen für die gütige „Mutter Erde", handelte (Erenburg!). Es ist ja die Zeit der sinnbildlichen Vermählung des himmlischen Alls mit der Mutter Erde — die Hochzeit „Wotans" mit „Frigga"!, an deren Stelle die Kirche dann eine heilige „Walpurga" in Anklang an das alte Wallburgenfest setzte. Welches Brauchtum sich mit diesem Fest verband, zeigen uns die heutigen Maibräuche. Neben dem Höhenfeuer als heiliges Festzeichen sind es in erster Linie Auslesekämpfe und auf die Gattenwahl hinzielende Bräuche. Die Deutung der Wallburgen als „Wahlburgen" halte ich sprachlich für wenig

wahrscheinlich, die mundartliche Bezeichnung „Wallberla“ spricht dagegen, und das ältere Wort für wählen im Sinne von prüfen = auslesen (allein darum handelte es sich schließlich) wäre kurjan, unser küren; dem Sinne nach trifft die Deutung aber bestimmt zu. Man erinnere sich doch nur des „Walles“, der in Sage und Märchen ein Hindernis für den Freier darstellt: Dornröschen hinter dem Dornenwall, oder Brunhilde hinter dem Flammenwall. Hierzu dürfte die Mitteilung[88] wesentlich beitragen, wonach im 16. Jahrhundert durch Synodalbeschlüsse von Pattensen und Münden Feste wie das „Körfest“ (das auf Walpurgis anzusetzen sei) usw. verboten und mit Strafe bedroht wurden. Ich vermute darin einen Sprachzusammenhang zur „Kerwa“ (Kirwe) (Kören = Küren, sog. Kirchweihe) und sehe im Wallburgen-Maifest auch den Auftakt zu den Kerwa- bzw. Kirmesveranstaltungen, die ihren Höhepunkt im Hochsommer erreichen! (vgl. „Bergkerwa“ auf dem Wallberla!). Näheres über die Zusammenhänge wird das Kirwebrauchtum enthüllen. Das Wesentliche gibt aber der Brauch des Mailehens, der Kür des Maibrautpaares schon zu erkennen, das noch ebenso verbreitet ist, wie etwa das Maifeuer, ja beide Bräuche erhalten zusammen mit den sonstigen Maibräuchen heute eine erfreuliche Neubelebung.

Wieder gleichen sich höchst sinnig die Geschehen in Natur und Menschenleben. Die schon angedeutete Frühlingsvermählung von Himmel und Erde wird sinnbildlich dargestellt in der Einholung der Maibraut durch den Maibräutigam. Zugleich wird aber die Maibraut oder die Maikönigin ebenso wie der Maikönig aus Tüchtigkeitswettbewerben ermittelt (Wettlaufen, Wettreiten, Wettschießen usw.). In Weitensfeld in Kärnten empfängt der beste von drei Läufern aus der Hand der Maikönigin den Siegeskranz und reitet dann mit ihr als Maikönig ein[89]. Derselbe Brauch tritt im Brautlauf bei der Hochzeit in etwas abgewandelter Form wieder auf!

Maikönig und Maikönigin werden einander sinnbildlich angetraut, und auch heute wird nicht selten ein Bund fürs Leben aus solchem brauchtümlichen Spiel. Der alte Reim:

„Für ein Jahr zu Lehen
Über ein Jahr zu Ehen“*

kann jedenfalls aus Beispielen unserer Zeit noch erhärtet werden. Vollendeter Ausdruck dieser Maikür ist im Maitanz „Mailehen“ gegeben, der

* Beachtlich ist die Wendung „über ein Jahr“, die wohl damit zusammenhängt, daß nach dem Frühlingsauszug des jungen Paares zuerst das neue Heim zu bauen war. S. u.

Das Patenkind empfängt die Osterkuchen (Kreis Hoyerswerda)

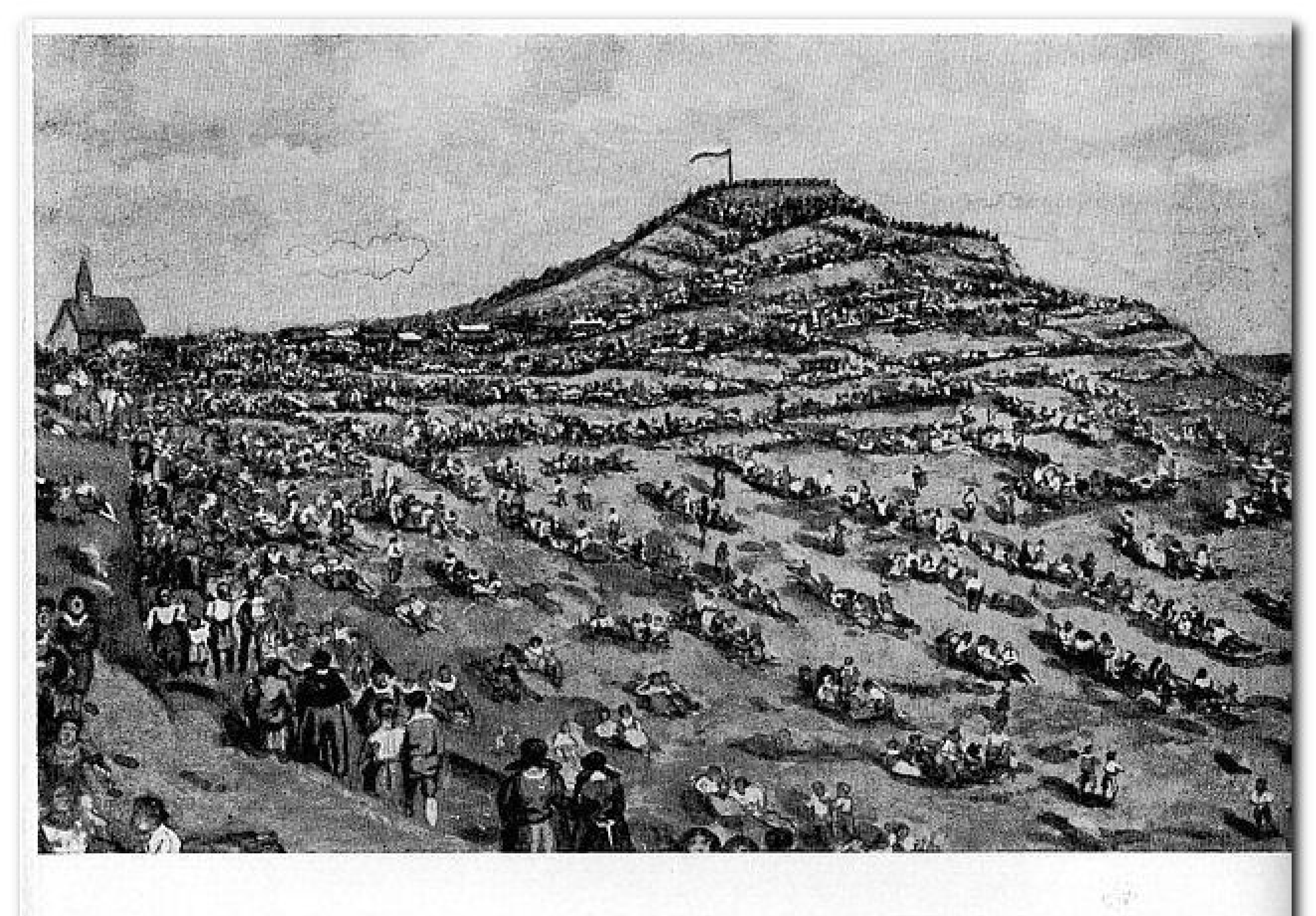
Bild: Hans Retzlaff





Eierlaufen in Bayern

Bild: Hanns Hubmann, MBB.



Das Maifest auf dem „Wallberla“ bei Forchheim

Nach einem Aquarell von Schiltenhelm

verschiedentlich von der Bauernjugend wieder getanzt und erlebt wird (z. B. im Braunschweigischen). Die Maikönigin kürt aus den drei Besten des Wettkampfes den Maikönig aus, während die übrige Jugend im Reigentanz ihr Handeln mit dem Lied begleitet:

1

Alle: Es stehn auf unserer Wiesen
Drei Fähnlein stolz,
Ein Baum mit Haselnüssen,
Drei Fähndelein, dähndelein dideldumdei,
Der Fähnlein und der sind drei.

2

Jungen: Zum ersten, wen wird sie sich küren?
Alle: Drei Fähndelein stolz.
Mädel: Wer tanzt, wird die Krone verlieren.
Alle: Drei Fähndelein, dähndelein dideldumdei,
Der Fähnlein und der sind drei.

3

Maikönigin: Den Tanz, den sollst du beginnen,
Alle: Du Fähndelein stolz,
Maikönigin: Die Kron wirst du nimmer gewinnen,
Alle: Drei Fähndelein, dähndelein dideldumdei,
Der Fähnlein und der sind zwei.

4

Jungen: Zum zweiten, wen hat sie erkoren?
Alle: Zwei Fähndelein stolz,
Mädel: Wer tanzt, hat die Krone verloren.
Alle: Zwei Fähndelein, dähndelein, dideldumdei,
Der Fähndelein und der sind zwei.

5

Maikönigin: Zum Tanz ist dir's heute gediehen,
Alle: Du Fähndelein stolz,

Maikönigin: Die Kron wird dir nimmer verliehen!
Alle: Zwei Fähndelein, dähndelein dideldumdei,
Der Fähnlein und der bleib eins.

6

Alle: Den Dritten belehnet der Maien,
Das Fähnelein stolz,
Wird Krone und Kranz ihm verleihen
Dem Fähndelein, dähndelein dideldumdei,
Der Fähnlein und der bleib eins.

7

Maikönigin: Dein Königreich mag dir's gedeihen
Du Fähndelein stolz,
Heil dir, Herr König im Maien,
Du Fähndelein, dähndelein, dideldumdei,
Der Fähnlein und der bleib eins.

Und wieder läßt sich, gerade im Anschluß an dieses Mailehen-Lied eine Verbindung zur „Kerwa" ziehen: über einen ostfränkischen Kerwavers (Schlumperliedchen) aus dem Hummelgau[90]:

„Drei schwarzbrauna Nächala (Nelken)
geem an schen Schtrauß
und as schensta do drinna
sell such i ma raus." —

Auch die Maikönigin wurde durch Auslese bestimmt, sie war das schönste und tüchtigste Mädchen zugleich. Als dann, unter Einwirkung einer den Rassegedanken bekämpfenden Weltanschauung, der innere Beweggrund des Brauches langsam zerstört wurde, ging man dazu über, die Maikönigin durch eine „Mädchenversteigerung" zu ermitteln, aus der jene als Siegerin hervorging, die den höchsten Betrag, durch ihren Liebhaber, erzielte. Ja, sogar der Zufall bestimmte mitunter die Maibraut, ähnlich wie wir es bei Erntetänzen noch näher kennenzulernen haben. Die Maiauslese und Maikür hat schließlich noch einen in germanischer Lebenshaltung verankerten Beweggrund: die Kür des Führers für die weichenden Erben, die, wenn in

der Heimat Raumnot wurde, auszogen, um neues Ackerland zu erwerben. So finden die Cimbern- und Teutonenzüge ihre Erklärung, ebenso wie die der sog. Völkerwanderung, und bevor nun der Frühling des Volkes im Frühling des Jahres auszog, wurde durch die Tüchtigkeitsproben der Führer, der Maikönig erlesen, dem als Ausdruck der bewußten Rassenpflege das tüchtigste und beste der Mädchen angetraut wurde. Natürlich wird der Auszug weichender Erben nicht alljährlich stattgefunden haben, sondern man wird absichtlich mehrere Jahrgänge zusammengelegt haben. Die heiligen Zahlen 7 oder 9 spielten dabei wohl eine große Rolle. Und aus diesen Zusammenhängen erklärt sich vermutlich, daß gewisse Bräuche, z. B. das Rückersfest in Laisa, der Wilde-Männles-Tanz in Oberstdorf oder alte Grenzgänge nach alter Überlieferung nur in Zwischenräumen von sieben bzw. neun Jahren gefeiert werden.

Die Maitänze sind allüberall überliefert. Im Sächsischen beginnen jetzt die „Lobetänze", die Laubtänze, die ursprünglich wohl stets im Freien stattfanden.

Ein weitverbreiteter Maibrauch ist das Heimholen und Errichten des **Maibaumes**. Er ist das alte Lebensbaumsinnbild, seine Einholung und seine Aufstellung im Dorfe bedeutet einen Segenswunsch für das Dorf und alle seine Bewohner. Meist wird er bis auf den Kronenwipfel entastet, und ein Spiralband an der Rinde herausgeschnitten. Auf Querleisten findet man häufig kunstvoll geschnitzte Darstellungen der Stände im Dorf, des Viehes, der Häuser usf.

Ein wesentliches Merkmal des Maibaumbrauchtums ist hie und da, daß der Baum von den Burschen getragen werden muß und daß die Jungenschaft des Nachbardorfes versucht, ihn nächtlicherweise zu stehlen. Sie würde damit dem Dorfe den Segen rauben und den einheimischen Dorfburschen einen kaum zu überbietenden Schimpf antun können.

Im Inntal wird der Maibaum als Ehrenbaum vor das Haus eines Ehepaares gestellt, das erst vor kurzem geheiratet hat. Also ist wieder die Verbindung zur Hochzeit des Lebens gegeben.

Das kleinere Sinnbild des Lebensbaumes tritt uns im süddeutschen Maibuschen oder im Maienzweig (und in der oberschlesischen „Maiblume") entgegen, den gewisse Volkskundler auch als „Fetisch" zu bezeichnen belieben[91].

Der „Maien" (Birke oder Tanne) wird in der Wallburgsnacht von den Jungen ans Fenster oder an die Tür, auch aufs Hausdach der Geliebten,

gestellt, und dieses Beispiel der Liebeserklärung deutet schließlich wieder auf die „Kürzeit“ im Maien hin.

Der Wunsch auf Lebensglück durch den „Maien“-Busch wird in Bayern aber auch dem lieben Vieh überbracht, und selbst die Dorfbrunnen erhalten in Bayern und Kärnten ein grünes Bäumchen als Maienschmuck.

Den Gegensatz zu diesen „Maien“ oder „Liebesmaien“ hat man in den „Schandmaien“ oder „Trutzmaien“ zu erblicken. Es sind dies dürre Äste oder dürre Bäumchen (Besen!) als Zeichen des Unfruchtbaren und des Leblosen, die man z. B. in Kurhessen unbeliebten oder sitzengebliebenen Mädchen, oder solchen, die ihre Freier alle abwiesen, vors Haus stellt. Ähnlich ist die Bedeutung der Strohpuppe „Pfingstlümmel“, die in Bayern nachts aufs Dach gesetzt wird! Die Rüge des Dorfes gegen eine Durchbrechung der Sitte und des guten Brauches findet z. B. in Westfalen darin ihren Ausdruck, daß in noch unbearbeitete Gärten eine Strohpuppe gesetzt wird, und noch unerbittlicher richtet die Dorfgemeinschaft als Hüterin der Sitte, wenn vom Hause eines Mädchens, das die Liebhaber gern und häufig wechselt, über Nacht plötzlich eine Häckselspur zum Stall des Dorfbullen gezogen wird. Ähnliche Formen bäuerlicher Rechtsäußerung lernten wir bereits an der Fasenacht kennen. Die Kirwe bringt sie bezeichnenderweise wieder. Unabhängig vom Jahreslauf sind ihre verwandten Bräuche, wie das „Haberfeldtreiben“ in Oberbayern oder das „Sensenschleifen“ in der Eifel. —

Auch Frühlingsflurumgänge um die Maienzeit verbinden sich heute gelegentlich noch mit altem Rechtsbrauchtum, etwa einer Grenzbegehung. Es ist ja die Zeit der Frühlingsthings! Alle sieben Jahre (!) findet das Grenzgangfest in Wetter (Kurhessen) statt. Es wird ferner berichtet, daß der Gemeinderat mitteldeutscher Orte die Grenze unter Begleitung der Dorfjugend umschritt und daß bei jedem Markstein ein Junge eine kräftige Ohrfeige erhielt, damit er sich die Stelle recht gut merken sollte. (Siehe u. S. 120.) Pfannenschmidt[92] berichtet von Brandenburg, daß dort der Schullehrer mit den Kindern am 1. Mai um die Felder ziehen mußte.

Gottesdienste im Freien, Bittgänge, „Brunnenschmücken“ und „Quellenweihen“ (Kurhessen) tragen germanisches Erbe fort und besondere Beachtung verdient darunter das geheime Frühlingswandern hessischer Bauern zum „Frau Hollenteich“ (!) auf dem Meisner.

Die heute in Braunschweig noch anzutreffenden pfingstlichen „Hagelfeiern“ waren in Norddeutschland noch im vorigen Jahrhundert am 1. Mai bzw. am ersten Mai beginnend, weit verbreitet[93]. Ein Fortleben des ger-

manischen Allmendrechtes ist außerdem in der ebenfalls von Pfannenschmidt mitgeteilten Versammlung der Ortsarmen auf dem Tie-Platz zu erblicken, allwo sie Gaben von der Dorfgemeinschaft entgegennahmen (1868).

Vielgestaltig ist das sonstige Maibrauchtum: das Maisingen in Westfalen, die Wettkämpfe der Jugend, wie z. B. das Rolandreiten im Holsteinischen, ein Geschicklichkeitsreiten, das schon in alter Zeit an großen Volksfesten mit Wettkämpfen stattfand. Der „Roland" ist eine drehbare Gestalt mit einem Schild in der einen, einem Aschenbeutel in der anderen Hand. Der vorüberspringende Reiter muß mit einer Lanze nach dem Schild stoßen, wenn er sich aber nicht schnell genug bewegt, dreht sich die Gestalt, bevor er aus ihrer Reichweite gekommen ist und beschmutzt ihn mit dem Aschenbeutel.

Durch die Wiedererklärung des ersten Tages im Wonnemond zum Nationalfeiertag des ganzen deutschen Volkes hat die nationalsozialistische Bewegung einen entscheidenden Schritt zur Anerkennung und tätigen Ehrung unseres völkischen arteigenen Brauchtums getan. So wie vor Jahrtausenden die Jungmannschaft des Volkes aufbrach in den Kampf für Ackererde und Heimat, so steht heute ein 65-Millionen-Volk treu zu seinem Führer und bekundet an jedem 1. Mai den Willen, unter seiner Führung, als Arbeiter im tiefsten Sinne des Wortes, aufzubrechen in den Kampf für Freiheit und Brot, für Volk und Vaterland. Das deutsche Bauerntum hat trotz aller Bedrängnis das arteigene Maibrauchtum über das letzte Jahrtausend des Verfalls herübergerettet. Das bäuerliche Brauchtum ist heute der Born, aus dem die Volksgenossen der Stadt am Maifest Kraft und innere Bereitschaft wie auch die Ausdrucksformen für die Festgestaltung zu schöpfen vermögen. Und wenn von allen Höhen in Deutschland die Maifeuer lodern, so sprechen sie mehr denn Worte von dem neuen Volk, das seine eigene Weltanschauung, seine eigene Art und sein eigenes Ich wiedergefunden hat.

Alle alten Maibräuche, in vielfacher Abwandlung finden wir heute am Pfingstfest, das ja meist in den Wonnemond fällt, wieder.

Wie Pfingsten, so ist auch das vorher liegende „Himmelfahrtsfest" eine späte kirchliche Einrichtung, und um dem Wesen germanischer Feste Rechnung zu tragen, hat man versucht, beiden Festen, denen ja nur eine schriftliche Erzählung zugrunde liegt, durch sinnbildliche Zeichen Gehalt zu verleihen. Da man mit den eigens dazu ersonnenen Darstellungen nach der biblischen Geschichte aber wenig Anklang fand, verlegte man sich darauf,

das einheimische, nordische Brauchtum zu übernehmen. Man kann ja auch sehr wohl in der Berliner „Herrenpartie" an Himmelfahrt, — die allgemein als „Ausflugstag" gilt, einen Nachklang alter Umgänge erblicken!

Pfannenschmidt[94] gibt den Bericht von einer englischen Synode im Jahre 747 wieder, in der empfohlen wurde, an den drei Tagen vor Himmelfahrt „nach der Sitte der einheimischen Vorfahren" Litaneien mit Fasten und Meßopfern zu veranstalten, aber ohne „eitle Nebendinge, die oft geschehen, z. B. Spiele, Pferderennen, Mahlzeiten, vielmehr mit Furcht und Zittern"!

In Sachsen findet an Himmelfahrt der sog. „Heiratsmarkt", in Diesbar, Collenberg usw., das große Volksfest der Jeßner „Kirmst" (bei Meißen) statt, und diese Bräuche geben sich deutlich als Maibräuche zu erkennen.

Koren[95] berichtet von einem von der Kirche ersonnenen Brauch im Salzburger Erzbistum, die Himmelfahrt Christi durch das Aufziehen einer Christusstatue zur Kirchendecke „sinnbildlich" darzustellen. Wenn dann auch von oben als Segen Heiligenbildchen, Äpfel und „Wetterkranzel" abgeworfen wurden, so ist der Brauch heute doch fast ausgestorben.

Ähnlich erging es dem pfingstlichen Kirchenbrauch der Ausgießung des Heiligen Geistes, die dadurch versinnbildlicht werden sollte, daß man eine künstliche oder auch eine lebendige Taube von der Kirchendecke herabließ. Ich lasse darüber gern den Jesuiten A. Stonner selbst berichten:

> „. . . Ähnlich anschaulich führte man zu Pfingsten die Herabkunft des Heiligen Geistes vor. Der Pfarrer trat in der nachmittägigen Vesper mit Rauchmantel und umgeben von den Ministranten unter das Gewölbe mit der Luke, im Volksmund auch „Heiliggeistloch" genannt. Man stimmte das Lied an: ‚Komm, Heiliger Geist', und schon ‚kam' er. Der Dorfwagner oder sonst eine kunstverständige Persönlichkeit ließ vom Kirchendachstuhl aus eine anmutig geschnitzte Holztaube als Symbol des Heiligen Geistes (manchmal die Taube, die sonst über dem Prediger auf der Kanzel war) an einer festen roten Schnur herniederschweben, wobei er es so einrichtete, daß sie, immer tiefer herabkommend, auch immer weitere Kreise geheimnisvoll zog. Unten wurde ihr, weil sie Symbol des Tröstergottes war, Weihrauch dargebracht, der Priester sprach das Heilig-Geist-Gebet zum Ausdruck des Lobes und Dankes. Dann schwebte die Pfingsttaube in immer kleineren Schwankungen wieder hinauf, bis sie in der Luke verschwand. Mancherorts wurde auch statt der holzgeschnitzten eine lebendige Taube aus der Luke ins

Kirchenschiff gelassen. Nachher ließ man auch in der Steiermark, offenbar um die Gaben des Heiligen Geistes zu versinnbildlichen, Lebkuchen und gedörrtes Obst aus der Luke fallen, und wenn sich die Jugend darum balgte, erfolgte wieder der abkühlende Wasserguß. Diese etwas zu weit gehende „Dramatik" führte dann zum Verbot des an sich sinnigen Brauches der Pfingsttaube" ...[96]

In diesen Zusammenhang sind auch die folgenden Mitteilungen Stonners[97] über „Himmelfahrt" und Pfingsten zu stellen:

„... Den Hallern wird dieses Geschichtchen nachgesagt: Nach altem Brauch fand auch in Hall an Christi Himmelfahrt eine sichtbare Auffahrt statt, indem man eine Heilandsstatue an einem Seil zur Kirchendecke hinaufzog, bis sie in der Luke des Gewölbes verschwand. In Hall soll nun einmal das Seil dabei gerissen sein, die Figur fiel herunter und ging in Stücke. Aber der resolute Mesner dachte sich: ‚Auffi muß er.' Er kehrte deshalb die Stücke in einen Kübel und ließ den Herrgott im Kübel gen Himmel fahren. — Von den Stilffern erzählt man wieder, daß zu Pfingsten der Heilige Geist nicht wie üblich in der Taube, die man von der Kirchenluke aus in die Kirche hereinflattern ließ, erscheinen wollte. Sechsmal hatte man schon, um die Pause auszufüllen ‚Komm Heiliger Geist' gesungen. Da öffnete sich die Luke, und der bärtige Kopf des Mesners erschien: ‚Singt it (nicht), er kimmt it, die Katz hat'n g'fressa" ...

Derartige dramatische Erfolge konnte es also mit sich bringen, wenn man dem Volke eine ihm fremde Vorstellungswelt beizubringen versuchte!

Aber ohne derartige Zwischenfälle konnte das altüberlieferte Maibrauchtum auf Pfingsten übertragen werden. So finden wir heute in Niederösterreich das Maifeuer an Pfingsten und daraus die „Heiligen-Geist-Lichter" abgeleitet[98]. In den Sudeten werden Wacholderzweige („Jachandeltangst") entzündet, und der Rauch über die Felder streichen gelassen (Weih-Rauch!). In der Pfalz trifft man das pfingstliche „Quackfeuer" an (Quack verrät den Stamm Queck, quick = Leben wie in Quecksilber!). Die Pfingstbraut und der -bräutigam begegnen uns in Westfalen.

„Pfingststangen" setzt man in Oberschlesien (Kreis Grottau) als Maibaum, während der „Pfingstbaum" in Thüringen feierlich eingeholt und errichtet wird. Auch die Maifeste verbinden sich damit in Tanz und Spiel, z. B. der Plantanz im Freien. „Maien" stellt man in Thüringen als Liebesmaien an Pfingsten vors Fenster oder vor die Haustür der Geliebten. Die

Brunnen schmückt man dort wie im Schwäbischen mit Grün und bunten Bändern, und schließlich steht ja an Pfingsten in jedem deutschen Hause ein Birkenstrauß, wenn nicht eine ganze Birke, ja ganze Birkenwälder müssen dazu in die Großstädte wandern!

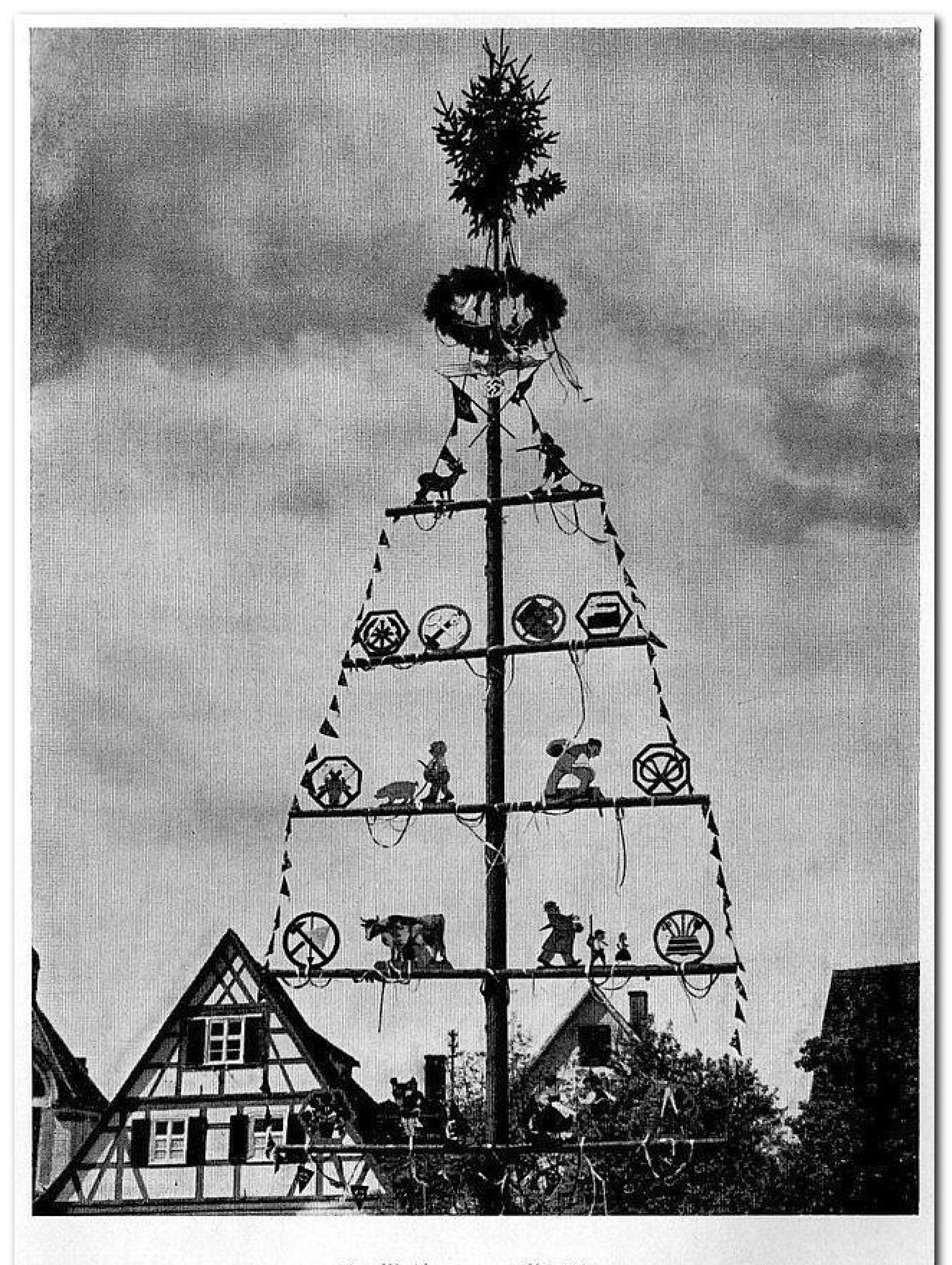
Als Glückwunsch für das Vieh ist es aufzufassen, wenn in der Gegend von Staufen in der Dorflinde Melkeimer und Melkstühle aufgehangen werden.

An Kinderspielen verdienen, abgesehen vom Maikäferfangen und Liedchen wie

„Maikäfer flieg,
der Vater ist im Krieg,
die Mutter ist in Pommerland
und Pommerland ist abgebrannt".

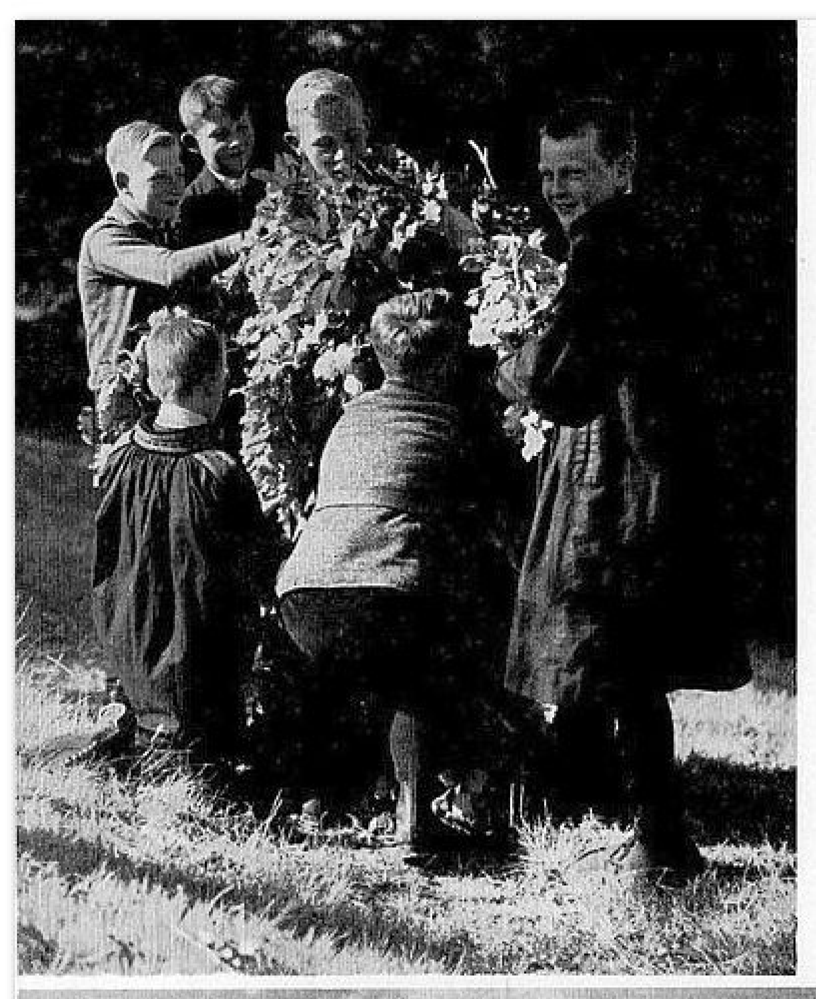
das Schaukeln an Balken oder Bäumen in Kurhessen hervorgehoben zu werden, und ferner das „Tänzelspiel" bei Steigra (Kreis Querfurt)[99], das unmittelbar an das Osterspiel auf dem Hausberg bei Eberswalde (s. o. S. 110) erinnert. Im hannöverischen „Nesseltag", an dem sich die Kinder gegenseitig mit Brennesseln schlagen, dürften diese die Rolle der Lebensrute einnehmen. Der bezeichnende Frühlingsumzug findet in Kärnten statt, in Sachsen heißt er „Pfingstbier" und weist auf die Bedeutung des Bieres im Brauchtum hin, was uns bei der Kerwa noch näher beschäftigen wird. Im katholischen Schwäbischen finden frühere Himmelfahrtsumzüge jetzt am Pfingstmontag statt, in Nordbaden kommt an oder nach Pfingsten eine späte Sommereinholung („Pfingsteln") zur Durchführung, und in einigen Thüringer Kreisen nimmt der Gemeinderat den rechtsbrauchtümlichen Flurgang vor. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kannte man am Hahnenkamm (Mittelfranken) den pfingstlichen Grenzgang der Gemeindeglieder mit der Jugend, der sich von Markstein zu Markstein bewegte. Bei jedem wurde ein Geldstück ausgeworfen, und welcher von den Buben es erhaschen konnte, mußte eine Ohrfeige von dem „Siebenern" (Feldgeschworenen) mit in Kauf nehmen[100].

Die Maiwettkämpfe finden an Pfingsten reiche Wiederholung. Das Wettreiten ist fast überall bekannt. Im Holsteinischen ist es das Rolandsreiten, in Braunschweig heißt es „Fahnenreiten". Dem Sieger, der einen Kranz von einer Stange im Vorbeireiten mit der Reitpeitsche abnehmen muß, winkt eine hölzerne Wetterfahne als Preis. „Ringstechen" nennt man das-



Ein Maibaum aus Nördlingen

Bild: Hans Retzlaff



Das „Pfingstmännchen" des Schwälmer Maiumzugs der Kinder, ein grünes Frühlings-sinnbild, wird hergerichtet

Bilder: Hans Retzlaff

„Pfingstmännchen" und „Pfingst-bügel" im Maiumzug Schwälmer Kinder

selbe Spiel in Kurhessen, „Kranzreiten" in der Kurmark, „Hahnenreiten" oder „Gansreiten" lebt in Sachsen-Anhalt und in der Kurmark; dabei müssen ein aufgehängter Hahn oder eine Gans im Vorbeireiten ergriffen werden. Beim „Stollenreiten" in der Kurmark muß ein Holzhahn, der an einem Schraubengewinde sitzt, abgeschlagen werden. „Stollen" nennt man Gebäcke, vgl. fränk. Weihnachtsstollen.

Im pommerschen Tonnenreiten, z. B. auch auf Rügen, muß der Reiter eine herabhängende Tonne mit einem Knüppel zu zerschlagen versuchen. Je nach dem Erfolg seines Schlages gibt es dann einen „Bodenkönig", einen „Stübenkönig" und schließlich den „Tonnenkönig", der den letzten Rest der Tonne abschlug.

Das „Pfingstreiten" in Molschleben (Kreis Gotha), bei dem Kinder auf Steckenpferden ausziehen, dürfte nicht durch ein geschichtliches Geschehen im 30jährigen Krieg bedingt sein, sondern ein in die Kinderwelt übertragenes Frühlingsreiten darstellen. Von besonderer Eigenart ist das südbayerische „Pfingstochsenstoßen", bei dem die Burschen, auf Ochsen reitend, gegeneinander kämpfen.

Das Wettkegeln um einen Hammel als Preis, daher auch „Hammelkegeln", ist in der Kurmark anzutreffen, in der Uckermark das Keulenwerfen und das „Pfingsttaubenabwerfen" in Pommern. Ziel ist hier ein holzgeschnitzter Adler bzw. eine Taube auf hoher Stange. Zahlreiche sonstige Wettkampfspiele, an denen sich vor allem auch die Mädchen beteiligen, Schubkarrenrennen, Sackhüpfen, Schürzenrennen in Schlesien, Topfschlagen in Holstein usw., sind allüberall im Schwange.

Die uns längst bekannten „Lärmbräuche" sind im Kärntner oder Anhalter „Peitschenknallen", im bayrischen „Tätschen" (Peitschen) oder im niederösterreichischen Pfingstschießen zu erblicken.

Den Langschläfern, die in Niederösterreich „Pfingstlümmel" heißen, wird der Strohkranz als Zeichen des Unfruchtbaren und Faulen aufgesetzt[101], und als Fruchtbarkeitssinnbild darf man dem den Pfingsthahn aus dem Hannöverischen entgegenstellen. Auf einer Stange sitzt ein Holzhahn, darunter hängt, kegelförmig sich erweiternd, eine Anzahl von Eierketten (zuunterst Gänseeier, oben Spatzeneier), deren unterste noch mit bunten Bändern versehen sind. Dieser Pfingsthahn wird dem Frühlingsumzug vorangetragen, was an den hessischen Pfingstumzug mit dem „Pfingstbügel" erinnert.

In vielen Gegenden, z. B. in Pommern, erfolgt an Pfingsten der Aus-

trieb des Viehes zur Sommerweide. Während im Bayrischen eine Strohpuppe (!) als „Pfingstlümmel", der zuletzt zur Herde stoßenden Kuh aufgesetzt und diese dann zur Magd zurückgetrieben wird, pflegt man das ausziehende Vieh, besonders die Leittiere, mit Grün und Bändern zu schmücken, wovon wohl der Spruch herzuleiten ist: „Er ist aufgeputzt wie ein Pfingstochse." In Westfalen heißt die Magd, die als erste ihr Vieh austreibt, „Pfingstjungfer".

Zu den seltsamsten und sinntiefsten Pfingstbräuchen gehört der des niederbayerischen und schwäbischen „Wasservogels". Während im Schwäbischen (z. B. im Wertachtal) der „Wasservogel", ein in grünes Laub und in Reisig gehüllter Junge, nunmehr von den Kameraden im Heischegang durchs Dorf geführt wird, wird der niederbayerische „Wasservogel", ein mitunter mit einer Rindsmaske versehener, mit Waldgrün verkleideter Junge, von einer Reiterschar aus dem Walde geholt. Er reitet dann selbst in einen Wassertümpfel im Bache, wo ihn zwei Mädchen in Empfang nehmen, um ihn unter dem Jubel der Jugend tüchtig zu baden und seiner entstellenden Umhüllung zu entledigen. Anschließend erfolgt dann ein Wettreiten und ein fröhlicher Tanz. Im Bayrischen Wald ist von diesem Brauch nur noch ein Umsingen (Heischegang), das „Wasservogelsingen", übriggeblieben, aber in Wurmannsquick hat sich um den „Wasservogel" und seine Einholung ein ganzes Festspiel gerankt, das auf eine geschichtliche Begebenheit zur Zeit der Hunneneinfälle zurückgreifen möchte. Danach hätte ein gewisser Purmann oder Wurmann zur Zeit des Markgrafen Luitold all die im Inntal verborgenen Hunnen gefangen. Natürlich kann damit der Brauch nicht geklärt oder gedeutet werden. Zweifellos handelt es sich beim „Wasservogel" um einen alten Frühlingsbrauch, der ursprünglich wohl von den Pferdehirten ausgeübt wurde. (Vgl. Hirtenumzüge in Mecklenburg, und Hirtenfeuer im badischen Elztal, oder „Schellenmarkt" der Hirten in Viereck bei Elzach!) Ein beim Heischenumzug des schwäbischen Wasservogels gesprochener Reim der Buben gibt dafür einige Anhaltspunkte[102]:

„Jetze bringen wir Buben den Wasservogel,
Weiß kein Mensch, wo er ist hergeflogen,
Er ist geflogen über das Ried,
Er macht den Fischen das Wasser so trüb,
So trüb bis auf den Boden.
Da meinen die Mädchen, wir sollen sie loben,

Wir loben, wir loben sie nicht,
Wir loben nur das schöne Kränzelein,
Das Kränzelein hat eine seidene Schnur,
Es gehört jedem Bauernbuben auf den Hut.
Und wollen die Bauern uns das Reiten verbieten,
So wollen wir ihnen kein Roß mehr hüten,
Kein Roß mehr hüten, kein Füllen austreiben
Und wollen dann lieber nach Friedberg reiten.
Und z' Friedberg steht ein hohes Schloß,
Da kommen die Bauern und holen die Roß,
Und denn der Bauer ein Roß will haben,
Muß er einen Sack voll Taler bezahlen,
Ein Sack voll Taler ist no net gnua,
Ein Kretzer voll Eier ghört a dazua,
Ein Kretzer voll Eier ist no net gnua,
Ein Hafen voll Schmalz ghört a dazua,
Ein Hafen voll Schmalz ist no net gnua,
Ein halbs Eimerle Eier ghört a dazua.
Jetzt ist's gnua.
Jetzt reiten wir alle dem Wirtshaus zua
Und wollen dem Bauern danka
Mit lauten Schwoaba und Schwanka (= Wasseraufgießen)
Schwoaba und Schwanka sind uns wohlbekannt,
Wir bieten der Bäuerin die rechte Hand. Ade."

Daraus ist jedenfalls zu entnehmen, daß der „Wasservogel" das Sinnbild für den herangekommenen Frühling darstellt, der geflogen kam (Föhn!) und das Wasser trübte (Schmelzwasser der Flüsse!). Die Anspielung auf die Mädchen erinnert an die Mädchenauslese des Maibrauchtums, die Aufforderung zum Spenden von Eiern, Schmalz usw. dürfte an alte Gemeinschaftspflichten erinnern, das „Schwoaba und Schwanka" entspricht dem Begießen (Baden) mit dem Fruchtbarkeitssinnbild des Frühlingswassers und braucht keineswegs „Regenzauber" genannt werden, wie es auch völlig abwegig ist, im „Wasservogel" ein altes „Flußopfer" zur Versöhnung der „Flußgötter" zu erblicken!

Daß sich mit diesem Frühlingsbrauch ein Rechtsbrauch (Grenzumritt) von Anfang an verbunden hatte, ist möglich, ja sogar wahrscheinlich. Die ge-

schichtlichen Untersuchungen über den Wasservogel von Wurmannsquick haben jedenfalls darüber genügend Anhaltspunkte geliefert[103].

In gewisser Hinsicht — wenigstens als Frühlingssinnbild — entspricht der Wasservogel dem Thüringer grünen „Froschkönig" (Kreis Sangershausen), der auch im Walde aufgefunden wird und dem hessischen Laubmännchen. Gelegentlich heißt der Wasservogel in Bayern auch „Pfingstl", welche Bezeichnung eigentlich eher dem „Strohmann" zukommt (s. o.), der in Niederösterreich als Pfingstkini = -könig nachts vor die Haustüre eines faulen Mädchens gesetzt wird.

An den Wasservogel klingen überdies auch die württembergischen Umzüge, des „Pfingstbutz", Pfingstdrecks, Pfingstbären oder Pfingstkogels an. An der Neuenburger Gegend wird dazu folgender Reim berichtet:

„Pfingstbutz bin ich genannt,
Eier und Schmalz ist mir bekannt,
Lauter gute Sachen,
Daß man kann Eierkuchen
Draus machen."

(Vgl. Wasservogel-Reim!)

Auf den Sonntag nach Pfingsten fällt das schon erwähnte „Laubhüttenfest" in Hüttenberg (Kärnten), das in germanischer Zeit seine Wurzel hat (s. o. S. 29) und das eine ähnliche Erscheinung darstellt wie das Errichten der „Pfingsthütten" durch die Kinder im Kreise Hünfeld (Kurhessen).

Auf „Fronleichnam" wurde wieder eine Reihe arteigenen Brauchtums übernommen und entsprechend umgebogen. Am bekanntesten sind die „Fronleichnamsprozessionen", deren Vorbild die germanischen Frühlingsumzüge abgaben.

Aus dem Salzburgischen berichtet Koren[104] von hohen „Prangstangen", die an Fronleichnam errichtet wurden. Er schreibt dazu selbst: „Die Prangstangen sind nichts anderes als die ins Christliche umgebogenen Maibäume" (vgl. schlesische Pfingststangen).

Eine ähnliche Umbiegung liegt im Tamsweger „Samsonumzug" vor[105], bei dem eine überlebensgroße Menschendarstellung durch die Straßen gezogen wird. Die Verbindung zu den überlebensgroßen Gestalten bei den Frühlingsumzügen der Bohusläner Felszeichnungen ist offensichtlich. (Vgl. auch den „Gole" als Fasenachtsbrauch S. 98.)

Ein heute noch an Pfingsten stattfindendes Brauchtum, das seinem inneren

Wesen nach jedoch als alter Sommersonnwendbrauch anzusprechen ist, haben wir im Questenfest von Questenberg (Südharz) vor uns, das seine Darstellung und Deutung im nachfolgenden Abschnitt erhalten soll.

Als in den Frühling fallender, sinniger Arbeitsbrauch ist schließlich die pommersche „Schwarze Hochzeit" (z. B. um Stolp) zu erwähnen. An einem Tage zieht hier die ganze Dorfgemeinschaft aus, um Torf zu stechen und beendet die Arbeit mit einem fröhlichen Tanze.

Zur Sommersonnenwende

Die Sonne erreicht ihren höchsten Tageskreis. Die Jahresmitte ist gekommen, der längste Tag und die kürzeste Nacht. Noch harrt die Sommerfrucht der Reife, aber bald schon beginnen die Tage langsam kürzer zu werden. Die Wende des Jahres, die Wende der Sonne erfolgt.

„Nach Sankt Veit
ändert sich die Zeit.
Alles geht auf die andere Seit'",

erzählt ein Bauernspruch über den Veitstag, den man auf den 15. im Brachmond gelegt hat. Und „Johannes tut dem Winter wieder die Tür auf" wird zum 24. im Brachmond berichtet. Zwischen beiden Tagen liegt die eigentliche Sonnenwende, man darf aber mit gutem Grund annehmen, daß die ursprüngliche Festzeit um Sommersonnwend mehrere Tage andauerte, wenn auch ihr Höhepunkt in die kürzeste Nacht des Jahres fiel. Koren[106] nimmt an, daß das vorchristliche Mittsommerfest etwa 14 Tage währte und erst am heutigen Ulrichstag (4. im Heumond) endete, an dem heute noch Ulrichsfeuer abgebrannt werden. Wenn auch die Möglichkeit einer späteren Verschleppung alten Brauchtums auf ein neues Kirchenfest in Erwägung gezogen werden darf, so spielt der Ulrichstag doch auch sonst noch eine Rolle als Lostag (z. B. in Österreich). Daß, ähnlich wie in den zwölf heiligen Nächten zur Wintersonnwend, eine längere Zeitspanne auch zur Sommersonnwend heilige Festzeit war, die als bedeutsam für das ganze Jahr empfunden wurde, beweisen nicht zuletzt Bauernsprüche, wie:

„Vier Tage vor und nach Sonnenwende
Zeigen die Winde bis Sommers Ende."

Das Sommersonnwendbrauchtum trifft man heute im wesentlichen am „Johannistage" an, oder besser gesagt: auf den Hauptfesttag der Sommerwende wurde der Tag des heiligen Johannes gesetzt. Dies geschah mit gutem Bedacht, denn nach dem Lukas-Evangelium soll Johannes ein halbes Jahr älter gewesen sein als Christus, zu dessen Geburtstag ja die Wintersonnwende auserlesen wurde. Ein beachtliches Gleichnis zum Sonnenlauf liefert schließlich der Ausspruch des Johannes (Joh.-Ev. 3, 30): „Er (Jesus) muß wachsen, ich aber muß abnehmen."

Entsprechend der inneren Begründung des Festes im Sonnenlauf rückt das Feuer in den Mittelpunkt der Sommersonnwendbräuche. Die Höhenfeuer um diese Zeit dürften überhaupt noch die entschieden häufigste Verbreitung von allen Höhenfeuern der besonderen Sonnenlaufzeitpunkte aufweisen. Verschiedenartig sind auch die Bezeichnungen, die das Feuer führt (Zinkenfeuer, Himmelsfeuer, Hansfeuer, Johannisfeuer, Kannesfeuer usw.). Natürlich fehlte es nicht an Stimmen, die durch diese Höhenfeuer böse Dämonen vertreiben lassen wollten. Aber im Bauerntum verbindet sich heute mit dem Brauchtum noch ebenso wie vor urdenklichen Zeiten, das Dankesgefühl für die segenspendende Sommersonne mit dem Glauben an ihre Wiederkehr, mit dem Unsterblichkeitsgedanken überhaupt.

Kein Zeitpunkt als gerade der zur Umkehr unserer Sonne ist so geeignet, den Glauben an ihr Fortleben — nicht zuletzt in all den Früchten ihrer Kraft, dem Erntesegen — auszudrücken.

Man kann deshalb mit Fug und Recht das Sommersonnwendfest ein freudiges Fest nennen, an dem sich Dankbarkeit und Zuversicht in den Herzen unserer Bauern vereinen.

Daß das Feuerbrauchtum der Sommersonnwende germanischen Ursprungs ist, wird nicht bezweifelt, wenngleich es die Bezeichnung „Johannisfeuer" zu verbergen sucht. Es gehört zu den bekannten, verbotenen Bräuchen: im 16. Jahrhundert bedroht die Leiningensche Polizeiordnung das „Mayenstecken, Hagelbaum brennen, Johansfewer machen und darüber springen"[107] mit 1 Gulden Strafe, und noch bis in unsere Zeit haben geistliche und weltliche Behörden dagegen Stellung genommen. Die Gründe dafür erscheinen uns heute nichtig genug. Gleichwohl scheint in früherer Zeit die Sommersonnwende ab und zu auch für die Kirche weniger erfreuliche Ereignisse mit sich gebracht zu haben. So wurde im Jahre 831 das Kloster Fulda durch eine brennende Sonnwendscheibe zum Brande gebracht, und dasselbe Schicksal ereilte wenige Jahrhunderte später das Kloster Lorsch. Es sei dahinge-

stellt, ob es sich dabei immer um „unglücklich fliegende" Feuerscheiben handelte, jedenfalls gibt das heutige Scheibenwerfen keinen Anlaß zu Bränden mehr.

Das Sonnwendfeuer wird heute fast ausschließlich von der Jugend abgebrannt. Schon einige Tage vorher erfolgt in Südbayern im „Sonnwendreiten" am Veitstage das Holen des Holzes für den Flammenstoß; am eifrigsten sammeln aber am Festnachmittag die Kleinen Holz, Reisig und Stroh für den Feuerstoß. Sie durchziehen mit Wagen und Schubkarren das Dorf, leiern vor jedem Haus ihr Heischeverschen ab und nehmen dafür einen Arm voll Holz oder ein paar Bündel Reisig in Empfang. Wo ihre Bitte unbeantwortet bleibt, ist es ihr Recht, vom Holzstoß zu nehmen, was ihnen nach alter Sitte zusteht. Ein in Ostfranken vielgesprochener Bittvers lautet:

„Feierla, Feierla iebern Grom (Graben)
Woll'n ma's Hulz zusammatrong
Naufn Kannasfeia.
As Hulz is ja net teia
Is a guta Mo im Haus
Langt a a poor Scheitla raus
Is die Fra net gor zu geizig
Gibt sa uns an Bündel Reisig
Sunst zünd' ma de Maad ihrn Rockn o,
Daß so nimma spinna ko."

Aus Kärnten berichtet Graber[108]:

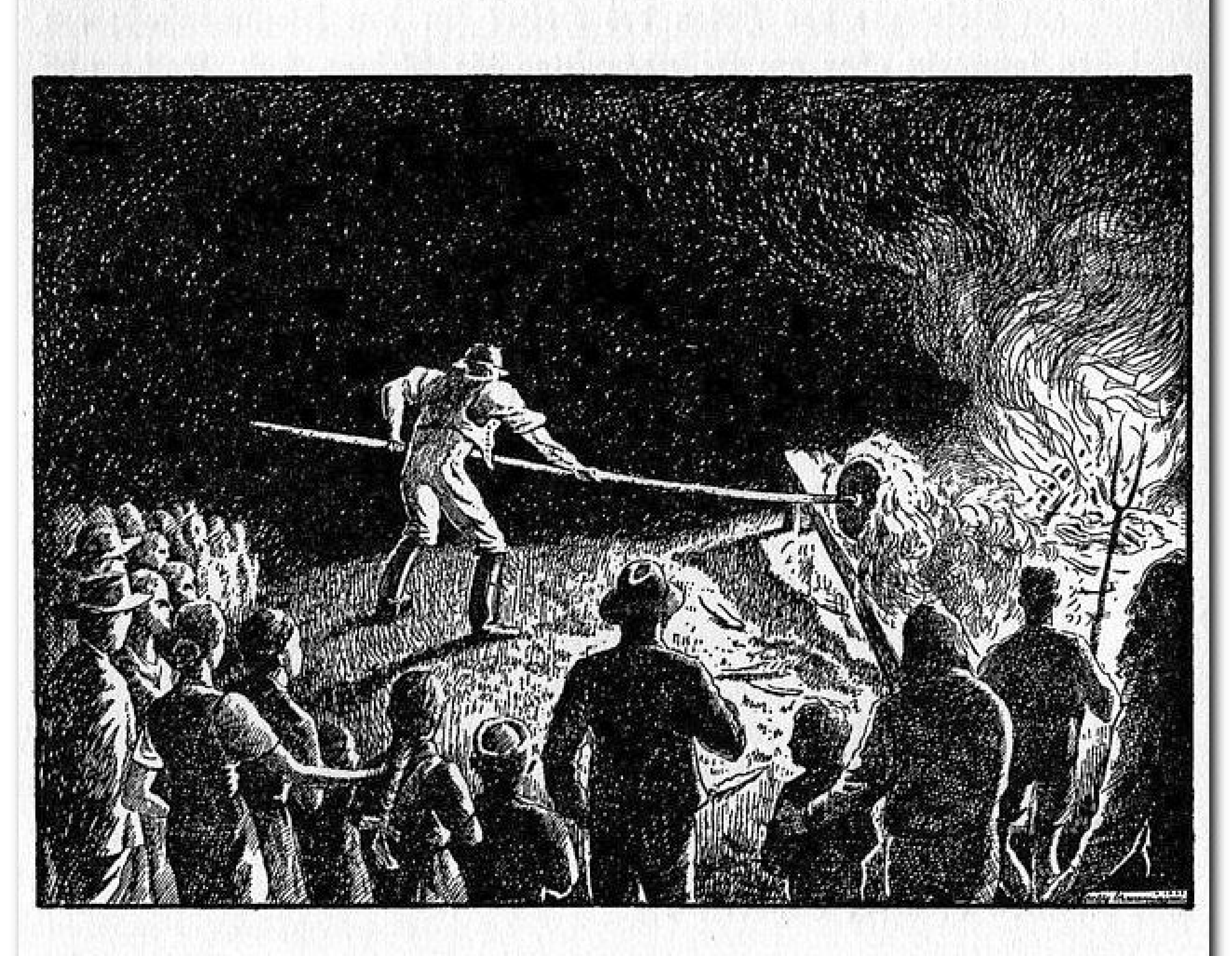
„Heiliger Veit
i bitt um a Scheit
a kurzes und a langs
zan Sunnawendtanz."

Im Spessart und in ähnlicher Fassung z. B. im Chiemgau, sicher aber auch noch in zahlreichen anderen Gegenden, heißt ein beliebter Heischereim:

„Sunnwendfeuer
der Haber is teuer
wer kein Holz zum Feuer git
erreicht das ewige Leben nit."

Es ist germanisches Erbgut, das hier vom ewigen Leben spricht, denn das Feuer am Wendepunkt der Sonne drückt den Glauben an ihre ewige Wiederkunft und an die ewige Wiederkehr allen Lebens aus.

Die mannigfaltigsten Bräuche verbinden sich mit dem Sonnwendfeuer. Hier läßt man brennende strohumwickelte Räder, die im Hessischen „Hagelräder" heißen, talwärts rollen, dort schwingt man brennende Fackeln, und dort schnellen die Burschen die glühenden Scheiben durch die Nacht (siehe Frühlingsbräuche S. 93). Mit sinnigen Sprüchen begleiten die Jungen dieses Tun:

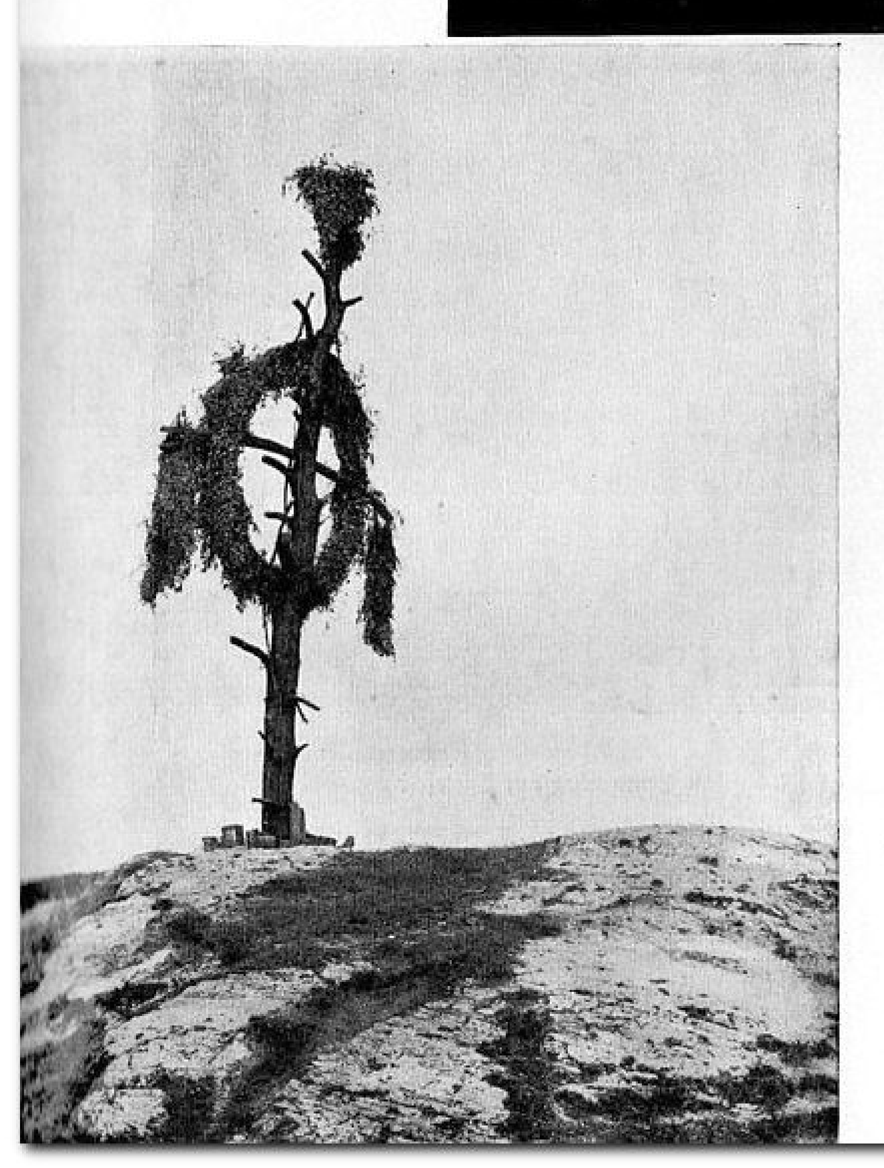


Scheibenschlagen

„Diese Scheibn
Tu ich treibn
Meiner Liebsten zu Ehrn",

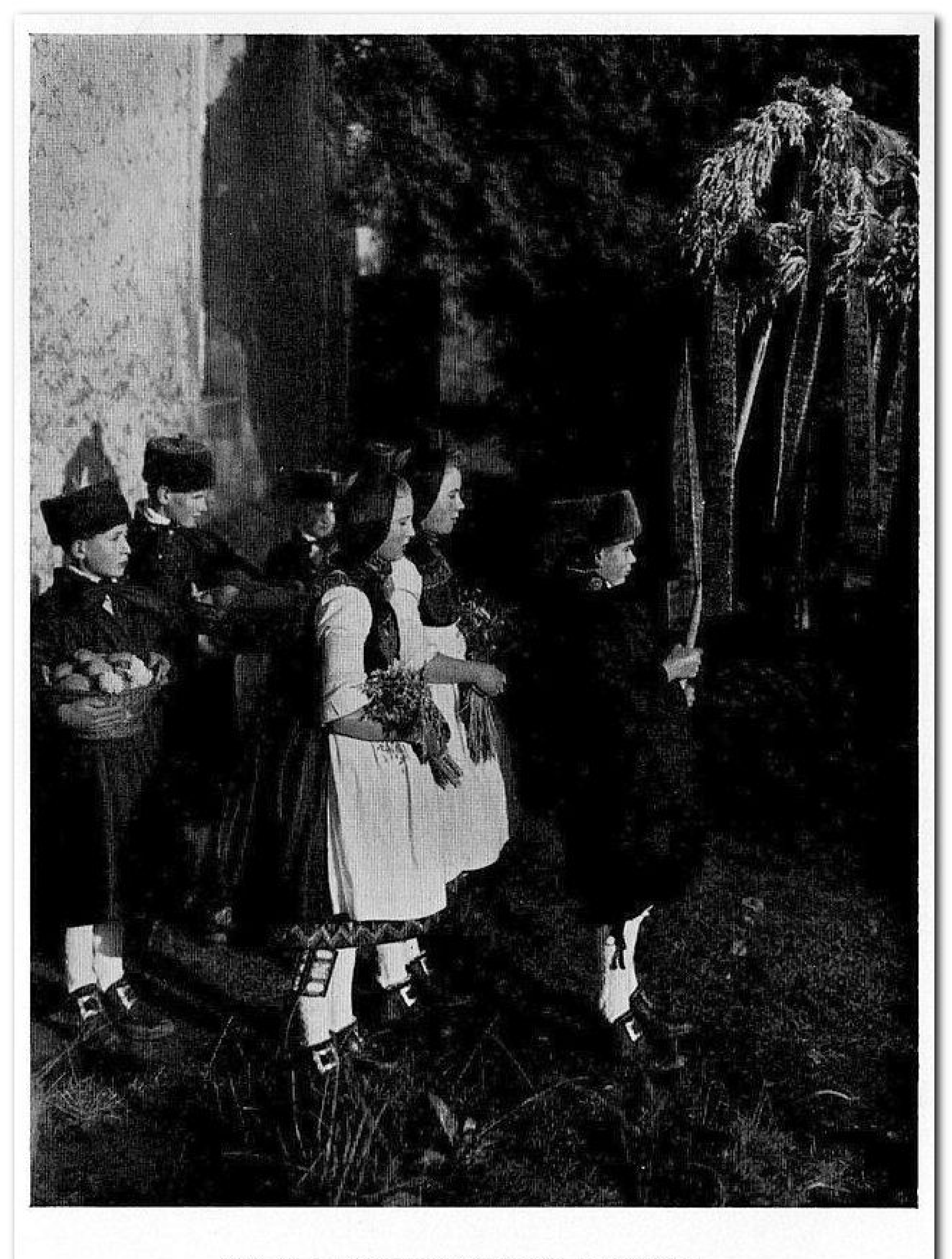
oder nach Grabers[109] Mitteilungen in Kärnten:

Mittsommerbaum im Oberharz



Die Queste von Questenberg

Bilder: K. Th. Weigel



Schwälmer Kinder mit Erntegaben am Erntefest

Bild: Hans Retzlaff

„Schibele Scheibele, fliag aus übern Garten
Der Franzl konn noch lang aufs Mitzala warten“,

oder:

„Schibale, Scheibale, weit abe über die Wand
Lechner Nana, gib in Steiner Hansl die Hand.“

Mit den Liebeswünschen und den Lebenswünschen verbindet sich so häufig der Brauch, der als Segenshandlung für die Flur in erster Linie gilt. Auch dies kommt noch hin und wieder zum Ausdruck, z. B. in dem Chiemgauer Vers[110]:

„Dö Scheibn, dö Scheibn
In meiner Hand,
Ich schlag sie weit hinaus ins Land
Daß Fried und gute Erntezeit.“

Das heilige Sonnwendfeuer bringt Segen, wie für die Fluren, über die die Feuerräder rollen oder die Scheiben fliegen, wie für den Flachs, der so hoch wächst, als die Kinder übers Feuer hüpfen (s. u.), so auch für Mensch und Vieh. Die verlobten Paare reichen sich die Hände und weihen ihren beschlossenen Lebensbund durch den Sprung über das lohende Feuer. Der Bursch fordert auch hierzu sein Mädel mit altüberlieferten Versen auf:

„Unterm Kopf und überm Kopf,
Tua i's Hüatl schwinga.
Dirndl, wennst mi gern hast,
Mußt durchs Feuer mit mir springa.“[111]

Natürlich läßt sich zum Feuersprung auch jeder andere Glückwunsch sprechen, sei es für die Ernte, für das Heimatdorf, für Volk und Vaterland oder für unseres Volkes geliebten Führer. Sein Kampf und sein Sieg hat hier wieder einmal uraltem Brauche neuen Sinngehalt und damit neues Leben gegeben.

In vielen Gegenden, da das Feuerbrauchtum an der Sonnwende ausgestorben war (z. B. in Pommern oder bei Marburg), ist es heute neu erstanden.

Nicht nur die Großen, auch die Kleinen springen über das Sonnwendfeuer. Sie errichten ihre „Sprunghäuferl“ aus Heu neben dem Hauptfeuer und springen darüber, welcher Brauch in Bayern gelegentlich „Feuerjucken“ genannt wird. Auch dies Tun begleiten alte Verse:

„Wir Kinder springen heuer
Wieder übers Sunnwendfeuer,
Daß da Haar uns g'rat (der Haar = Flachs)
Eahm koa Schaur schad,
Daß wir kriegen Haar und Lein,
Woll wir dieses Feuer weihn."[112]

Wie das Feuer, so gilt auch dessen Kohle und Asche als segenbringend und heilfähig. Angekohlte Scheite vom Sonnwendfeuer nimmt der Bauer mit nach Hause, verwahrt sie unter dem Dach oder steckt sie in die Felder, und Asche vom heiligen Feuer streut er übers Feld. Mag sein, daß sich ein nützlicher Zweck, Ungeziefer (z. B. Schnecken) abzuhalten, früh damit verband, den eigentlichen Beweggrund für den Brauch kann man darin aber nicht erblicken. Vielmehr muß gerade hier an das Sinnbildliche erinnert werden, wie Feuer „aus Feuers Samen" Leben fängt, so schenkt eben des heiligen Feuers Asche dem Acker neue Lebenskraft.

Besondere Bedeutung kommt zur Sommersonnwende dem Kräuterbrauchtum zu. Heilkräuter werden in der Nacht gesucht, geweiht und teils ins Sonnwendfeuer geworfen. Besondere Blumen, vor allem die „Johannisblume", schmücken Haus und Stall in Kränzen und in Sträußen. Die geweihten Kräuterbüschel bewahrt der Bauer sorgfältig, um bei Gewittern einige Zweige davon im Herde zu verbrennen, ein Brauch, dem neben seinem Sinnbildgehalt auch eine nutzvolle Bedeutung zukommt, insofern, als durch die Verbrennung und Rauchentwicklung der Kräuter die Leitfähigkeit der Luft über dem Hause verändert wird.

Ähnlicher Glaube liegt der übertragenen sinnbildlichen Handlung zugrunde, den Lebensbaumzweig aufs Hausdach zu stecken. Daher dann der bayrische Schnadahüpfl-Vers:

„Balst a Palmkatzerl nimmst
Und steckst as aufs Haus
No kimmt da dei Lebtog
Koa Feia net aus."

Mannigfache Krankheiten bei Mensch und Vieh heilt dies oder jenes Kräutlein aus dem Kräuterbüschel. Um der Zusammenschau willen sei hier schon auf den heutigen Haupttag der Kräuterweihe, auf „Maria Wurzweih", dem sog. „Mariä Himmelfahrtstag" am 15. im Ernting, hingewiesen, an

dem das „petendeo", das Kräuterbüschel des Indiculus, die kirchliche Weihe empfängt. Es ist möglich, daß im Zersplitterungsverfahren der Kirche dieser Brauch von der Sommersonnwende wegverlegt wurde, andererseits kann dieser Zeitpunkt im Ernting durch die spätere Blüte gewisser Heilpflanzen mitbedingt sein. Dies könnte vielleicht zu einer Scheidung Anlaß geben, insofern, als zur Sommersonnwendzeit mehr die gegen Blitzgefahr verwendeten Kräuter, zur „Wurzweih" mehr die eigentlichen Heilkräuter gesammelt und geweiht würden. Ob diese Vermutung zu Recht besteht, könnten allerdings erst genaue Einzeluntersuchungen entscheiden helfen.

Eine weitere Mutmaßung über das „St. Marienbündel" soll aber nicht verschwiegen bleiben: es wäre zu untersuchen, ob in diesem Worte nicht ein verballhorntes „Maienbündel" vor uns steht. Die übertragene Bedeutung des „Maien" (nicht als Bezeichnung für den Wonnemond!) als Lebensbaumzweig bzw. grüner Zweig steht uns ja im „Maibuschen" bereits zur Verfügung. In der norddeutschen „Harkemai", dem Erntebuschen, tritt ja sogar eine Verbindung des „Maien" mit Frau Harke — Frau Holle auf! Gerade die heilkräftige, segenbringende Bedeutung des Kräuterbündels spricht doch dafür, in ihm ein „Maienbündel" von Lebenskräutern zu erblicken. Es wäre dann ja auch nicht das einzige Mal, daß „Maria" für die Kennzeichnung heiliger Kräfte des germanischen Glaubens gebraucht worden wäre. (Vgl. „Mutter Gottes" und die sinnbildliche Frühlingsvermählung Allvaters mit der Mutter Erde!)

Weitaus den wichtigsten Rang im Kräuterbüschel wie im Kräuterbrauchtum der Sommersonnwend nimmt der Holunder ein. Er blüht um diese Zeit, und mit seinen Blütenständen bäckt man in Bayern noch die Holunderküchlein zum Sonnwendtag. Schweißtreibender Tee wird aus den Blüten, heilkräftiger Branntwein aus den Beeren bereitet. Die Zweige vermögen durch ihren eigentümlichen Geruch den Maulwurf zu vertreiben. Von der Heiligkeit des Strauches der Frau Holle (Maria!) zeugt noch der Schweizer Bauernspruch:

> „Vor de Holdere sell me die Huet abziehe and vor de Reckholdere 's Chnü biege."

Diese „Reckholdere" oder „Kranewitt" ist der Wacholderstrauch, dessen ähnliche Bedeutung uns bereits beschäftigt hat.

Häufig sind es neunerlei (die Zahl neun!), gelegentlich auch siebenerlei Kräuter, die an der Sonnwend geweiht und teilweise dem Feuer übergeben

werden. Ihre Zusammenstellung ist landschaftlich verschieden. Außer dem bereits erwähnten Holunder und Wacholder ist das Sonnwendkraut, später Johanniskraut genannt, besonders hervorzuheben. Aus seinen gelben Blüten winden sich die Mädchen Kränze und hängen sie über die Haustüre, das „Blut" der Pflanzenblüte liefert heilkräftiges „Johannisöl". Arnika und Baldrian sind ähnliche Heilpflanzen des Kräuterbüschels. Der „Donnerbart" ist die um diese Zeit leicht rot blühende Hauswurz, die in keinem Bauerngarten fehlt, die auf öden Steinsäulen, ja auf Dächern ein anspruchsloses Dasein führt und deren fleischige Blätter auf Geschwüre und Entzündungen mit Erfolg gelegt werden. Die Bezeichnung „Donnerbart" verdankt die Pflanze wohl ihrer blaßroten Blütenfarbe ebenso wie ihrem Vorkommen auf den Dächern (roter Bart Donars und „roter Hahn" auf dem Dach!), und ein nunmehr verteufeltes Gegenbeispiel zu ihr bietet die ebenfalls altheilige, rote Kuckucksblume, die den Blitz ins Haus ziehen soll — ähnlich, wie aus Zius heiligen Frühlingskünder Kuckuck ein Teufelsvogel gemacht wurde, was doch nicht hindert, daß sein erster Schrei als Glückszeichen betrachtet wird. (Man muß den Geldbeutel schütteln, wenn der Kuckuck zum erstenmal ruft!)

Der Beifuß, ein Gewürzkraut, das die Bäuerin an keinem Gänsebraten missen möchte, wird in einem angelsächsischen „Neunkräutersegen" an erster Stelle genannt[113]. Die Brennessel, als Gemüsepflanze ähnlich beliebt wie als Heilkraut, gehört zum Kräuterbüschel, ferner Wegerich, Wermut, Kamille, die Schafgarbe und das Tausendgüldenkraut. In Kärnten[114] sind Farnsamen, Maßliebchen (Wiesenkönigin), auch „Sunnawendradl" genannt, und Gottesgnadenkraut noch besonders im Gebrauche, vor allem mit den „Sunnawendradln" werden die Zimmer an der Sonnwende bestreut.

Im Weihbuschen an „Maria Wurzweih" (15. 8.) nimmt die Königskerze einen wesentlichen Rang ein. Aus Kärnten berichtet Graber[115] von einer großen Zahl der Wurzkräuter, Kamille, Bibernell, Beifuß, Tymian, Wermut, Minze und viele andere mehr, die zum Teil bereits zur Sommersonnwend Verwendung finden.

Als Wachstumssegen ist schließlich der um diese Zeit übliche Ziegenhainer „Krautsegen" anzusprechen.

„Jakob du Dickkopf
Blätter wie mein Schürztuch
Häder wie mein Kopf."

Die Pflanze oder die Blume, der „Maienzweig" als Lebenssinnzeichen tritt zur Sonnwend weiterhin im Brauch des „Brunnenschmückens" auf, der im Fichtelgebirge noch eine Heimstätte hat. Hier werden die Dorfbrunnen mit Blumen, vor allem mit der „Johannisblume" geschmückt, teilweise sogar mit Lichtern besteckt, und abends zieht die Dorfmusik von Brunnen zu Brunnen und spielt vertraute Volksweisen. Die oberschlesischen Prozessionen zu alten Heilquellen, die an diesem Tage stattfinden, stellen eine weitere Form der Brunnenverehrung dar. Daß gerade die Brunnen diese besondere Ehrung erfahren, hat Veranlassung gegeben, in diesem Brauch einen „Regenzauber", eine „Zwangshandlung", einen „Analogiezauber" zur Regengewinnung oder ähnliches zu erblicken. Ihm liegt die Erkenntnis von der fruchtbringenden Kraft des Wassers gewiß zugrunde, aber der Brauch bleibt nicht an der Oberfläche einer Zweckbestimmung haften. Die Bedeutung des Wassers, des Brunnens ist viel tiefer, ist mythisch verankert. Erinnern wir uns doch nur der Quelle am Weltenbaum der Völuspa, des „Kindlesbrunnens", aus dem das neue Leben kommt, oder des in der Bauernkunst (Stickerei!) immer wiederkehrenden Bildes vom Lebensbaum in der Vase, dem Gefäß des Lebenswassers. Der geschmückte Dorfbrunnen zur Sonnwendzeit ist nichts anderes als dazu ein Gegenbeispiel aus dem Jahreslaufbrauchtum.

Das in Popperode bei Mühlhausen (Thüringen) von den Kindern noch gepflegte Brunnenfest hat ähnliche Grundlagen. Hier werden von den Mädchen Kränze in eine altheilige Quelle geworfen, während die Jungen mit Sträußen nach diesen Kränzen werfen und durch ihren beschwerten Strauß den Kranz zum Sinken bringen wollen. Mit Recht weist K. Th. Weigel[116] auf die Entsprechung im Brautkranz und Bräutigamsstrauß des Hochzeitspaares hin und legt dem Brauch des Brunnenfestes eine erotische Sinnbildhaftigkeit zugrunde. Man wird dies jedoch nicht als die einzige Grundlage anzusprechen brauchen. Der Strauß ist schließlich wieder der Maibuschen (Donnerbesen!), das Lebensbaumsinnbild überhaupt, und dem Kranz als Sinnzeichen des ewigen Lebens, des Anfang- und Endelosen sowie als Sonnensinnbild kommt noch umfassendere Bedeutung zu.

Gerade um die Sommersonnwend tritt er noch häufig im Brauchtum auf, als „Johanniskranz" in der Kurmark, in Bayern oder in der Rhön, wo er die Häuser über der Haustür oder Stalltür ziert. (Vgl. auch unten, den Rosentanz in Thüringen!) In Schlesien (Freiberger Gegend) wird das Flachsfeld mit einem Kranz beschenkt.

In erster Linie ein Sonnensinnbild ist der Riesenkranz der Queste vom

Questenberg im Südharz. Das fälschlicherweise heute noch an Pfingsten gefeierte Questenfest ist einzigartig in seiner Vielgestaltigkeit. Auf einer alten Wallburg bei dem Dorfe steht ein hoher entrindeter Eichenstamm. In halber Höhe kreuzt ihn ein Querbalken, und auf dem so entstandenen Kreuz wird ein Laubkranz von mehreren Metern im Durchmesser angebracht, so daß das altgermanische Sonnen- und Gottheitssinnbild des Radkreuzes entsteht und weithin in die Umgebung grüßt, von deutscher Art und deutschem Bauernglauben kündend. In der Nacht des zweiten Pfingsttages zieht die ganze Gemeinde von Questenberg auf den Berg, nimmt den alten dürren Kranz von der Queste und übergibt ihn dem Feuer. Die Nacht wird durchwacht, und der Aufgang der Sonne mit einem Liede begrüßt. Auch diese Tatsache weist neben dem Sinnbild des Kranzes darauf hin, daß das Fest zu einem besonderen Sonnenzeitpunkt, und nicht zur Zeit des heutigen Pfingsten, entstanden sein mußte und nur an einem solchen Zeitpunkt seinen letzten Sinn erfüllt.

Die Alten der Gemeinde flechten am nächsten Nachmittag den neuen Questenkranz und übergeben ihn am Abend der Jugend, die ihn wieder an den Questenstamm hängt. So übergibt das Alte sein ewiges Erbe dem Neuen; die zur Sommersonnwend scheidende Sonne bringt den Glauben an ihre ewige Wiedergeburt!

Die Spitze des Questenstammes trägt den „Donnerbesen", den Lebensbuschen, an den beiden Enden des Questenbalkens hängt je eine Quaste, ein ähnlicher Buschen, nach abwärts. Das Gesamtbild ist demnach die Darstellung des Lebensbaumes mit den abwärts gerichteten Ästen und eben dieses Zeichen leitet auf nordischen Kalenderstäben die zweite Jahreshälfte ein und liefert damit einen neuen Beweis für die sommersonnwendbezogene Festsetzung des Questenbrauches.

Der in nordischen Ländern weit verbreitete „Mittsommerbaum" ist demnach auch nur das Gegenstück zur Queste, ebenso wie der mit Eierketten geschmückte „Johannisbaum" im Oberharz, der im Dorfe errichtet wird und um den sich die Kinder zum Reigentanze scharen, und auch die in Westfalen mit der „Johanniskrone" geschmückten Bäume und Stangen gehören in diesen Zusammenhang.

Diese unerschütterlich für den Sommersonnwendzeitpunkt des Questenbrauches zeugenden Umstände müssen schließlich auch da berücksichtigt werden, wo man, einem neuerweckten inneren Bedürfnis Rechnung tragen will und die Queste in anderen Orten wieder einzuführen versucht.

Zur Namensdeutung „Queste“ ist zu bemerken, daß mir der Versuch, die beiden „Quasten“ des Querbalkens unmittelbar für „Queste“ verantwortlich zu machen, abwegig erscheint. Daß dem Wort der Stamm Quick, Queck mit der Bedeutung „leben“ zugrundeliegt (vgl. Quecksilber, Quickholder — Wacholder!), so daß die Queste also auch schon dem Namen nach der Lebensbaum wäre, ist sprachlich schwer möglich. Dieses Lebensbaumsinnbildliche des Laubbüschels drückt aber klar der altnordische Ausdruck „Kvistr“=Zweig aus, der mit Queste zusammenhängen dürfte.

Mit der Errichtung der Queste, bzw. dem Erneuern des Kranzes verbindet sich noch mancherlei Brauchtum und Saggut. Nach alter Überlieferung bringen Abgesandte des Nachbardorfes Rotha Brot und Käse nach Questenberg.

„Wir sind die Männer von Rothe,
Wir bringen den Käs und die Brote“,

ist ihr Spruch, und heute nimmt der Pfarrer die Speisen in Empfang, trotzdem protestantische Kirchenordnungen aus dem 16. Jahrhundert das Käseweihen ebenso verbieten wie die Lüneburger Artikel von 1527, das „Kese eetent“[117]. Demnach muß der Käse im Brauchtum früher eine weit umfassendere Rolle gespielt haben. Wir erinnern uns außerdem daran, daß auch noch bei der Kärntener Vierberger=Wallfahrt Käse gegessen wird.

Wenn die Rothaer aber die Überbringung des alten „Tributes“ versäumen oder verweigern, führen die Questenberger mit ihnen einen „Ochsenkrieg“, in dem das beste Rind der Rothaer erbeutet wird.

Es ist wahrscheinlich, daß dem Brot= und Käsebringen der Rothaer eine alte Allmendpflicht zugrundeliegt, wie sie in ähnlicher Form z. B. mit Erntegaben noch zahlreich vorkommt. In der katholischen „Speisenweihe“ wurde sie gleichgeschaltet. Die Zähigkeit, mit der die Bauern auf die Ablieferungspflicht dringen, läßt weiterhin den Schluß zu, daß solche Abgaben früher eine heilige Verpflichtung bedeuteten, da damit für die Verarmten, Waisen und Kranken der Gemeinschaft gesorgt werden mußte. Dieses Rechtsbrauchtum führt zur Bedeutung der Sommersonnwende im Rechtsbrauch überhaupt, die unten noch einmal gestreift wird.

Um die mit dem Questenbrauchtum zusammenhängenden Fragen abzuschließen, sei letztlich erwähnt, daß natürlich auch die Sage des Volkes eine Deutung der Entstehung des Festes versucht. Demnach soll sich das Töchterlein eines Ritters von Questenberg verirrt haben, und erst nach langem Suchen fand man es auf einer Waldblöße spielend und brachte es dem glück=

lichen Vater zurück, der zur Erinnerung und zum Dank die Queste errichten ließ. Wer in das Wesen der Sage zu blicken versteht, wird in ihr ein sinntiefes Gleichnis entdecken, das wieder auf den Sommersonnwendzeitpunkt führt: die Sonne, die Jungfrau (vgl. die Luzia!) hat sich bis zum nördlichsten Standpunkt vorgewagt, nun wird sie heimgeholt, sie kehrt zurück!

Die Sonnenwende im Sommer ist als Zeitpunkt für eines der ungebotenen Volksgerichte, des Mittsommerthings, mit dem sich außer den religiösen Handlungen ein regelrechtes Volksfest verbindet, bekannt. Der „Johannistrunk" (Bier oder Wein), der in Bayern als Versöhnungstrunk noch in dieser Zeit genossen wird, erinnert an die alte Rechtszeit (Trunk als Bekräftigung!) und ähnliches läßt sich davon sagen, wenn die Questenberger in ihrer Feiernacht die Branntweinflasche kreisen lassen oder wenn es im Kreise Gotha Freibier in den Schenken gibt.

Entsprechend der schon mehrfach aufgezeigten inneren Einheit von Religion, Recht und Rassenpflege in germanischer Lebenshaltung und Weltanschauung, bringt diese Zeit der Sommersonnwende auch für das Liebesleben eine besondere Bedeutung. Ich erinnere an das Feuerspringen oder an das Scheibenschlagen, das Liebesworte begleiten. Der nun geweihte Johannistrunk spielt als Minnetrunk auch heute noch eine Rolle, und für die Mädchen ist die Sommerwendnacht als Losnacht von nicht geringer Bedeutung. Der Baum der lieben Frau Holle leistet auch hier gute Dienste, so in Kärnten[118], wo ihn die Mädchen schütteln und den Vers dazu sprechen:

„Hollerbam, i schütt di
Heiliger Johannes, i bitt di
Laß mir den im Tram erschein
Welcher daß mein Mon wird sein."

Graber erzählt von einer Reihe weiterer Bräuche zur Erforschung der Zukunft, wie sie vor allem in den vorweihnachtlichen Lostagen noch verbreitet sind. Beachtlich ist, daß auch hier der Brunnen bzw. das Brunnenwasser einen wesentlichen Rang einnimmt, wie außerdem der Brauch des „Lisnen" (Horchen, schwäbisch „losnen", bayrisch „lusen"), die innere Verbindung zum Erhorchen des „Loses" herstellt. Der Schafstall gilt hier als Orakel: das Mädchen fährt mit einer Rute (Lebenszweig!) dreimal (!) über die Falltüre des Schafstalles und spricht den Reim:

„Lecko, lecko, talgg 'n
Krieg i an Jungen oder an Alten?"

Je nachdem, ob ein junges oder altes Schaf plärrt, wird die Antwort gedeutet[119].

Auch in Schlesien leben ähnliche Losbräuche an „Johanni" fort. Man steckt z. B. zwei Lebensbaumzweige (Myrthe) in Wasser (Lebensbaum in der Vase!) und schließt aus ihrem Erblühen, daß sich zwei Liebende, die man in Gedanken damit verbunden hat, heiraten werden, während dieser Wunsch nicht in Erfüllung geht, wenn die Blüten ausbleiben.

Auch für sonstige geheimnisvolle Bräuche, z. B. für das Wünschelrutenschneiden im Waldeckischen, ist die Sonnwendnacht wie geschaffen.

Von den vielfältigen Spielen, die die Jugend und besonders die Kinder zur Sonnwendzeit betreiben, sei als bedeutsam der Thüringer „Grasekönig" von Mönchenholzhausen erwähnt. Wenn da eine Hülle aus Laub mit einem Blumenkranz getragen wird und die Kinder mit Heischeliedern Eier erbetteln, während der „Grasekönig" schließlich ins Wasser geworfen wird, darf in diesem Brauch wohl mit gutem Recht eine Entsprechung zum bayrischen Wasservogel oder Pfingstl erblickt und der Zeitpunkt des Grasekönigs als etwas verspätet betrachtet werden.

Das Lebenszeichen des Eies tritt neben den schon erwähnten Eierketten am Oberharzer Mittsommerbaum in Thüringen noch in Erscheinung, wenn die Jugend aus Blumen und Eierschalen Schmuckketten für den Dorftanzplatz in der Sondershausener Gegend fertigt, oder im Thüringer Wettlauf mit dem Ei im Löffel, schließlich im Hannöverschen „Eierklötern", bei dem mit Lehmkugeln nach den in Erdlöchern angesammelten Eiern gerollt wird.

Hervorzuheben sind besonders noch die Kindertänze in Thüringen, die häufig unter der Dorflinde stattfinden und die eine z. T. erst jüngere besondere Ausprägung im Tanz „unter dem Rosentopf" finden, zu dem sich die Knaben eine „Rosenjungfer" aus den Mädchen erwählen und über deren Türe einen grünen Kranz befestigen. Ein Topf mit Rosen hängt über den unter der Dorflinde Tanzenden[120].

Zu den übrigen Spielen, die um Sonnwende kreisen, die sich über den ganzen Sommer verteilen und die fast ausschließlich Wettkampfeigenart tragen oder Geschicklichkeitsproben darstellen — es ist ja die hohe Zeit des Jahres, die Kürzeit, die Auslesezeit! — gehören Topfschlagen (mit verbundenen Augen nach einem Topf, unter dem oft ein Hahn sitzt), Sackhüpfen, Wettkegeln, Hahnenschlagen (ähnlich dem Topfschlagen), das Entenreiten in Schlesien, bei dem der Reiter nach einer aufgehängten Ente greifen muß, das Tonnenabschlagen auf Rügen und in Pommern (s. o.), das Ringreiten

in Niedersachsen, wobei der Reiter mit einem kurzen Speer einen Ring aufspießen soll, der über ihm hängt; das Aalgreifen in Mecklenburg, wobei der Reiter im Vorbeireiten einen Aal aus einem Holzbottich fängt, und vor allen Dingen das Vogelschießen, das in Mittel- und Norddeutschland weit verbreitet ist. In Thüringen schießen die Jungen zur Sommersonnwende mit der Armbrust oder mit der Luftbüchse auf die Vogelscheibe, während die Mädchen mit eisernen Bolzen nach einem Holzadler werfen, was stellenweise auch Stechvogelschießen genannt wird (z. B. Erfurter Gegend). Die Bedeutung des Vogels im Sinnbildbereich des germanischen Bauern wurde oben bereits erwähnt. Das bayrische „Platteln" (Werfen mit der Eisenplatte nach einem Holzklotz) als Abwandlung des Kegelns findet auch im Sommer seine Übung, und als eines der schönsten und schwersten Tanzspiele sei schließlich der Schwerttanz genannt, der in der Traunsteiner Gegend lebendig blieb und in dem Naturgeschehen (Sommer und Winter) wie Menschenschicksal, Waffenbrüderschaft und Gefolgschaftstreue, Auslese und Kür des Tüchtigsten, des „Vortänzers" sinnbildliche Darstellung finden.

Erntefest und Kirwe

Im Grunde genommen sind sie sehr verschieden geartet, das Erntefest und die Kirwe, denn jenes ist durch die bäuerliche Erntearbeit bedingt, diese aber ist an sich zeitlich unabhängig davon und erstreckt sich über den ganzen Sommer hinweg, bis in den Herbst hinein. Aber im Laufe der Zeit fand wohl eine Übertragung des Kirmesbrauchtums auf Erntefeste ebenso statt, wie der umgekehrte Vorgang. Heute finden wir die Erntefeste vor allem in Norddeutschland mit reichen Bräuchen ausgestaltet, während in Süd- und Mitteldeutschland der Kirwe dieser Vorrang zugestanden werden muß.

Die Erntefeier ist zunächst Sache des einzelnen Bauernhofes, dann aber auch der Dorfgemeinschaft und, durch die Witterungsverschiedenheiten bedingt, kann sie in einzelnen Gegenden zu verschiedenen Zeitpunkten vor sich gehen. Erst seit dem nationalsozialistischen Siege feiern wir ein Erntefest als Nationalfeiertag des ganzes Volkes, das unter dem Zeichen der Schicksalsverbundenheit von Stadt und Land und unter dem der völkischen Sendung des Bauerntums steht. Wir werden im weiteren Verlauf der Darstellung nochmals darauf zurückkommen.

Bezeichnend ist, daß sich die Erntebräuche in weitaus den häufigsten Fällen

um die Getreideernte ranken, während die Heuernte viel seltener von Bräuchen begleitet ist und an der Rübenernte kaum, an der Kartoffelernte oder der Tabaksernte (im „Tobaksköst") auch nur selten z. B. in Pommern gefeiert wird. Außerdem trifft das hauptsächlichste Brauchtum auf Ernteschluß und nur ein geringerer Teil auf den Erntebeginn. Dies allein läßt uns schon erkennen, daß der Gedanke der Freude über die glückliche Einbringung der Ernte ebenso wie des Dankes für den treuen Allvater zu den seelischen Triebkräften dieses Brauchtums gehören. Es ist nicht recht ersichtlich, warum gewisse Volkskundler feststellen wollen, daß dieser Dank, der in den Volksfesten des Sommers und Herbstes der Gottheit zugedacht werde, sehr spärlich sei, oder daß das Volk auf dem eigennützigen Standpunkt eines Kindes stehe, das den Dank kurz erledige, wenn es nach langem Bitten seinen Wunsch erfüllt sehe. Es wird sogar behauptet, daß die Dankfeste fast durchwegs jung seien und auf christlichen Einfluß zurückgingen. Das Brauchtum der letzten Halme, der letzten Garbe usw., wird uns eines Besseren belehren. Wenn außerdem gewisse „Abgaben" für die Gottheit, die im allgemeinen „Opfer" genannt wurden und die zweifellos Ausdruck des Dankes und der Verbundenheit waren, christlichen Ursprungs wären, hätte man wohl keine Veranlassung gehabt, sie in Liftinae ausdrücklich zu verbieten (Indiculus!). Freilich, eines muß klar betont werden: Der Rassenseele des germanischen Bauern entspricht es nicht, seinen Dank in viele Worte langer Litaneien zu fassen. Sein Handeln, sein Brauch ist sinnbildlicher Ausdruck seiner Seele, und der höchste Gottesdienst ist und bleibt für den Bauern eben seine Arbeit an der Scholle und am Volk.

Mit sorgendem und doch zuversichtlichem Herzen sieht der Bauer dem Wachsen und Blühen und schließlich dem Reifen der Saat entgegen. Die Arbeit eines Jahres spricht aus ihr. Die Hoffnung eines Jahres verbindet sich mit ihr; der Ausfall der Ernte ist eine Schicksalsfrage. Es stehen machtvolle Kräfte dem Gedeihen entgegen, der Frost im Frühling, Dürre oder zuviel Regen in der Sommerszeit und ein einziger Hagelschauer vermag in wenigen Minuten eine stolze Hoffnung zu vernichten. Nur wer sich vergegenwärtigt, wie der Bauer nicht nur stofflich vom Ausfall seiner Ernte abhängig ist, sondern wie er in enger Verbundenheit mit seinen Feldern und ihrem kostbaren Gut lebt und erlebt, der kann die vielfältigen Bräuche des Frühlings und Sommers ganz mitempfinden, die den Äckern Gedeihen und Schutz vor Schaden wünschen, seien es nun die österliche „Ackerkrönung" mit dem Lebenszweig, oder das Feuerbrauchtum der Sonnwende, und nicht

zuletzt die vielen Flurumzüge im Frühling und Frühsommer, die zu kirchlichen Prozessionen wurden.

Steht nun das Korn in Blüte oder senkt es schon die schweren vollen Ähren und wogt leise im Winde, so äußert sich wieder die Bildhaftigkeit und Sinnbildtiefe bäuerlicher Weltanschauung in all den Ausdrücken, die über das Kornfeld sprechen. Es „wolkt" im Getreide, es „wodelt" im Korn, „der Wolf geht durchs Feld", der „Bullkater" oder die „Wetterkatzen" sind darinnen, der „Bock", der „Eber", oder „die wilden Schweine" tummeln sich in ihm. Gewiß handelt es sich bei diesen Redewendungen darum, das Wogen des Feldes bildhaft zu kennzeichnen, aber die Wahl der Vergleiche, der Gleichnisbilder verrät zugleich einen tieferen mythischen Sinn, den der Bauer mit dieser Erscheinung verbindet. Letzten Endes ist ja dies Wogen der blühenden Felder im Winde der natürliche Urgrund für die Windbestäubung der Blüten, und so ist die Beziehung der Erscheinung zur Fruchtbarkeit und damit zu den Sinnbildern der Fruchtbarkeit, wie Bock oder Eber von vornherein gegeben. Die Ausdrücke Wetterkatze oder Bullkater (Donnerkater!) treffen in erster Linie das bewegte, windige Wetter, die „Wölfe" im Korn lassen uns aber schon vermuten, daß die Vorstellung der Begleittiere des gütigen Allwalters sich mit dem Gleichnis verbindet, und mit vollem Recht läßt sich eine solche Beziehung zur Gottheit in dem Ausdruck es „wodelt" im Korn, erblicken. Wir finden ihn wieder im „Wodelbier", das in Norddeutschland ebenso wie in Bayern den Schnittern gereicht wird, und schließlich werden wir „Wode" oder „Waul" als Bezeichnung für die göttliche Kraft noch mehrfach in Schnitterreimen antreffen.

In diesem Zusammenhang muß des Volksglaubens vom Bilmesschnitter oder Bilmeßschneider gedacht werden, der angeblich über die Felder streichen und die Ähren abknicken soll (z. B. in der Lausitz). H. Pfannenschmidt[121] möchte in ihm ursprünglich den Priester des Donar erblicken, der die Weidenstecken in den Acker steckte und die Saat segnete und der unter kirchlichem Einfluß zum Schädling umgeformt, und für mißratenes Korn verantwortlich gemacht wurde. Daß es sich um altes Brauchtum handelt, verrät nicht zuletzt der altertümliche Ausdruck „Bilmes", in dem man vermutlich die Worte „Beil" und „Messer" zu erblicken hat, der also auf eine besondere Form der Sichel hinweist. Es ist ja bekannt, daß zu altüberlieferten Handlungen häufig noch altes Gerät verwendet wird, während man in der Arbeit des Alltags längst schon ein technisch fortschrittlicheres gebraucht (Pflugumzüge mit Holzpflug!). Mit richtigem Gefühl erkennt auch Pfannenschmidt,

daß an diesem Brauch bzw. dem Glauben eine Veränderung vorgenommen wurde. Wir haben indes heute keine Veranlassung mehr, in dem „Bilmesschnitter“ ursprünglich unbedingt einen „Priester“ des „Donar“ sehen zu wollen. So gut auch heute im Brauchtum der Bauer selbst die Lebenszweige in den Acker steckt oder den Saatsegen spricht, ebensowenig bedurfte es einst eines besonderen Standes, der die „Bilmesschnitte“ ausführte. Ich sehe dieses Brauchtum aber fortleben, bzw. (z. B. in Bayern) zu neuem Leben erwachen, im Brauch des ersten Schnittes. Der erste Schnitt, mit dem die Ernte eröffnet wird, ist eine heilige Handlung, wie der Auszug der Schnitter und Rafferinnen zum Erntebeginn ja überhaupt in festlich-feierlicher und frommer Haltung, mit geschmückten Kleidern und Arbeitsgeräten, geschieht. In Kärnten beginnt man den ersten Schnitt an der Ackerecke mit dem Spruche: „Gott gebe uns eine gute Zeit.“ Aus dem Ermland berichtet Brunner[122] den Vorspruch:

„Dat help ons de leewe Gott
On de heilge drei Fraue
Dat dat Kore haue
Mag taue“, (tauge)

in dem die drei Schicksalsfrauen, die Nornen eine wertvolle Erwähnung finden.

In Bayern schneidet neuerdings ein Kind die ersten Halmbüschel und reicht den Umstehenden die ersten Ähren, in Kurhessen erhält der Bauer nach alter Sitte die erste Ähre überreicht.

Wenn die Reife des Getreides auch die erste Voraussetzung für den Zeitpunkt des Erntebeginns darstellt, so wird als Tag des ersten Schnittes doch gern ein Wochentag gewählt, der in der betreffenden Gegend nicht als „Unglückstag“ gilt, und noch lieber wird an einem altüberlieferten Lostag begonnen, wie etwa zur Sonnwend oder am „Bartholomäustag“ (24. im Ernting), der uns abschließend noch einmal beschäftigen soll.

Häufig ist es üblich, daß Schnitter und Rafferin gegenseitig Bänder oder Tüchlein als Liebesgaben austauschen, bevor die ersten Schwaden fallen und die Arbeit rüstig vorwärtsschreitet. Sie ist schwer und mühsam, die Erntearbeit, aber fröhlich zugleich. In Pommern gibt es am ersten Erntetag ein Festessen auf dem Felde und abends einen Tanz. Wenn dann in vielen Gegenden der Bauer oder ein Bekannter am Feld vorübergeht, kann sich’s ereignen, daß er „gebunden“ wird, ehe er sich’s versieht und sich nur

durch ein Lösegeld für das durstige Schnittervolk zu befreien vermag. Das „Binden" oder „Anbinden", das wir in gleicher Form in der Spinnstube wiederfinden — geschieht heute meist dadurch, daß man dem Betroffenen ein Band (meist grün) an den linken Arm bindet. Vereinzelt wird die ursprüngliche Form des Brauches noch gepflegt und ein Bund Halme um den zu Bindenden gelegt. Das Tun wird mit Sprüchen begleitet, wie sie Pfannenschmidt[123] mitteilte:

„Dies geschieht dem Herrn zu Ehren
Diese Garbe recht zu vermehren
Und sich nicht lange zu bedenken
Und uns ein kleines Trinkgeld zu schenken",

oder:

„Ich habe es vernommen,
Der Herr N. N. ist gekommen.
Wir binden Sie in Ehren,
Das können Sie uns nicht wehren,
Mit einem Gläschen Bier oder Wein,
Können Sie erlöset sein."

Aus Thüringen werden Verse berichtet wie:

„Ich bind dich an in Ehren
Du wirst mir's nicht verwehren
Du hast Paar schöne Hosen an
Und auch was schönes drin
Das kannst mir geben als Angebind",

und:

„Wir binden dich mit Gersten
Dieweil wir alle dürsten
Ein Gläschen Bier oder Branntwein
Tät uns sehr willkommen sein."

Auch wenn heute in all den Bindeverschen der Wunsch nach einer feuchten Spende recht laut wird, so ist in dem Brauch doch entschieden mehr als ein gewöhnlicher Bettelbrauch zu erkennen. Zunächst stellt das Binden unzweifelhaft eine Ehrung dar, und dann bedeutet es zugleich ein Geschenk, bzw. einen Glückwunsch, wofür sich der Bedachte erkenntlich zeigt. Wir kommen dem Sinn näher, wenn wir die ursprüngliche Form, das Binden mit den

fruchttragenden Halmen, zur Betrachtung heranziehen und auch der Vermehrungswunsch des niederdeutschen Verses weist darauf hin, daß der Brauch sinnbildhaft Lebenssegen und Fruchtbarkeit übermitteln soll. Ganz deutlich wird uns dies bei dem im hessischen Kreise Ziegenhain üblichen „Henseln" der neuverheirateten Paare, denen Ähren an den Arm gebunden werden.

Daß ursprünglich Ähren zum „Binden" verwendet wurden, bekundet auch ein kurmärkischer Erntespruch, den E. Jaene im „Kurmärkischen Bauernkalender 1936" mitteilt:

„Es gibt ein altes Recht
Es gilt der Magd und auch dem Knecht
In alten Büchern ist's zu finden
Wir dürfen selbst den Bauern binden.
Ich meine nicht mit einem Strick,
Das wär zu plump und auch zu dick.
Ich binde mit dem Ährenband
Die Fessel, die bringt niemals Schand,
Ihr braucht sie ja nicht lang zu tragen,
Die Lösung brauch ich wohl nicht sagen,
Doch vorher, wie es alter Brauch,
Vernehmet meine Wünsche auch:
Der Himmel schenk Euch Glück und Segen,
Auf allen Euren Lebenswegen."

In das Sinngebiet dieser Bräuche fällt ja auch das weihnachtliche Binden der Obstbäume, das Umwinden mit dem (ursprünglich) körnertragenden Stroh, das Fruchtbarkeit des Baumes wünscht.

Tage und Wochen angestrengtester Arbeit vergehen. Die Feste ruhen während der Erntezeit, kein Tanz erfreut die Jungen. An besonderem Arbeitsbrauchtum ist der Kärntner „Nachtschnitt" hervorzuheben[124]. Wenn ein Bauer (z. B. im Lavanttal) ein großes Feld mit seinen eigenen Arbeitskräften nicht bewältigen kann, dann sagt er bei den Nachbarn einen „Nachtschnitt" an, zu dem nur geladene Schnitterinnen und Schnitter erscheinen, um beim Mondschein oder bei Fackellicht das Korn zu schneiden. Anschließend findet im Haus des Bauern ein festlicher Schmaus mit Tanz bis in den frühen Morgen statt. Dieser Brauch ähnelt dem der schwäbischen und Schweizer „Nachtbuben", die nachts unvermutet und heimlich die Ernte der

Witwen schnitten und so ein glänzendes Beispiel bäuerlicher Nächstenliebe lieferten*.

Wenn nun die Ernte ihrem Ende entgegengeht, das letzte Feld in Angriff genommen wird und „der Wolf" immer mehr „in die Enge getrieben" wird, dann hebt wieder vielgestaltiges Ernteschlußbrauchtum an. Da werden die letzten Garben um die Wette gebunden, und welche der Rafferinnen am spätesten mit ihrer fertig wird, wird selbst in die „letzte Garbe" eingebunden. Diese letzte Garbe, die sonst meist besonders groß gestaltet und teilweise geschmückt, ja mit Kleidern behangen wird, trägt die verschiedensten Namen. Man nennt sie „Erntebock" (Bock als Fruchtbarkeitssinnbild!), wie man in Kärnten das Niederlegen der letzten Halme auch „Bock abstechen" bzw. sonst den Bock einfangen heißt. Ferner ist die Bezeichnung „der Alte" oder „die Alte" für die letzte Garbe weit verbreitet und ebenso die damit verbundenen Ausdrücke wie „Weibl", „Roggenweib", „Roggenmuhme", „Hafermuhme", „Haferalte", „Flachsmutter", ja, in bewußter Verzerrung auch „wilde Frau". Die norddeutsche Bezeichnung „Harkemai" für den Busch der letzten Ähren führt von selbst zur Erdenmutter, zur Frau Harke, Frau Holle. Diese letzte Garbe ist gleichsam der Inbegriff der Fruchtbarkeit — durchaus kein „menschengestaltiger Dämon"! — und heute noch knieen die Schnitter in Dankbarkeit vor ihr nieder oder umtanzen sie in Pommern. Aus dem 16. Jahrhundert ist der bekannte niederdeutsche Spruch überliefert, den die Schnitter sangen, wenn sie die letzte Garbe umtanzten:

„Wode, hale dynem Rosse nu voder (Futter)
Nu Distel unde Dorn
Thom andren Jahr beter Korn."[125]

Hier wird mit „Wode" der Allwalter angerufen, und sein verchristlichtes Gegenstück wußte Pfannenschmidt[126] in den Oldenburgischen „Peterbübt" (Wettermacher Petrus) als Bezeichnung für die letzten Halme anzuführen.

Der niederdeutsche Spruch, der eine Abgabe von der Ernte für die Gottheit zum Inhalt hat, leitet zum Brauch der „letzten Halme" über. Die letzten Halme des Feldes bleiben häufig ungeschnitten stehen. Im Schaumburgischen hieß man sie den „Waul-Roggen" und steckte den „Waulstock" hinein, worauf die Schnitter in den neunfachen (Zahl 9!) Ruf „Wold" oder „Waul" ausbrachen[127]. Nach einer Mitteilung aus dem Ende des 18. Jahrhunderts

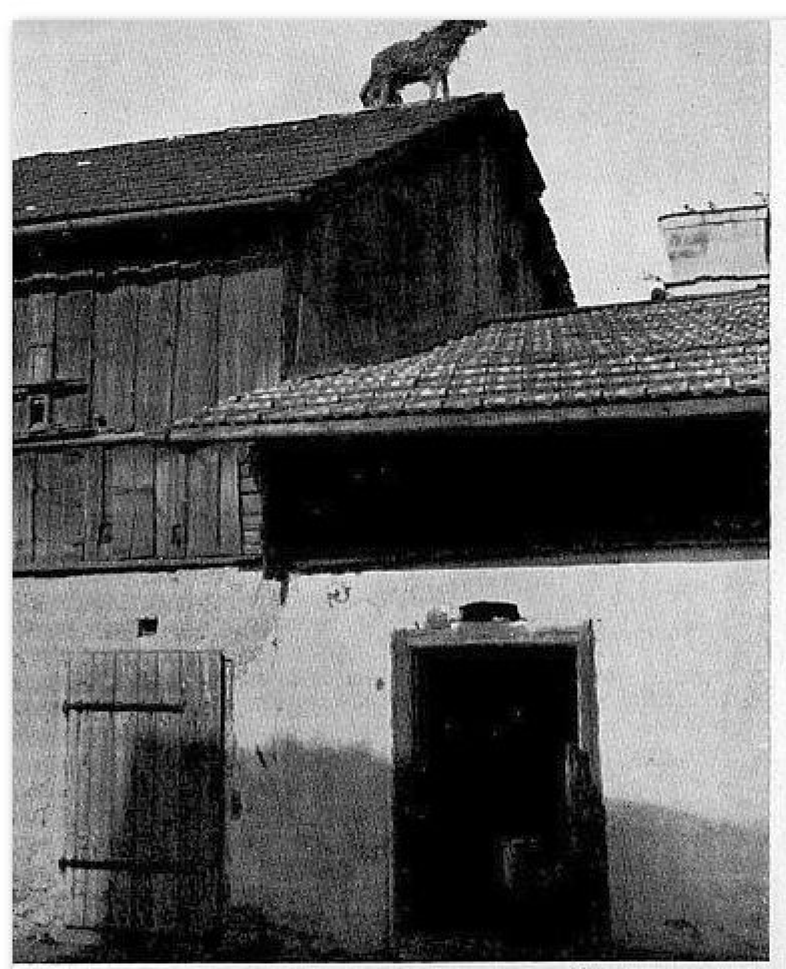
* Vgl. W. Scheuermann: „Die Nachtbuben", in Folge 17 der „Deutschen Landfrau" vom 1. 9. 35.

Schaumburg-Lipper Bäuerinnen
mit der Erntekrone



Bilder: Hans Retzlaff

Ein „gleichgeschalteter" Erntekranz
aus dem Paderborner Land



Die „Habergoaß"
aus dem Bayerischen Wald
Ursprünglich wohl ein Erntesinnbild,
(Erntebock!) wird sie heute demjenigen
Bauern über Nacht aufs Dach gesetzt,
der seine Halferernte zuletzt einholt.

Das „Kirta-Aufstellen"
im Bayerischen Wald
Dem Bauern wird über Nacht der
Mistwagen zerlegt und auf dem Dache
wieder aufgebaut. Heute ein Schelmen-
stück, dessen Grundlage im Rechts-
brauch der Gemeinschaft zu suchen ist.

Bilder: Bittner



schlugen dabei die Schnitter nach dem letzten Sensenschlage mit dem „Streck" (zum Schärfen der Sense) an das Sensenblatt, von ihren Getränken träufelten sie den letzten Rest aufs Feld, indes die Rafferinnen und Binderinnen die Brotkrumen aus ihren Körben klopften. Beim Verlassen des Feldes sangen sie ein Lied, das zuerst von Wilhelm Scheuermann zum Tag des Deutschen Bauern 1933 wieder bekanntgemacht wurde:

„Woold, Woold, Woold!
Häwenhüne weit, wat schüht
Jümm hei dal van Häwen süht
Vulle Kruken and Sangen hätt hei
Upen Holte wäst mannigerlei
Hei ihs nig barn and wärt nig oold.
Woold, Woold, Woold."[128]

(Woold, Woold, Woold!
Himmelshüne weiß was geschieht,
Immer herab vom Himmel er sieht.
Volle Krüge und Garben hat er,
Auf dem Holze wächst mancherlei.
Er ist nicht geboren und wird nicht alt!
Woold, Woold, Woold!)

Es handelt sich bei dem Brauch, dem fruchtbringenden Allwalter „Woold" (es „wodelt"!) Speise und Trank zu geben, wie auch bei dem Lied um ein wertvolles Zeugnis echten Bauerndankes und echter Frömmigkeit unserer Art. Der Sinn des Verses drückt die Allwissenheit des „Himmelshünen" aus, der volle Körbe und Garben und mancherlei Waldfrüchte schenkt, der ewig wirkt, „nicht geboren ist und nicht alt wird".

Das Stehenlassen der letzten Halme auf dem Acker, der so reiche Früchte gegeben hat, wird im Volksglauben mannigfach benannt. In Niedersachsen waren diese letzten Halme für „Wodes Roß", für Frau Gaue, Frau Gode oder „Fru Holle" gedacht, im Hessischen für die „Herrgottsvögelchen" (Pfannenschmidt a. a. O. S. 106/7). In Thüringen läßt man sie heute noch für den „alten Mann" oder die „gute Frau" (Wold und Holle!) stehen und, nach kirchlicher Umprägung „für die armen Seelen", wobei an sich durchaus die Möglichkeit offen bleiben soll, daß man in heidnischer Zeit Ähren für die verstorbenen Ahnen übrig ließ.

In eben dieselbe Geisteshaltung ist der thüringische und nordostdeutsche

Brauch einzureihen, bei der Obsternte einige Früchte am Baume hängen zu lassen. Im Kurhessischen bleiben an jedem Obstbaum drei Früchte für den „wilden Jäger" oder den „wilden Fuhrmann" hängen. Man will dem allgütigen Geber aller Gaben nicht in eigensüchtiger Art alles entwenden.

Das Gefühl des Dankes liegt nicht zuletzt jenem Oberpfälzer Brauch zugrunde, nach dem sich an der „Sichelleg", dem Ernteschluß, das Schnittervolk zur Erde niedersetzt, damit der Acker „seine Ruhe" hat und im nächsten Jahre wieder Frucht trägt. Der schwäbische Ausdruck „Niederfallet" für Ernteschluß (z. B. im Gebiet von Hall) dürfte damit zusammenhängen.

Wenn schließlich die Kirchen am Erntedanktag mit Erntekränzen und Feldfrüchten geschmückt werden, so ist dies nichts anderes als die ins Kirchliche übernommene germanische Erntegabe an den Allwalter, verbunden mit aus der Allmendpflicht abgeleiteten Gaben.

Die letzte Fuhre des Getreides wird festlich hergerichtet, die Pferde und die Schnitter mit Blumen und Bändern geschmückt, und so fährt man unter Gesang dem Hofe zu. Oft (z. B. in Thüringen) krönt der Erntekranz oder die Erntekrone die Fuhre. In Ostdeutschland (z. B. in Pommern) bespritzt die Bäuerin die einfahrende Fuhre noch hin und wieder mit Wasser, dem segenskräftigen Lebenswasser, ohne daß sie damit etwa Regen herbeizaubern möchte!

Der Erntekranz, den in Niedersachsen ein holzgeschnitzter und bemalter Hahn (Sinnbild der Fruchtbarkeit) ziert, wird dem Bauern vom Gesinde überreicht und in der Diele des Hauses erhält er einen Ehrenplatz bis zum nächsten Jahr. Der Erntekranz ist meist aus Ähren aller Getreidearten gewunden und mit den Feldblumen geschmückt, der Erntekrone wird häufig aus Strohhalmen ein kunstvolles Gerüst gegeben. Die Überreichung begleitet ein sinniges Verslein, wie das überall bekannte:

„Nun wünschen wir dem Bauern Glück
Und bringen ihm den Kranz.
Er ist der Schnitter Meisterstück
Mehr wert, als Goldes Glanz."

Stonner[129] bringt einen anderen sinntiefen Vers:

„Hier bringen wir den Kranz
Er ist gebogen und gezogen
Die schöne Nachtigall ist durchgeflogen
Wollen Sie die schöne Nachtigall wieder haben,
So müssen Sie den Kranz auf Ihren Händen tragen."

In Thüringen nennt man die dem Bauern überreichte Ährengabe auch den „Erntehahn", und als besonders gut hervorzuheben ist beispielsweise die Erntekrone des Dorfes Alt-Wriezen im Oderbruch, die vor zwei Jahren auf ihren grünen Schleifen die noch erhaltenen Hausmarken der dortigen Bauern trug.

Auf dem Hofe beginnt nun, am Schluß der Ernte, ein frohes Fest, an dem Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd in gleicher Weise feiern. Eigenes Festgebäck, in Hannover die „Stuten", in Bayern die „Küchlein", in Kärnten die „Drischelkrapfen", wird aufgetragen, früher wurde im Lippischen häufig ein Schaf (ursprünglich wohl ein Bock!) geschlachtet, und das „Wodelbier" mundet in Bayern, das „Altenbier" (der „Alte") in Pommern den Schnittern heute noch nicht übel. Der Tanz auf der Tenne erfreut jung und alt und währt oft bis lange in die Nacht hinein. Verschiedenartig sind die Namen für dieses Ernteschlußfest, „Erntehahn", „Erntebier", „Erntekranz", „Austköst" (Herbstmahl), „Austhochzeit" sind altüberliefert, „Sichelleg" heißt es in der bayrischen Ostmark, weil jetzt die Sicheln zur Ruhe gelegt werden, Arntfest in Bayern und Dutzende weiterer Ausdrücke wie Sichelhenke, Kranzköst (Pommern) usw. lassen sich feststellen. Verschiedenartig ist aber auch das Brauchtum, das sich sonst noch mit dem Ernteschlußfest verbindet und vor allem dort in Erscheinung tritt, wo das Fest nicht auf den Hof beschränkt bleibt, sondern Fest des ganzen Dorfes wird und in dieser Form zur Kirwe überleitet.

In Bayern setzt man gelegentlich den „Erntebock" (das ist die letzte Garbe) auf den Dachfirst. Das gleiche Sinnzeichen der Fruchtbarkeit liegt ursprünglich der „Weinbergsgeiß" zugrunde, die in traubenreichen Jahren in Weingegenden als traubenbehängtes Gestell gebildet wird. Es kehrt im Kerwahammel ähnlich wieder. In Thüringen treibt die Jugend den „Erbsenbär" aus (in Erbsenstroh gehüllt — Erbse als Fruchtbarkeitszeichen!).

Auf den Eber als Sinnbild gleicher Bedeutung dürfte vielleicht die altüberlieferte Sauhatz nach den Jessener Heimatspielen in Sachsen zurückzuführen sein. Der „Bär" oder der „Storch" als Fruchtbarkeitszeichen und der bekannte „Schimmelreiter" erscheinen (als verkleidete Burschen) mitunter um Mitternacht auf dem pommerschen Erntefest des Hofes. In Pommern findet beim „Kranzköst" ein fröhlicher Umzug durchs Dorf statt, bei dem dem Schulzen die Erntekrone überbracht wird. Der Erntetanz als Dorftanz ist weit verbreitet, an besonderen Erntetänzen darf der Mecklenburger „Kegel" als Ausdruck der bäuerlichen Hausgemeinschaft oder der Hahnen-

tanz in der Baar (Baden) hervorgehoben werden. Bei letzterem schwebt über den tanzenden Paaren auf einem Holzgestell ein Glas Wasser, das der Bursche im Vorbeitanzen mit dem Kopf zum Umkippen bringen muß, was ihm nur gelingt, wenn er sich rasch auf das abgebogene Knie seiner Tänzerin stellen kann. Fällt das Glas, so wird das Paar mit Wasser überschüttet und erhält als Preis einen Hahn. Das Wasser und der Hahn sind die uns längst bekannten Sinnzeichen der Fruchtbarkeit und der Lebenskraft. Im Fläming wird seit kurzem ein neuer Erntereigen von Bäuerinnen und Landarbeiterinnen am Erntefest getanzt, dessen Gebilde, wie Radkreuz, Spirale, an uralte germanische Tanzformen erinnern, wie sie in der Wikingerkunst und in der ganzen germanischen Sinnbildzeichnung einen ähnlichen Niederschlag gefunden haben.

An Wettkämpfen und Geschicklichkeitsproben am Erntefest verdienen verschiedene Spiele besondere Beachtung. So das schlesische „Goliath-Stechen", bei dem der Reiter eine Strohpuppe mit dem Speer abstechen muß. Auch darin mag ein verwandter Zug zu den frühgeschichtlichen Darstellungen überlebensgroßer, segenbringender Gestalten (Bohuslän!) erblickt werden.

„Buntwater" nennt sich ein fröhlicher niederdeutscher Brauch, bei dem von den Burschen aus einem großen Wasserbehälter Äpfel, Birnen und eine Flasche Schnaps gefischt werden müssen. Kletten und Brennesseln erschweren dies, eine heftige Wasserschlacht aller Beteiligten, insbesondere seitens der Mädchen des Hofes hat sicher auch alte Grundlagen im Glauben (vgl. Besprengen des Erntewagens mit Lebenswasser!).

Das Topfschlagen oder Hahnschlagen (bei verbundenen Augen schlägt man mit einem Prügel dreimal nach einem Topf, unter dem ein Hahn gefangen sitzt. Wird der Topf getroffen, so ist der Hahn gewonnen) ist weit verbreitet, ähnlich das Hahnengreifen, bei dem ein Hahn gefangen werden muß. „Hahnabwerfen" heißt das Waldecksche Reiterspiel, in dem der Holzhahn vom Erntekranz abzuschlagen ist und der Sieger einen lebendigen Hahn als Preis erhält. „Hohn ut de Tünn smiden" nennen die Niedersachsen den Wettkampf zweier Parteien, bei dem mit Holzkeulen ein Holzkreuz aus einer Tonne geschlagen werden soll. Gelegentlich tritt eine Gans oder besser ein Gänserich an die Stelle des Hahnes im Hahnenreiten, so daß ein Gansreiten (Gänserichreiten, Gausreiten, Gausigreiten) entsteht; wo damit aber Flurumritte verbunden sind, darf die Gans bereits als Sinnbild des kommenden Winters (s. u.) gedeutet werden.

Als mit unserem Siege der deutsche Bauer Ehre und Freiheit wieder er-

hielt, rückte er und sein Tun auch wieder in die Stelle der Volksgemeinschaft ein, die ihm dank seiner Aufgabe gebührt. Und so findet sich einmal im Jahre, am Sonntag nach dem Micheltag, wenn alle Ernte heimgebracht, das ganze Volk zusammen im Bewußtsein, daß nur Bauernart unser Volk und Reich erhalten kann. Das Führerwort, „Das Dritte Reich wird ein Bauernreich sein, oder es wird untergehen, wie die Reiche der Hohenzollern und Hohenstaufen untergegangen sind", steht an diesem Tage im Herzen des ganzen Volkes, das sich in Stadt und Land zusammenfindet, um des Führers Worten zu lauschen, die er vor Hunderttausenden deutscher Bauern aus allen Teilen des Reiches auf der altheiligen Weihestätte, dem Bückeberg, zur Zeit des alten germanischen Michelthings spricht. In den Städten erzählen die Umzüge mit bäuerlichen Gruppen aus der Umgebung von Bauernart und Bauernarbeit, in den Gemeinden übergeben die Bauern dem Schulzen den Erntekranz als Ausdruck des Gemeinschaftsgefühls, und wenn eine Bäuerin am Bückeberg die Erntekrone der deutschen Bauernschaft dem Führer überreicht, so bekundet der Brauch das feierliche Gelöbnis, daß Bauernarbeit Dienst am ganzen Volke ist, daß das deutsche Bauerntum gewillt ist, blutsmäßig und wirtschaftlich und kulturell der Mutterboden für das gesamte Volk zu sein. Bäuerliches Brauchtum aber ist es, was an diesem Nationalfeiertag dem ganzen Volk zum Ausdruck seiner Weltanschauung verhilft. Arteigene, altüberlieferte Bauernbräuche werden Volksbräuche im höchsten und umfassendsten Sinne.

„Du sollst net vor der Kerwa gotzen" sagt der ostfränkische Bauer, wenn er rät, über irgendeine Sache nicht zu früh zu jubeln (gotzen = jauchzen), den Tag nicht vor den Abend zu loben. Aber es ist gar nicht so leicht, zu sagen, wie lange die Zeit „vor der Kerwa" dauert —. Die Kirwe an sich kann den ganzen Sommer über stattfinden, mit den Maifesten beginnt sie (Bergkerwa auf dem Wallberla am ersten Maisonntag, Thüringer „Salatkirmes" an Pfingsten!) und erst im Herbst, Ende Gilbhard und sogar noch später, findet heute die letzte statt. Gleichwohl verdichten sich die Kirwen doch auf die Hochsommerzeit, die Hochzeit des Jahres, und finden ihren stärksten Abschluß in der „Allerweltskerwa" am dritten Sonntag im Gilbhart. Damit treffen diese Hauptzeiten ungefähr auf drei der bekannten Sonnenzeitpunkte und auf die Thingzeiten, was für das Erfassen mancher Kirwebräuche wesentlich ist. Daß das Fest im Grunde eine mehr mittel- und süddeutsche Eigenart ist, wurde

schon erwähnt, ebenso der Zusammenhang seines Brauchtums mit dem der Erntefeste. Beachtlich erscheint in diesem Zusammenhang die Mitteilung Brunners[130], wonach die von Friedrich dem Großen angesiedelten Schwaben in Nordostdeutschland ihr Erntefest noch „Kirbe" nennen.

Den Verlauf einer Kerwa in Ostfranken habe ich an anderer Stelle ausführlich geschildert[131]; im folgenden soll uns in erster Linie die Sinndeutung des in verschiedenen Gegenden erstaunlich gleichartigen Kirwebrauchtums in seiner Gesamtheit beschäftigen.

Man hat das alte Sommer- oder Erntefest gleichzuschalten versucht und die „Kirchweih" oder „Kirchmesse" eingerichtet. Dieser Ausdruck dürfte wohl altüberlieferten ähnlichen Festbezeichnungen angeglichen sein. Selbst wenn man zugeben möchte, daß das neue kirchliche Wort in Kreuzungen mit alten Bezeichnungen eingegangen ist, so lassen die mundartlichen Ausdrücke doch den alten Kern vermuten. „Kirmes", Kirms und Kirmse ist mitteldeutsch häufig anzutreffen, „Kirta" bayrisch, „Kerwa" ostfränkisch, „Kilbe", „Kirbe", „Kirm" ist schwäbisch zu finden. „Kerb" trifft man im Hessischen. „Weihfest" ist eine hessische Bezeichnung dafür, „Meßtag" eine elsässische. Das „Messe" ist als Ausdruck für ein Fest, z. B. auch für den Jahrmarkt, weit verbreitet; dem bayrischen „Kirta" liegt Kirtag zugrunde, dem „Kerwa", Kirbe oder Kilbe vielleicht ein Ker — bzw. Kürweihe, wogegen der Sprachgeschichtler allerdings Einwendungen machen dürfte. Er leitet die Formen vom griechischen Kyriakon her, das aber nicht etwa Gotteshaus, sondern Festtag bedeutet und schon vor der Christianisierung über das Gotische ins Althochdeutsche eindrang. Zwar ist aus althochdeutscher Zeit ein „chiriwîhi" als Kirchweihe überliefert, aber damit ist noch nicht festgelegt, daß dieser Ausdruck auch vom Bauern selbst für unser Fest benutzt wurde. Für die Kirmes ist mittelhochdeutsch „Kirmesse" überliefert, ein „Kirchmesse" oder „Kirchwihmesse" ist nicht belegt.

Ich möchte im Stamm Kir, Kür oder Ker aber doch eine Beziehung zu ahd. Kuri — die Kür (Erwählung durch Auslese) nicht ganz leugnen und finde einige sprachliche wie vor allem brauchtümliche Belege, die für diese Annahme sprechen. Wenn beispielsweise im Ostfränkischen ein „Kirchweg" im Volksmund „Kerchaweg" genannt wird, so müßte folgerichtig eine „Kirchweihe", „Kerchaweih" und nicht „Kerwa" heißen. Der Einwand der Sprachabschleifung durch die häufige Anwendung des Wortes ist hinfällig, da der Wegname häufiger gebraucht wird, als die Bezeichnung für die Kerwa, auch wenn er jünger sein sollte, als diese. Aus dem 16. Jahrhundert hat Pfannenschmidt[132] einen Artikel der Synodalbeschlüsse von Pattensen

und Münden angeführt, in dem Feste wie das „Körfest“, das Hagelfest usw. verboten werden. Auch wenn man dieses „Körfest“ in den Mai verlegt, rückt es nicht aus dem zeitlichen Bereich unserer „Kür-Feste“ und sprachlich ist „Küren“ (kiesen) und „kören“ letztlich ja ein und dasselbe. Wenn es sich überdies ursprünglich um eine „Kirchweihe“ gehandelt hätte, dann könnte das Fest nicht gut in Orten möglich sein, die überhaupt keine Kirche besitzen, und es dürfte schon gar nicht zweimal im Jahre stattfinden, wie z. B. in vielen ostfränkischen Dörfern, denn schließlich konnte die Kirche — auch wenn sie da ist — ja nur einmal eingeweiht werden. Warum sollten dann außerdem alle Kirchen im Sommer geweiht worden sein und warum so viele in so vielen Orten an ein und demselben Zeitpunkt, etwa am Sonntag der „Allerweltskerwa“?

Dazu kommt, daß der Begriff „Kerwa“ schon früh eine ganz allgemeine Bezeichnung für Feste oder Volksfeste war, die mit der Kirche ursprünglich nichts gemein haben konnten. Der Jahrmarkt heißt vielfach Kirmes oder Kerwa (er findet ja auch heute noch zu altüberlieferten Volksfest- und Thingzeitpunkten statt), die Kindtaufe „Kenger-Kermse“, das Hebefest beim Hausbau „Richtekirmeß“, ja häufig wird „Kirmeß“ oder „Kerwa“ auch das Geschenk genannt, das man vom Jahrmarkt mitbringt und — wenn in Ostfranken der Bauer seinem Sprößling einmal tüchtig das Sitzleder gerbt, dann „feiert“ der Kleine die weniger fröhliche — „Arschkerwa“.

Bemerkenswert ist hier noch, daß die alten Preußen einen „Erntegott Kurche“ mit einem obersten Richter und Priester „Kriwe“ kannten — womit keineswegs etwa gesagt sein soll, daß unsere Kirwe von dort herkäme. Ein umgekehrter Zusammenhang wäre aber vielleicht möglich.

Das älteste geschichtliche Zeugnis des Einweihungstages einer (nichtdeutschen!) Kirche vermag man auf das Jahr 324 anzusetzen[133]; das deutsche Kirwebrauchtum wird sich uns indes als rein germanisch, also bedeutend älter, enthüllen. Wäre es nicht „heidnisch“ gewesen, so hätte man es ja niemals zu verbieten brauchen, was vor allem nach der Reformation in protestantischen Gegenden der Fall war. Pfannenschmidt hat eine lange Reihe solcher Verbote zusammengestellt; so verbietet eine Leiningensche Polizeiordnung 1566 die „Freßkirchweihen“, ein Herzog von Berg beschränkt in einem Polizeigesetz von 1525 die Kirchmeß auf eine im Jahr, die nicht länger als zwei Tage dauern sollte. Nach einer Nassauischen Kirchenordnung werden die „Kirchwyungen, die nichts anderes sind als rechte Tabern, Jahrmerkte und Spielhoife“ auf einen einzigen Tag befohlen. Erst um 1600 er-

läßt der Papst Paul V. die Vorschrift, daß die Einweihungen der Kirche nicht an beliebigen Zeitpunkten stattfinden sollten, sondern an Heiligenfesten, woraus auch ersichtlich ist, daß die Kirchweihen früher jederzeit stattfinden konnten und die Kirwen nicht auf Kirchweihen zurückzugehen brauchten.

Im 18. Jahrhundert klagt der Pastor Gerber in Lockwitz in seiner „Historie der Kirchen-Ceremonien in Sachsen" darüber, daß die Bauern am Sonntag tanzen und schwelgen und am Montag dann während der Predigt schlafen, und 1764 verbietet der Kurfürst Karl Theodor für das Bergische „alle Aufzüge und dramatischen Volksspiele bei den Kirchmessen" — ohne daß alle die Verbote fühlbaren Nutzen hätten erwirken können. Selbst als den Bauern im Jahre 1807 die Kirmesaufzüge und das Aufstellen des Kirmeßbaumes (Maibaum!) nochmals verboten wurde und französische Gendarmen das Brauchtumsgerät (z. B. Roßschädel) der Kirmes verbrannten, wurde das Fest nach den Befreiungskriegen doch nur begeisterter gefeiert. Sehr empört war einst Jakob Wimpfeling (um 1500) über die Straßburger „Kirchweih"[134].

> „Alljährlich, so schreibt er, kam auf das Kirchweihfest (des Straßburger Münsters) fast aus dem ganzen Bisthum eine so große Menge Volks beiderlei Geschlechtes in die Kathedrale wie in ein Wirtshaus zusammen, daß das Gotteshaus die ganze Nacht gestopft voll war. Und wiewohl nun eine derartige Versammlung aus dem gottesdienstlichen Gebrauche der ältesten christlichen Kirche herstammt, aus einer Zeit, wo man noch Nachtwachen hielt und die während dieser Feier Eingeschlafenen aufweckte, so schien diese Straßburger Versammlung eher an die Orgien des Bacchus, an den Dienst der Venus und an Plutos unterweltliches Fackelfest zu erinnern, als an christliche Ceremonien oder an die Vigilien frommer Christen. Man pflegte nämlich in der St. Katharinen-Capelle ein Faß aufzulegen, daraus den Fremden Wein verzapft wurde, und wenn Jemand vor Müdigkeit einzuschlafen begann, wurde er von dem ersten besten mit einer kleinen Nadel oder mit einem anderen spitzigen eisernen Geräth geprickt, damit er aufwache. Diese Unsitte wurde von Geiler von Kaisersberg unter Mitwirkung des ersten Bürgermeisters Petrus Schott beseitigt."

Natürlich muß man den „frommen Eifer" all dieser mehr oder weniger geistlichen Herren berücksichtigen, die solche Berichte schrieben, aber wenn tatsächlich hin und wieder eine „Entartung" des alten Kirwebrauchtums eintreten mochte, so war das letzten Endes nichts anderes, als die Folge

jener „Sünde wider den Geist" der germanischen Kirwe, die man zur kirchlichen Feier umbiegen wollte.

Auch ohne die noch nicht ganz klaren sprachlichen Zeugnisse über das Wort Kirwe ist es ein Leichtes, den unkirchlichen Sinn des Festes in seiner Ursprünglichkeit nachzuweisen.

Nicht zu unterschätzende Stützen für die Annahme, daß der Kerwa ein „Kür-fest" (Kürweihe) sei, liegen im heutigen Brauchtum noch vor, wobei bezeichnenderweise eine gewisse innere Gleichartigkeit mit dem Maibrauchtum (Maikür, Mailehen) offensichtlich wird. Außer der Aufstellung von Kirwebäumen (z. B. in Bayern), die dem Maibaum entsprechen und im Hessischen sogar „Kerbmai" heißen, und außer der Heimholung von Birken (Lebensbäumen — Mai — Pfingsten!) z. B. in Ostfranken oder Fichten in Hessen läßt sich fast überall in Thüringen, Franken, Hessen das Abholen (Ausküren!) der Mädchen durch die Burschen feststellen. Es geschieht im feierlichen, von Musik begleiteten Dorfumzug von Haus zu Haus (soweit dort Mädchen abzuholen sind), heißt im Ostfränkischen „Kerwa-Raustanzen" und erreicht im „Plontanz" oder Platztanz im Freien seinen Höhepunkt. In Thüringen holen die „Abholburschen" im besten Festanzug mit der Musikkapelle ihre „Kirmsenjungfern" zum Tanz ab, und es ist kein Zufall, daß sich in anderen Gegenden die Kirwetracht der Braut kaum von der Hochzeitstracht unterscheidet. Gegenseitige Geschenke zwischen dem Jungen und seiner Erwählten erinnern wieder an Hochzeitsgeschenke (Freundschaftsgaben — „Wingaf"!), so z. B., wenn der Bursche dem Mädchen Schuhe überbringt und das Mädchen ihm die Mütze mit Blumen schmückt oder ein Rosmarinsträußchen — wie es der Hochzeiter trägt — ansteckt. Im Ostfränkischen schenkt das Mädchen ihrem „Kerwaborschen" ein Kerwahemd, gestickte Hosenträger und vor allem die weiße Kerwaschürze, die in ihrem Bänderschmuck und in ihren Stickereien heute noch Heilszeichen wie das Radkreuz, den Sechsstern und vor allem den Lebensbaum aufweist. In Altbayern ist der „Langaus", ein Kirmestanz, ein ausgesprochener Werbetanz zwischen Bursch und Dirndl, und in den weiter unten folgenden Kerwa-Liedchen der ostfränkischen Burschen kehrt die Frage der Liebe immer wieder. In der Eifel wurde für die Kirmes ein „König" (Maikönig!) bestimmt[135], der sich seine „Königin" (als erste, die er zum Tanze wählt) kürte, auch die rheinischen Gelagsjungen haben ihren Führer und stellen eine ausgewählte Jungmannschaft dar (vgl. den „heiligen Frühling" des Volkes!). Kirmes-wettkämpfe zur Auslese der Besten (z. B. Kegeln) sind überall üblich, und

natürlich erfolgte unter mittelmeerischem Einfluß auch die Umbiegung der alten Kirwe-Kür zur artfremden Mädchenversteigerung oder zur Auswahl durch den Zufall z. B. im Pfälzer Weckertanz, bei dem eine Gerte — Lebenszweig — dauernd weitergereicht wird, und als Sieger das Paar gilt, welches sie gerade in Händen hat, wenn ein vorher gestellter Wecker klingelt!

Ein schönes Beispiel für die „Kür" verdanken wir Graber[136] aus dem Kärntnischen Untergailtal, wo beim Lindentanz (unter der Dorflinde) die Burschen unter der Linde stehen, die Mädchen einen Kreis herumbilden und jeder Bursche sein Mädchen heranwinkt, ihm ein Glas Wein (als Minnetrank und Rechtsbekräftigung!) bringt und die so Erwählte zum Tanze führt.

Erwähnt sei in diesem Zusammenhange schließlich noch der „Heiratsmarkt" in der Rhön, von dem K. Th. Weigel[137] berichtet und der in die Mai- und Kirwezeit fällt. Ein solcher Heiratsmarkt findet auch noch in Reitwein bei Lebus (Mark) statt.

Nach all dem kann an dem ursprünglichen Sinn der Kirwe, der Kürweihe oder des Kürfestes als Fest zur Auslese der Ehegatten kaum mehr gezweifelt werden. Der heute oft nur noch sinnbildlichen Vermählung der Verlobten hat in früherer Zeit die wirkliche Vermählung der beiden am sommerlichen Kürfest entschieden häufiger entsprochen. Mancherlei deutet ja noch darauf hin; in den nordischen Bauernländern wird noch häufiger als bei uns in der Zeitspanne von Frühling bis Herbst, also in der Hochzeit des Jahres, die der Zeit der Kirwen entspricht, geheiratet und damit nicht nur der Gleichklang mit dem Jahreslauf in der Natur gewahrt, sondern nebenbei auch einer bäuerlichen Arbeitsnotwendigkeit entsprochen. Wenn für den Bauern, Gott sei Dank, heute noch Heiraten mit Kinderbekommen gleichbedeutend ist, so eignet sich kein Zeitpunkt besser zur Hochzeit als Frühling und Sommer, denn dann kann die werdende Mutter noch unbehindert durch ihr kommendes Kind an der Erntearbeit teilnehmen, im nächsten Frühjahr und Sommer aber bereits wieder tüchtig mitarbeiten. Wo, wie im Hessischen, am Kirwemontag ein junger Baum auf den Anger gepflanzt wird (nicht nur aufgestellt, wie der Mai- und Kirmesbaum), da darf darin ein Sinnzeichen der Lebensgebung erblickt werden, das seine Entsprechung in dem noch weiter verbreiteten Brauchtum hat, bei der Geburt eines Kindes einen Baum zu pflanzen. Die Zeit des alten Sommer- und Herbstthings als Zeitpunkt für die Kirwe bestätigt nur diese Annahmen von der Ehekür und Eheschließung zur Kirwe, der Tanz und besonders die Kür unter der Dorflinde, die ja einst Thinglinde, also Rechtsstätte war, bestätigt es ebenso wie

der Trank der Kärntner bei dieser Kür. Die verschiedensten Lebens- und Fruchtbarkeitssinnbilder (z. B. Lebensbaum, Kirmesbaum!), die im Kirwebrauchtum auftreten, sollen unten nähere Erwähnung finden; sie weisen auf das Menschenleben hin, wenngleich sie auch teilweise dem Erntefestbrauchtum entnommen sind.

Die Kirwe gilt gemeinhin als das größte bäuerliche Fest, was sich schon darin äußert, daß es mehrere Tage umfaßt. Drei Tage lang soll sie nach dem schon erwähnten Pastor Gerber in Sachsen angedauert haben, die schwäbische „Saukirbe" (Hauptkirwe) dauerte ebenfalls mehrere Tage, und heute beweist die „Nachkirwa" oder „kleine Kirmes" acht Tage nach der eigentlichen Kirmes, daß das ausgedehnte Festbedürfnis immerhin noch besteht. In Ostfranken beginnt die Kirwe am Donnerstag mit einem Essen von „Kesselfleisch und Green" (Meerrettich), dem am Freitag ein „Siedwurstessen" folgt. Am Sonnabend werden mit Musik die Birken eingeholt (s. o.) und die Häuser, das Wirtshaus und vor allem die Tanzplätze damit geschmückt — ähnlich wie in Hessen mit dem „Kerbstrauß" (Fichte). Am Sonntag ist der Hauptfesttag, dem sich am Montag ein nochmaliger Tanz-„Ball" anschließt. Am Dienstag ziehen verkleidete Burschen von Haus zu Haus und sammeln Eßwaren („Küchla") ein, abends wird die Kerwa „begraben" und am nächsten Sonntag, der Nachkerwa, findet schließlich nochmals ein Tanz statt.

Die Kirwe ist ein Fest des ganzen Dorfes, ja ein Fest der ganzen Sippen. Heute noch werden alle Verwandten der Umgebung zur Kirwe eingeladen, und, zum Schimpfausdruck abgeglitten, trifft man die Wendung „auf die Kerwa laden" als gleichbedeutend mit der berühmten Aufforderung des Götz von Berlichingen an. Pfannenschmidt[138] schreibt, daß im 17. Jahrhundert ein Altenburger Bauer oft mehrere Wochen lang dauernd Gast auf zeitlich verschieden gelegenen Kirwen war, was sorgende Landesväter wahrscheinlich (wie in Thüringen so auch in Bayern) veranlaßte, die Kirwen auf einen einzigen Sonntag festzulegen, als welcher der der „Allerweltskerwa", der dritte Sonntag im Gilbhart erwählt wurde. Es ist einleuchtend, daß da, wo die ganze Sippe festlich zusammenkam, auch der Ahnen gedacht wird. Deshalb hat die Kirche am zweiten Kirmestag ein Seelenamt für die Verstorbenen der germanischen Ahnenverehrung nachgeahmt, und Stonner[139] bringt dazu einen früheren Brauch der Deutschböhmen, dessen Wiedereinführung nur zu begrüßen wäre: die „Goldene Stunde", während der

der Tanz unterbrochen wurde, eine Kerze im leeren Tanzsaal brannte, und so der verstorbenen Ahnen gedacht wurde.

Ein rechtes Bauernfest muß schon an seinen Speisen zu erkennen sein. Oft schlachtet der Bauer ein Stück Vieh für die Kirwe, der altüberlieferte Kerwabock, der Kerwahammel, aber auch ein Schwein (ursprünglich wohl ein Eber) spenden beliebte Festspeisen. Die Bäuerin hat in Wochen vorher schon eigene Gebäcke, in Ostfranken die sonnensinnbildlichen „Küchlein" (Krapfen) in rauhen Mengen bereitet. Das Kirmesbier fließt in nicht dünnen Strömen — auch im wahrsten Sinne des Wortes, denn beim Kerwa-Umzug der ostfränkischen Burschen (zur Einholung der Mädchen und des Kerwahammels) wird aus geschmückten Krügen und Gießkannen Wasser und Bier auf die Beteiligten und Umstehenden gegossen. Das Bier spielt dabei als altes Weihe- und Festgetränk eine im Glauben verankerte Rolle, wie es ja andererseits zur Ernte und zum Brot („Brot" ist mit „brauen" stammverwandt!) hinleitet. In Schwaben wurde sogar der „Kirbebub" durch einen Trinkwettkampf bestimmt!

Ein wesentliches Kirwemerkmal ist der schon erwähnte Umzug der „Kerwaburschen" in dem oben beschriebenen Kerwaschmuck zur Kür der Mädchen und zur Abholung des geschmückten Kerwahammels, einem Fruchtbarkeitssinnbild, das dem Sieger eines Kegelwettkampfes (in Ostfranken) als Preis zufällt. Die Burschen schwenken dabei zum Takte der Musik ihre Bierkrüge und = kannen (s. o.) und jauchzen („gozzen") dazu in ausgelassener Freude ihr kräftiges „Zujujujuhuuu"! Ähnliches berichtet Pfannenschmidt von den Elsässischen „Meßdi"-Burschen (Meßtag-Burschen) und stellte bereits in den Kirmesumzügen „heidnische Prozessionen auch mit geweihten Tieren" fest.

Heute finden ja um diese Zeit auch noch kirchliche Prozessionen statt, z. B. die „Magnusprozession" am 6. im Scheiding im Überlinger Gebiet.

Bock, Hammel, Eber und auch das Pferd dürften in erster Linie als solche geweihte Tiere anzusprechen sein. Auf nordischen Stabkalendern finden wir an Herbstbeginn (21. im Scheiding) das Zeichen des Bockes. In Unterkärnten heißt die Kirta „Bockshochzeit"[140], in Thüringen wurde am dritten Kirwetag auf einem großen Steintisch unter der Dorflinde der Kirwehammel geschlachtet und abends verspeist[141]. Im Kreise Eisenach wird dieser Kirwehammel heute noch im „Kirmesreiten" von geschmückten Reitern eingeholt und geschlachtet. Nicht nur für den Kegelsieger (Ostfranken), sondern auch für andere Wettkämpfe ist der Kirwehammel als Preis ausersehen, so für Preis-

schießen, für Wettläufe und Reiterspiele und im schwäbischen „Hammeltanz" erhält das Paar den Hammel, welches gerade ein die Runde machendes Fähnlein hat, wenn sich ein Schuß löst.

Das Austanzen eines Hahnes an der „Kilbe" ist im Unterelsaß üblich, im Rheinland wird der „Hahnenkönig" ausgewählt (der einen aus dem Korb ragenden Hahnenkopf abschlagen muß!), der sich selbst wieder die „Hahnenkönigin" kürt. Der Roßschädel, als Kirwesinnbild wird im Rheingebiet erwähnt. Ein Ochsenritt an der oberbayrischen Kirwe, bei dem die Burschen auf Ochsen durchs Dorf ziehen, stellt zweifellos ebenfalls das Erbe eines alten Umzuges dar, und die Wacholderzweige, mit denen die Tiere angetrieben werden, sind die wohlvertrauten Lebenszweige: Ähnlich trat dieses Sinnbild auch an der Thüringer Kirmse auf, wenn die Burschen mit Gerten in der Hand zum Tanzplatz unter der Linde zogen oder in Mittelfranken die kleinen Buben die Mädchen mit Weidenruten und Haselgerten „pritschten"[142].

Außerordentlich vielseitig sind die Spiele und Wettspiele an der Kirwe, neben den schon erwähnten das Adlerschießen (Vogelschießen), bei dem der Sieger „den Vogel abgeschossen" hat, das ähnliche Tauben- und Entenschießen in Schwaben oder das schwäbische Ganskegeln. Bekannt sind Wettläufe wie die Württemberger „Schäferläufe". Das bayrische „Kirta-Hutschn" (Schaukeln) der Jugend in der Scheune oder unter Bäumen ist ein beliebter Zeitvertreib. Auf ihn gehen vermutlich die Schiffsschaukeln der Kirwen zurück, das „Karussell", im Ostfränkischen „Reitschul" genannt, mag leicht in bäuerlichen Reiterspielen Vorbilder haben, und auch für die Kraftprobe „haut den Lukas" gab es eine alte Entsprechung in dem Brauch der mittelrheinischen „Gelagsjungen" (Kirweburschen), die ihr Zusammenhalten dadurch bekräftigten, daß einer nach dem anderen mit einer schweren Holzkeule auf einen Pfahl schlagen mußte, bis dieser in die Erde eingerammt war[143].

Schier ins Uferlose führt die Vielzahl der Kirwetänze, die ursprünglich wohl alle im Freien, auf dem Anger und hier unter der Thinglinde stattfanden. Auch heute tanzt man Kirwetänze noch an diesen alten Stätten, z. B. den Hammeltanz im Schwarzwald. Im Ostfränkischen stehen sogar alte Dorflinden, über deren untersten Astkranz eine Bretterbühne gelegt werden kann, auf der sich tanzen läßt. Der „Plantanz" (Tanz im Freien) und das „Kerwaraustanzen" wurden schon erwähnt. Der Umzug endet vor dem Wirtshaus häufig mit dem Auffagen und Hersingen der Kerwaverse, der

„Schlumperliedchen". Die Musik wiederholt die Weise mit einem Tusch, zu dem die Mädchen Rundtänze und die Burschen paarweise hüpfende Tanzbewegungen ausführen, die sie mit Juchzen und Schwenken ihrer Krüge begleiten.

Wettänze sind im Rheinland beliebt (als Preise Hammel, Kuchen usw.), für Schwaben ist der verfälschte Huttanz bezeichnend; bei dem an einer Stange ein Hut mittels einer Schnur aufgezogen ist, die Schnur durch Feuerschwamm entzündet wird und der abfallende Hut dann jenem Paar gehört, das gerade einen reihum gehenden Zweig trägt. In Mittel- und Ostfranken ist der „Dreher" heute noch ein vielgeübter Kerwatanz, und der „Schleifer" ist ebenfalls hier wie in Thüringen zu Hause.

Ein besonderes Augenmerk muß auf die schon mehrfach erwähnten „Schlumperliedchen" gerichtet werden, von denen mir eine größere Anzahl aus Ostfranken zur Verfügung steht[144]. Sie umfassen alle Gebiete bäuerlichen Lebens und bäuerlichen Glaubens und sind dabei getragen von echt bäuerlichem Humor. Sie stellen eine Entsprechung zu den oberbayerischen und ostbayerischen Schnadahüpfeln dar. Zu den ältesten darf man wohl Verse zählen wie:

„Do drum aufn Bergla
Do schtieht a rut's Haus,
Do schaua drei Madla
Zan Fensterla raus.

Die aa, di is bucklet,
Di anna is krumm,
Die dritt di is schieglat
Und gar a weng dumm",

worin sich uraltes Saggut (die drei Nornen!), wenn auch stark verbogen, forterhalten hat.

Ähnlich dem bayerischen Haberfeldtreiben, dem Eifeler „Sensenschleifen" oder den Faschingspredigten werden Kerwaliedchen dazu benutzt, den Unwillen der Gemeinschaft über Verstöße gegen Sitte und Brauch auszudrücken, also das alte Rechtsbrauchtum der ehemaligen Thingzeit zu üben!

Die in Süddeutschland sprichwörtlichen Kirweschlägereien haben ja tatsächlich auch die Austragung alter Rechtsstreitigkeiten zwischen den verschiedenen Dorfgemeinschaften zum Hintergrund.

Die weniger handgreifliche Form der Rechtssprechung, nämlich die über das Kirmeslied, sei nur kurz etwas eingehender beleuchtet.

Eine Dorfinsassin, deren Kopfbedeckung allzu sehr von der ortsüblichen abwich, mußte sich die Zurechtweisung gefallen lassen:

„Ja die nei Baiera
Is a ganz extara,
Hot a ganz extara
Zipflhaum auf."

Der Schmied, dem sein Besitz etwas locker saß, erhielt die Quittung:

„Da Schmieds Gottfried
Hot 's Haus vakaaft,
Hot seine Liesa a Hietla g'kaaft,
A Bändla rum, a Sträißla draaf,
Das setzt ara alla Sunntog aaf."

Weit bekannt ist:

„Des Madla wu pfeift,
Die Henna wu kreeht,
Denna g'herat net mera
Wi da Kupf rumgadreht."

Auch Hochwürden kann dabei unter die Räder kommen:

„Da Ekaschdorfa Pfarra
Is a halba Schwolischee (Chevauleger, Reiter),
Der rett auf sein Esel
Mit di Baa in die Heh."

Alles, was Anlaß zur Beurteilung gab, wird herangezogen, nicht zuletzt die alten Jungfern:

„Die allaschenst van ganzn Dorf
Des is die olt Madlena,
Hintn hot sa di Mistn dro
Und vorna di Fontäna."

Mancher hat den Mut, in edler Selbsterkenntnis seine eigenen Fehler auszusprechen:

„Daß ich a lustis Berschla bi,
Das sieht mer on mein Haus,
Der vorder Giebel wacklt scho,
Der hinter fällt ball raus."

Auf das Kerwabrauchtum selbst nehmen Verse Bezug wie:

„Heia is as erschta Moll,
Daß ich an Schbrenga* trog,
Do machn di Madla die Fenster auf
Und schaua ma alla noch",

oder:

„Heint is Kerwa,
Morng is Kerwa,
Jebamorng is Wochatog.
Tanzt da Hans mit seina Bärbl
Drum na eban Taubnschlog",

und:

„Heia is as letzamoll,
Daß ich a Tiechla** troog;
Wenn i amoll voheirat bi,
Ko's Tiechla troong wer mog."

Alte Volkslieder tauchen dazwischen auf:

„Hob ich mein Waß (Weizen)
Of di Leit'n gsät, Leit'n gsät.
Hot mern der böhmische Wind verweht, Wind verweht,
Hot mern der böhmische Wind verweht.
Böhmischa Wind, ich bitt di schö,
Loß ma mein Waß
Of da Leit'n steh",

oder:

„Drei Wochn vor Ustern
Do geht der Schnee weg,
Do heiat mei Schotzala,
Und ich hob an Dreck."

Ganz entsprechend dem Ursinn des Festes wird weitaus der größte Teil der Kerwaverschen vom Liebesglück und Liebesschicksal bestritten. Vom harmlosesten bis zum saftigsten Reim ist alles anzutreffen.

---

* Gemeint ist die beim Umzug verwendete, mit Bier gefüllte Gießkanne.

** Kerwatüchlein, ähnlich dem Bräutigamstuch.



Ein Hammeltanz im Schwarzwälder Elztal

Bild: Hans Retzlaff

Keulenkampf

Glockenbecherszene

Der Wilde Männlestanz in Oberstdorf

Bilder: J. Heimhuber, Sonthofen

„Wenn alla Madla dreha
Und meina kimmt net noch, net noch,
Mit ihra biesn Zeha,
Ach Gott, is das a Ploog“,

ähnlich:

„Wenn alle Madla tanzn
Und meina kimmt net noch,
Mit ihra dickn Ranzn,
Ach Gott, is des a Ploog“,

oder:

„Do untn kimmt a Madla rauf
Dös hot a seid'ns Tiechla auf
A schöna ruta Scherz'n im
Dös Mädla miß mer krieng.“

*

„Mei Vorra hot's g'soggt,
Mei Murra sogt's aa
Du bist a Lausbub,
Du brauchst nu ka Fraa.“

„Wenn's deine Leit net leidn wolln
Und meine wolln's net hom,
Nocht schlong ma di Bettstatt in Weiha nei,
No kenna s' uns net hom.“

„Mei Murra ho a Brilln
Mit an messinga Geschtäng,
Und wenn i ba mein Schotzala bi,
Nocht sicht sa duch za weng.“

*

„Ka sauersch Kraut, des mog i net
Ka sauersch und ka sieß
Ka Bauernmadla mog i net,
Des hot zu dreckata Fieß.“

Dazu als Antwort:

„Ka Kenigstochta krieg i net,
Des waaß i ganz gawieß,
Drum nimm i halt mei Bauernmadla
Und wasch 'ra ihre Fieß."

*

„Hummlisch, hummlisch woll'n mer tanzn,
Hummlisch, hummlisch woll mer saa,
Hummlisch muß ihr Reckla schwanzn
Odda sie werd net mei Fra."

(Dieser Reim bezieht sich auf den „Hummelgau" bei Bayreuth.)

„Blutigs Wassa kennt ma greina,
Wenn ma schaut di Madla oo,
Jedes Bürschla hot scha seina,
Blußna mieh schaut kaana oo."

Das Heiratsgut spukt schon herein:

„A scheckats poor Ochsen
Und a scheckata Kuh
Des gibt ma mei Vorra,
Wenn i heirotn tu",

oder:

„Unta meine Schwiegermutta
Ihan altn Himmelbett
Schtieht a ganze Sook vull Tola, (Taler)
Wenn i na di Tola hett."

Die letzten Ratschläge werden den Heiratslustigen gegeben:

„Madla, wannst moll heian tust,
Heia jor kan Klann, (Kleinen)
Mit dem do hoſt dei liebe Plog,
Der geht za Nocht net ham",

aber auch die Entsprechung ist da:

„Madla wennst amoll heian tust
Heia jor kann Grußn,

Die saufen fort in Wertshaus rum,
Nocht machns nei di Husn."

Das „Ehеglück" wird spaßvoll an die Wand gemalt:

„Hot ma a schtaanigs Äckala
Und na an hilzen Pflug,
Und nu a beesa Fra dahaam,
Nocht is ma gschlong ganuug.

Weniger für die verdorbenen Ohren „feiner" Leute sind die Verse geeignet:

„Wer mäht ma denn mei Wiesla,
Wer hullt ma denn mei Groos?
Wer schlaft denn ba mein Schotzala,
Wenn i eiruckn muß?

oder:

„Foha net ieba mei Äckala,
Foha net ieba mei Wies.
Gieh ma net za mein Maigela,
Schlof du ba deina Lies",

und schließlich:

„O Liesawett, o Liesawett,
Wie oft hob i dei Wiesla gmäht!
Ho's Heu und Grummet eigebracht,
Und alles ba da Nocht."

(An den Erntebrauch der „Nachtbuben" erinnert dieser Vers allerdings nur äußerlich!)

Ob sich hier die „niederen Triebe" zeigen! Ob dies Verfall oder schlimme Moral ist! Der Bauer lacht herzhaft über solche Vorwürfe. Er hat eine offene Sprache und einen geraden Sinn für alles, was natürlich ist, und sein Witz über diese Dinge kennt nichts von der Lüsternheit und Krankhaftigkeit der Zivilisation. Gerade über die Bauernmoral zu urteilen, steht wohl kaum einem Berufeneren zu, als unserem unvergeßlichen Hermann Löns, dessen folgende Worte gerade das Kirwebrauchtum wunderbar treffen:

„Unmoralisch im städtischen Scheinmoralsinne mag der Bauer wohl dastehen, dafür aber hat er die feinste Scham und die zarteste Keuschheit. Nicht jene Scham, die schon rot wird, wenn vom Klapperstorch

die Rede ist, nicht jene Keuschheit, die die Gefahr dadurch bekämpft, daß sie ihr aus dem Wege geht, sondern jene, die sich durch die Tat bewähren, die in den Verhältnissen der Geschlechter nur das Mittel sehen, den Stamm fortzupflanzen, den Hof dem Geschlechte zu erhalten. Diesem Grundsatze, auf dem jedes Volkes Leben und Kraft beruht, ordnet der Bauer seine Geschlechtsmoral unter. Erben will er durch die Ehe haben, weiter nichts. Darum gilt es ihm als selbstverständlich, pflegt das Paar vertrauten Verkehr, ehe es vor Staat und Kirche ein Ehepaar wird. Stellt es sich heraus, daß der Verkehr keine Folgen hat, so wäre es zwecklos, also nach bäuerlichen Begriffen schädlich, und also unmoralisch, käme es zur Eheschließung, denn eine Ehe ohne Kinder gilt dem Bauer soviel wie eine taube Ähre.

Fällt die Bauernmoral, so fällt auch das Bauerntum.

Die Gefahr aber, seine Kraft und seine Gesundheit zu verlieren, droht dem Bauerntume überall, wo Staat und Kirche zu sehr sein inneres Leben umzuformen suchen, denn die Bauernmoral entspringt der allgemeinen alten deutschen Volksmoral, ist im Grunde die deutsche Volksmoral, während unsere Morallehre zum Teil stark von ausländischen, in Jerusalem, Rom, Alexandria und Byzanz entstandenen beeinflußt ist. Sie mag in der Stadt am Platze sein, wirkt auch im großen und ganzen genommen auf dem Lande vielfach gut, darf aber nicht darauf ausgehen, die alte deutsche Volksmoral, die sich allein noch im Bauerntum rein erhielt, gänzlich umzubringen.

Gelänge es, so wäre es aus mit dem Bauerntume.

Und mit uns."[145]

Seltsam mutet der fränkische und thüringische Brauch des „Kerwabegrabens" an. Im Ostfränkischen ziehen da am Abend des Kerwa-Dienstags die Burschen „jammernd" und „heulend" mit einem als Sarg benutzten Backtrog durchs Dorf, in dem die „sterblichen Überreste" der Kerwa, wie zerbrochene Bierkrüge oder Teller, ruhen. An einer Stelle wird dieser Inhalt eingegraben, während ein Bursche mit übergezogenem Hemd die „Leichenrede" hält.

Früher wurde dabei in Mittelfranken von den „Plotzknechten" und „Plotzjungen", die geflochtene und bändergeschmückte Weidengerten trugen, ein Reigen getanzt. Im Rheingebiet wurde ein Roßschädel (schon oben erwähntes Kirwesinnbild!) vergraben, in der Eifel ein Strohmann, in Hessen eine

menschliche Puppe und eine gefüllte Schnapsflasche (letzteres geschieht heute noch in Kurhessen!), in der Homburger Gegend verbrannte man schließlich die Strohumhüllung. Man mag in diesen Bräuchen einen sinnbildlichen Hinweis auf das eben absteigende, sterbende Jahr erkennen. Beachtlich ist aber, daß die Kirwewahrzeichen wie der Roßschädel oder die Schnapsflasche (Lebenswasser, rechtsbekräftigender Trunk!) im nächsten Jahre wieder ausgegraben, auf eine Stange gesteckt und in fröhlichem Zuge durchs Dorf zur Tanzstelle gebracht wurden[146]. Im hessischen Kreise Hofgeismar wird heute noch die Kirwe durch das Wiederausgraben der Schnapsflasche eröffnet.

Die Nachkerwa am Sonntag nach der Hauptkerwa, die meist nur eine Tanzveranstaltung umfaßt, schließt die Feier ab, und die Nachkirwe der Allerweltskirwe beendet (also Ende Gilbhart) die lange Kirmes-Zeit fast überall endgültig.

Von den in diese Hochsommerzeit fallenden Lostagen hat der Wurzweihtag („Maria Himmelfahrt") am 15. im Ernting bereits beim Sonnwendbrauchtum Erwähnung gefunden. Neben einigen weiteren Lostagen, die für Ernte und Wetter als bestimmend gelten, verdient der „Bartholomäustag" einige Beachtung. An ihm soll die Getreideernte ihrem Ende zugehen, die Obst- und Grummeternte und die Aussaat des Winterkorns beginnen. Die reifen Haselnüsse sind an ihm zu pflücken, und mit ihm soll der Herbst anfangen.

„Bartholomä
Wer Korn hat der sä
Wer Gras hat, der mäh
Wer Hafer hat, der rech,
Wer Äpfel hat, der brech",

empfiehlt eine alte Bauernregel.

„Butter, op Bartelmei
Wahrt en gans Jahr un heilet äs Salw",

spricht von der Heilkraft der „Bartlmäbutter", die in der Steiermark heute noch ausgekirnt wird.

Zahlreiche Sprüche, wie

„Bartholmei
Schüttelt Äpfel und Birne ei",

oder:

„Bartelmei
Knicket die Hawer in de Knei",

mit dem ähnlichen:

„Barthelmä mit breide Schauh,
Süht he noch kuurn, denn peddt he tau",

zeigen, daß man sich den „Bartelmei" oder „Bartelmann" häufig „personifiziert" vorstellt, und es wäre eine dankbare Aufgabe, darüber nähere Forschungen anzustellen.

Der „Barthelmä mit breide Schauh", der da erntebringend durch die Fluren zieht, erinnert gewiß an frühgeschichtliche Darstellungen des segenbringenden, gabenbringenden „Gottes mit den großen Händen" und vor allem an frühgeschichtliche Darstellungen der Fußabdrücke (z. B. auf Felszeichnungen). Dem um diese Zeit üblichen „Stralauer Fischzug" darf ebenfalls Erntebrauchtum zugrundegelegt werden, und auch der höchst eigenartige und einzigartige „Wilde Männlestanz" von Oberstdorf im Allgäu, der in mehrjährigen (ursprünglich gewiß sieben oder neun Jahre!) Zwischenräumen im Ernting stattfindet, darf hier eingereiht werden.

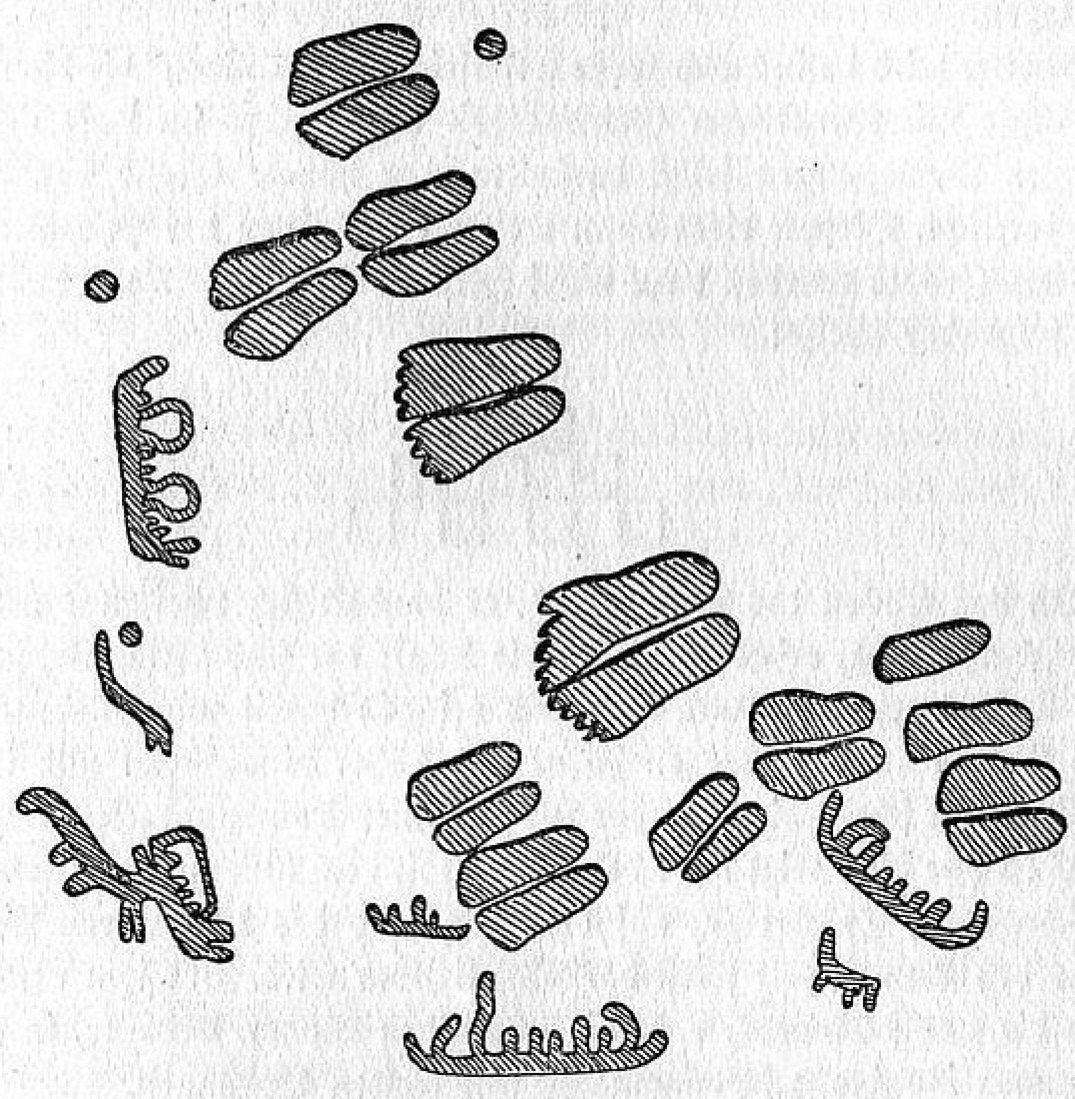


Sinnzeichen des Sommers mit den großen segenbringenden Händen an der Spittelkirche zu Tübingen

Aus einem ausführlichen Aufsatz von A. Steinert[147] entnehme ich folgende Schilderung und Sinndeutung:

„Es ist eine Verherrlichung des Sonnenlaufes von der Winter- zur Sommer- und zurück zur Wintersonnenwende, womit der Tanz beginnt. Die Sonne belebt die in Eis und Schnee ruhende Natur von Neuem und der erste Tanz gibt dem Gedanken des Wiedererwachens aus Eis und Schnee bildhaften Ausdruck, aus den Tannen, die an den Seiten der Bühne aufgestellt sind, recken sich Arme und Beine und schließlich die Köpfe der „wilden Männle" hervor und dann springen

diese selbst, zwölf an der Zahl, heraus, um in rhythmischen, wuchtig-schwerfälligen Tanzbewegungen den beginnenden Frühling zu feiern. Die Wilden Männle sind vom Kopf zu Fuß mit grau-grünem Tannenbart, wie er nur auf den Berghöhen auf alten Tannen zu finden ist, bekleidet. Sie tragen einen lang herabwallenden grauen Bart aus der



Fußspuren in den Felszeichnungen von Bohuslän

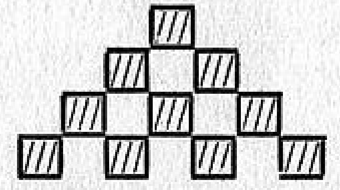
Tannenflechte, auf dem Kopf einen Kranz von Stechpalmblättern und Tannenzweige als Gürtel um die Hüften.

Die Tanzbilder zeigen nach dem Frühlingserwachen die Zeit der Sommersonnenwende, die durch Schwingen von Bogen aus Tannenzweigen als die Zeit des „Zwiespältigen" (Φ-Rune nach Herman Wirth) gekennzeichnet wird. Lassen die ersten drei Tanzbilder schon eine Darstellung der drei ersten Runen des Runen-Futhark ᚠ ᚢ ↑* vermuten, so zeigt das Bild der Bogenschwinger deutlich die Form der

* Die dritte Rune im Futhark ist allerdings nicht ↑!

Odilsrune ᛟ, wenn der Bogen über dem Kopfe des Tanzenden geschwungen wird. Zur Gewißheit muß aber die Absichtlichkeit der Formgebung werden, wenn das nächste Tanzbild das Zeichen des Zwiespältigen in der Weise vorführt, daß je zwei Tänzer, eng aneinander tretend, die Senkrechte bilden und nach beiden Seiten den Bogen schlagen.

Weiter wird dann durch große und kleine „Pyramiden" die die wilden Männle mit turnerischer Gewandtheit und immer im Takt und mit eckigen Bewegungen selbst darstellen, der höchste Stand der Sonne verherrlicht. Diesem dient dann weiter der Aufbau der Pyramide aus Tafeln (früher wurden dazu wohl Felsen oder Baumklötze verwendet) in folgender Weise:



In den Lücken des Tafelberges, es handelt sich zweifellos um eine Bergdarstellung, erscheinen dann die Köpfe der zwölf Männle, schauen im Takte nach rechts und links und bringen damit zum Ausdruck, daß die Sonne an den Bergen höher und höher hinaufsteigt und in alle Seitentäler schaut bis die Höhe zur Sommer-Sonnwendzeit erreicht ist. Das nächste Bild zeigt diese dann selbst mit dem lückenlosen (zusammengeschobenen) Tafelberge, auf dem das Bild des 13. Wilden Männle (das den Sonnengott selbst darstellt) sichtbar wird. Vor ihm verneigen sich die zwölf Monate, d. h. die tanzenden Wilden Männle, in einem schnellen Rundtanz (Sonnentanz) mit weiten Sprüngen.

Der nächste Tanz zeigt die Tänzer mit den Köpfen nach unten im Kreise zusammengestellt, wobei die Füße allein in der Luft Bewegungen ausführen. Das bekannte Bild vorgeschichtlicher Steinzeichnungen, die den Sonnenlauf der zweiten (abnehmenden) Jahreshälfte darstellen. Daran schließt sich der Zirkeltanz, das uralte, ewig junge Spiel des Sonnenkreislaufes darstellend. Dem entsprechen auch die folgenden Tanzfiguren, der Keulenkampf, das Trinkgelage. Im ersteren glaube ich die Darstellung des Bäumefällens im Herbst oder die der baumbrechenden Herbststürme zu erkennen. Auch bei diesem Keulenkampf schlagen die Keulen im Takte immer wieder zur Form des Sonnenrades zusammen. Das Trinkgelage zeigt dagegen eindeutig das Bild

des Julfestes, wie es heute noch im Norden zur Winter-Sonnenwende mit tagelangem Trinken und Essen gefeiert wird. Da stehen die zwölf Männle in langer Reihe mit großen Holzgefäßen und das 13., das Sonnenmännle gießt ihnen den Julmet aus seinem mächtigen hölzernen Trinkgefäß ein.

Das weiter gezeigte Tanzbild der Glocke kann jüngeren, vielleicht christlichen Ursprungs sein, falls es nicht auf dem Gebrauch von Glocken in Schnee und Eis oder die Austreibung des Winters mit Glocken, Schellen usw. deutet."

Die Feststellungen Steinerts vermag ich aus eigener Anschauung des Tanzes nur zu unterstreichen. Ich würde allerdings auf die Bezeichnung „Sonnengott" für das 13. Wilde Männle aus eingangs erwähnten Gründen verzichten.

Es ergibt sich nun die nicht unwesentliche Frage nach einer etwaigen Beziehung zwischen dem „Wilden Männle" und dem „Barthelmann". Ich halte es ebenfalls nicht für ausgeschlossen, daß der bärtige zum „Wilden Männle" (Wilden Jäger) umgetaufte Allwalter (die „Wilden Männle" tragen lange Bärte), der uns ja als „Bartmann" auch auf alten „Bartmannskrügen"* (den Nachfolgern frühgeschichtlicher Gesichtsurnen!) entgegenblickt, die Grundlage zum Barthelmann, dem kirchlichen Bartholomäus, abgegeben hat, wie kühne Deuter behaupten. Beachtlich ist hierzu, daß der „Ziegenbock" (Gebilde) (Thors Bocksgespann!) z. B. im Kreise Arnsberg (Westfalen) in der Bartholomäusnacht auf einen hohen Baum gesetzt wird.

Dem Bartholomäus-Fall ähnliche bewußte Wortangleichungen lassen sich ja bei dem Wallburgfest „Walpurgis" oder beim Michelthing-Tag „Michael" feststellen, nicht zuletzt bei Fasnacht und Fastnacht, während ein umgekehrter Vorgang, nämlich eine der Volksvorstellung entsprungene Sinngebung für artfremde Heiligennamen, etwa dort festzustellen ist, wo der heilige „Blasius" zum Schutzherrn der Windmüller und Blasmusikanten wurde![148]

Vom Micheltag zur Wintersonnwende

Wir müssen nochmals um ein paar Wochen zurückblicken und den Zeitpunkt der Herbsttag- und Nachtgleiche am Ende des Scheiding ins Auge fassen. Kirwebrauchtum beherrscht im allgemeinen diese Zeit und läßt altes

---

* Daher kommt der Spruch: „Wo der Bartel den Most holt"!

Sonnengleichenbrauchtum mehr oder weniger zurücktreten. Das Wesentlichste an der Herbstbeginnzeit ist, daß hier das letzte der drei ungebotenen Thinge stattfand — das Rechtsbrauchtum der Kirmes erinnert noch daran, — das das größte und bedeutsamste gewesen sein mochte. Großthing war also um diese Zeit, „Michelthing" nach der alten Sprachweise, und so konnte wohl auch der Micheltag leicht zum Tag des heiligen St. Michael werden (am 29. im Scheiding).

Der „Erzengel Michael", der als Held gegen den Drachen kämpft, stieß natürlich im germanischen Bauernglauben auf gute Unterlagen — ähnlich dem St. Georg — in der Vorstellung des Sonnenreiters und Schimmelreiters, und ihnen verdankt er seine Volkstümlichkeit, die im „deutschen Michel" gipfelt.

Als wichtiger Zeitpunkt im Jahreslauf der Sonne eignet dem Micheltag die Besonderheit des Lostages, der für das Wetter der kommenden Zeit maßgebend erscheint.

„Wenn Michael viel Eicheln bringt,
Weihnachten die Felder mit Schnee dann düngt",

lautet ein Bauernspruch, dem nicht nur eine Erfahrungstatsache zugrundeliegt*, sondern der außerdem wieder ein Beweis dafür ist, daß der Winter gar nicht so sehr als Schädling empfunden wird, wenn „der Schnee düngt"! (s. oben S. 84f).

Als altüberlieferter Lostag wurde der Micheltag natürlich gelegentlich auch zum Hexentag erklärt und in Süddeutschland einst zu den 42 „verworfenen Tagen" gerechnet. Der Brauch, an ihm, dem alten Kult- und Rechtszeitpunkt, Abgaben für die Gemeinschaft (Fürsorge als Allmendpflicht) und „Opfer" (an Erntegaben und Speisen) zu bringen, wurde natürlich gerne zugunsten des Kirchenpriesters übernommen[149].

An die frühere Rechtszeit erinnerten noch im vorigen Jahrhundert die Hamelner „Grenzbeziehungen", Umzüge der bekannten Art, an denen vor allem die Jungen teilnahmen und diesmal die bezeichnende Ohrfeige erhielten, wenn sie die Grenze versehentlich überschritten, was wohl auf den ursprünglichen Sinn dieses merkwürdigen Brauches hinweist[150].

---

* Ähnlich ist ja der Spruch: „Fette Vögel und Dachse
Schreit im Winter die Achse",
der auf die Beobachtung zurückgeht, daß vor strengen Wintern die Tiere einen starken Fettansatz bekommen.

Mit der Festlegung der Nationalen Erntefeier auf den Sonntag nach „Michaelis“ hat sich der Nationalsozialistische Staat den uralten germanischen Rechtszeitpunkt wieder zu eigen gemacht.

Im Alpengebiet gilt der Micheltag als letzter und Haupttag für den Almabtrieb, die „Almkirta“, bei der die Tiere mit Bändern, Blumen und Grün (in Kärnten Alpenbuchsbaum — Lebensbaum — Weihnachtsbaum!) geschmückt und mit Schellen und Glocken behangen sind, während der Leitstier einen mächtigen Kopfaufsatz trägt, der häufig ganz deutlich ausgeprägt die Form der Lebensrune (Man-Rune) aufweist.

Bei einem alten Rechtsfest und damit Volksfest liegt es nahe, daß die Ahnenverehrung in irgendeiner Form noch feststellbar sein müßte. Es gibt einige Belege, z. B. Totentänze, dafür, daß der Micheltag neben dem Julfest auch ein Totenfest war[151]. Heute ist die Totenfeier indes im wesentlichen nur noch an „Allerseelen“ festzustellen.

Wenn aber schließlich der Micheltag zur Herbst-Tagundnachtgleiche (heute wenigstens ungefähr) liegt, dann muß doch erwartet werden, daß dieser besondere Sonnenzeitpunkt im Feuerbrauchtum einen Niederschlag gefunden hat. Nicht nur Bauernsprüche wie der österreichische

„Der Michel zündt's Licht an“

(weil es dunkler, der Tag kürzer wird) beweisen dies, sondern in Österreich wird auch tatsächlich am Vorabend des Micheltages das Herbstfeuer als Höhenfeuer abgebrannt, und das „Lichtbratl“ von allen Hausgenossen als altes Totenmahl verspeist[152], ja der „Lichtbraten“ wurde nach Pfannenschmidts Feststellungen früher auch in Bayern, Schwaben und Sachsen verzehrt. „Michaelisfeuer“ brannten vor hundert Jahren auch noch im Rheingebiet, brennende Fackeln und Feuerräder gehörten zum Brauchtum im Mosellland.

Heute noch wird in Westfalen (Kreis Olpe) wenige Tage vor Micheltag, nämlich am Lambertitag (17. im Scheiding) feierlich eine Lichterpyramide aufgestellt.

Die häufigsten „Nachkommen“ des alten Herbstgleichen-Feuerbrauchtums darf man nun in den vor allem in West- und Norddeutschland viel auftretenden Fackeln, Lampen und Laternen der sog. Laternenumzüge und Lichterprozessionen erblicken. Sie beginnen heute schon Ende Ernting (z. B. in Mecklenburg oder Holstein), dauern im ganzen Herbst an, finden in Westfalen vor allem auch am „St. Lambertstag“ statt und erreichen ihren Höhe-

punkt und Abschluß am heutigen Martinstag (11. im Neblung), wo sie uns etwas näher beschäftigen sollen.

„Michel steckt das Licht an
Das Gesind muß zum Spinnen heran."

Damit verrät eine alte Bauernweisheit, daß am Micheltag der Beginn der Spinnstube liegt. In vielen Gegenden beginnt man damit etwas später, häufig erst an „Martini"; das Ende fällt meist auf Lichtmeß, gelegentlich aber auch erst in den Lenzing. Die Spinnstube ist heute keineswegs eine „romantische" und „historische" Angelegenheit, sondern die Spinnstube mit all ihrem Brauchtum lebt in vielen Teilen des deutschen Volksbodens und sie erfährt zur Zeit im Gefolge der kulturellen Aufbauarbeit des deutschen Bauerntums, die Hand in Hand geht mit der wirtschaftlichen Erhöhung des Flachsanbaues und der Schafzucht, einen beachtlichen Auftrieb.

Es ist hier am Platze, etwas weiter auszuholen und der brauchtümlichen Bedeutung des bäuerlichen Spinnens und Webens überhaupt Raum zu geben. Spinnen und Weben ist eine Betätigung, die bezeichnend bäuerlich ist und von allem Anfang an war. Ja, sie ist so sehr mit dem Wesen des bäuerlichen Tuns verbunden, daß sie tief in der Glaubenswelt verwurzelte. Die drei Nornen sitzen am Fuße der Welteneschе und spinnen den Schicksalsfaden, das Nornengespinst, an dem das Leben des einzelnen hängt. Gerade die zum Spinnen und Weben oder zur Flachsbearbeitung benutzten Geräte wie Webstuhl, Webebrettchen, Spinnrad, Kunkelstock, Hechel, Breche und vor allem Schwinge tragen in Kerbschnitt und Bemalung eine Fülle der heiligen Sinnzeichen, wie Sechsstern, Radkreuz, Sonnenwirbel, Hakenkreuz oder Pferdekopf. Nach alten Sagen mußten sogar die Königstöchter spinnen — also handelte es sich dabei keineswegs um eine niedere Arbeit, sondern um eine Verrichtung, die reinster Ausdruck des weiblichen Hausfleißes ist, (während das Weben mehr als Männerarbeit gewertet werden muß). Daß das Spinnrad zum vornehmsten und notwendigsten Bestandteil der Ausstattung der Braut gehört, wird daraus ersichtlich, daß es stets den Kammerwagen mit dem Heiratsgut krönt, daß auf altüberlieferten Pfefferkuchenmodellen, wie sie auch heute noch im Gebrauche sind, Frau Harke (Frau Holle) stets mit dem Spinnrad in der Hand dargestellt ist. Daß die Spindel das Wesenszeichen der Weiblichkeit war, beweist der alte Ausdruck „Spindelmagen" für die Verwandtschaft weiblicherseits. Die Kästen voll des

schneeweißen Linnens aber sind heute noch der Stolz jeder Bäuerin, und manches Stück daraus überlebt Kinder und Enkel. Zahlreiche Spinnstubenbräuche weisen darauf hin, wie selbstverständlich es ist, von einem Bauernmädchen zu verlangen, daß es spinnen kann, wenn es die Ehe eingehen will, und das schöne Spinnstubenlied:

„Spinn, spinn, spinn Tochter mein
Morgen kommt der Freier dein",

knüpft an diese Ansicht an, wie sich überhaupt in der Spinnstube oft das Zusammenfinden der Burschen und Mädchen vollzieht und beispielsweise der erste Tanzunterricht erfolgt.

Die Geschichte unseres Spinnens und Webens läßt sich mehrere Jahrtausende zurückverfolgen. Leinsamenfunde in nordischen Ländern können auf fünftausend Jahre zurückweisen; aus der sog. Bronze- und Eisenzeit sind uns von nordischen Baumsargfunden und Moorleichen wunderbar erhaltene Gewebe überliefert worden, die neben einer hoch entwickelten Spinn- und Webetechnik auch das frühgeschichtliche Färben der Stoffe beweisen. Es ist das bedeutende Verdienst des Industriemuseums Neumünster (Holstein), von diesen ältesten frühgeschichtlichen Geweben getreue und ausgezeichnet gelungene Nachbildungen hergestellt zu haben.

Wer die in Geschichte, Bauernart und Bauernglauben so fest verwurzelte Bedeutung des Spinnens und Webens erkennt, findet auch eine Deutung für die bedeutsame Rolle, die der Flachs noch in Flurnamen einnimmt oder die etwa die Aussaat des Flachses, seine Ernte und Bearbeitung im bäuerlichen Brauchtum spielt.

„Läuft an Fasenacht das Wasser in Wagenreif
Wächst der Flachs lang wie ein Pferdeschweif",

bekundet eine Bauernregel. In Westböhmen suchten sich die Frauen und Mädchen beim Faschingstanz lange Tänzer aus, damit der Flachs lang würde. Beim Säen müssen eben deshalb möglichst lange Schritte gemacht werden. Besonders ins Flachsfeld werden im Frühling grünende Zweige (Lebenszweige) gesteckt, in Kärnten geschieht dasselbe mit einem bändergeschmückten Fichtenbäumchen, und in Oberschlesien bekommt das Flachsfeld zur Sommersonnwende einen Kranz verehrt (s. o.).

Zahlreiche „Flachssegen" sind uns überliefert, die vor dem grünenden Flachsfeld gesprochen wurden, so z. B. in Schlesien:

„Goot grieß dich, liewes Flächsla
Goot ga dir a gut Gewächsla (ga = geb)
Und loß dich wachsa bis ans Knie
On noch a bisla wetter hin."

(Siehe auch Fasenachtsbräuche! S. 90.)

In Kurhessen lebt noch der Brauch des „Zopfanmessens" zur Faschingszeit. Dabei wird von den Burschen den Mädchen oder Töchtern des Hofes ein langer Strohzopf „angemessen" (Stroh als Fruchtbarkeitszeichen s. Erntebräuche!) und dabei der Vers gesprochen:

„So lang soll der Floas wär
Koen o weiß noch emol so lang (Koen o weiß = Korn u. Weizen)
Soll net ener blöh
Bis e de Moad geet bes an de Knee
Soll net ehner knöpp
Bes e der Moad get bes an de Zöpp."

„Wieß bei Kriede
Sanft be Siede
Klowe be Backofn
Kruit be Meädärsch
Bitt Gott dröm, das woar wörd."

Nach der Ernte wird der Flachs geriffelt, geröstet, gewässert und dann gebrochen, was in gemeinsamer Arbeit oft im „Brechelhaus" oder in der „Brechelstube" geschieht und womit sich mancherlei Brauchtum verbindet. So z. B. die Kärntner „Brechelhochzeit" (die beim eigentlichen Spinnstubenbrauchtum näher betrachtet wird) oder der bayrische „Brechhaustanz" (zum Takt der Brechen), der die Arbeit ebenso begleitet und sinnbildlich nachahmt wie etwa der „Dreschflegeltanz" das Dreschen oder der „Webertanz" das Weben, der „Spinnradltanz" das Spinnen.

Ist der Flachs dann gar geschwungen und mit der Hechel gekämmt, dann ist er spinnfertig, wird auf den Kunkelstock als „Rocken", „Kunkel" oder „Wocken" gebracht, und an den Spinnabenden nehmen die Mädchen Spinnrad mit Rocken unter den Arm und begeben sich zur Spinnstube, die meist abwechselnd bei verschiedenen Bauern täglich, bis auf den Sonnabend, stattfindet.

Mannigfach sind die Ausdrücke für die Spinnstube. „Karz", „Heimgarten",

„Gunkelstube", „Rockenstube", „Gunkelkammer", „Nachtstube", „Hochstube" sind nur einige Beispiele, und für das „in die Rockenstube" gehen gibt es ähnlich verschiedene Redensarten, wie „Rockenfahrt", „Weiberreise", „Hutzen gehen" u. a. m.

In der Rockenstube wird nun zunächst eifrig gesponnen und dazu auch gesungen. Sagen und Märchen werden erzählt, die Großmutter berichtet von ihren Lebenserfahrungen, die Dorfvorfälle und die Liebesverhältnisse werden besprochen, nicht selten über dies oder jenes, das sich gegen Sitte und Art verging, ein Urteil der Acht gefällt (daher auch der Kärntener Vers:

„Was das ganze Jahr verschwiegen bleibt,
Kommt auf in der heiligen Brechelzeit"),

und, wenn die Burschen dann am späten Abend eintreffen, entstehen in der Spinnstube häufig die Schnadahüpfl und Kerwaliedchen. Einer der Burschen hat seinen „Blasbalg" (Ziehharmonika) mitgebracht, und bald hören die Spinnräder auf zu surren, und das Tanzen beginnt. Beim „Krischeln" (z. B. im Fläming) nimmt der Bursche seinem Mädchen den Rocken mit dem Kunkelstock vom Spinnrad weg, so daß der begonnene Faden reißt und das Mädchen sich mit einem Kusse die Kunkel wieder einlösen muß. Der Brauch ist eine alte sinnige Form der Liebeserklärung (ja, des Heiratsantrages!) und der Kunkelstock eine beliebte Liebesgabe, den der Bursche in den Winternächten schnitzt, mit alten Heilszeichen und oft auch mit kleinen Glöcklein ziert.

Ins Liebesbrauchtum gehört das „Flachsbrennen" oder „Flachsanzünden" (Fläming), bei dem ein Mädchen, das sich zwischen zwei Freiern zu entscheiden hat, eine Flachssträhne in der Mitte knotet und beide Enden gleichzeitig anzündet. Mit den beiden Enden sind die beiden Freier in Gedanken verbunden, und der soll der Auserwählte sein, bei dessen Ende das Feuer zuerst den Knoten erreicht.

Ein ähnlicher Losbrauch liegt darin, einen Kater mit verbundenen Augen zwischen den im Kreise sitzenden Mädchen umherlaufen zu lassen. Diejenige unter ihnen, unter deren Stuhl der Kater sich niederläßt, soll die erste Hochzeiterin werden. Zum selben Zweck wird in Kurhessen ein Gänserich verwendet. Dort, im Hessischen, wird vor allem auch das Losbrauchtum wie das Bleigießen usw. in der Spinnstube ausgeführt, und der Lein spielt dort bei folgendem Losbrauch eine Rolle: Das Mädchen sät vor dem Schlafengehen Leinsamen ins Bett und spricht dazu:

„Ich säe Lein in Gottes Schein
In die drei Ecken des Bettstrohs hinein.
Wen mir Gott will zur Ehe geben,
Der komm diese Nacht vor mein Bett getreten.
Hat er Ochsen, so kommt er gefahren,
Hat er Pferde, so kommt er geritten,
Hat er nichts, so hat er doch einen Stab in der Hand."

Besonders sinntiefe Bräuche verbinden sich mit der Kärntener „Brechelhochzeit" (s. o.)[153]. Das Haus, in dem die „Brechelstube" stattfindet, trägt als Wahrzeichen den „Brechelbrautbuschen" aus Rosmarin (Maibuschen — Lebenssegen!). Den Abschluß findet dort die Zeit mit dem „Brechelfest", an dem die „Habergoaß" (vgl. Weinbergsgoaß) als Fruchtbarkeitszeichen auftritt und die „Brechelhochzeit" (in Mittelkärnten) stattfindet. Der „Bräutigam" kommt auf einen von Burschen dargestellten „Schimmel" als Schimmelreiter in die Stube geritten und holt sich die schöne „Brechelbraut", freilich erst, nachdem er die verschiedensten Rätsel und Aufgaben, die die „Brechelbraut" oder die „Brechelbrautmutter" gestellt, gelöst hat. Rätsel und Aufgaben haben oft tiefe sinnbildliche Beziehung zum Weltengang und Lebensschicksal.

Nach all dem darf die Spinnstube ein Hort des arteigenen, bäuerlichen Brauchtums genannt werden, und es ist — gerade deshalb — nicht verwunderlich, wenn sie im Zeitalter der „Aufgeklärten" von Kirche und Staat bitter bekämpft wurde, ja wenn sie auch heute noch ihre Gegner findet, die sie für „Romantik" erklären. Aber auch sie wird das vieltausendjährige Spinnbrauchtum überleben!

Ein nächster beachtlicher Festtag im Herbste ist nunmehr „Allerseelen" am 2. im Neblung, ein Sippen- und Totenfest, das erst im Jahre 1006 von der Kirche auf diesen Tag gelegt wurde, während es wohl ursprünglich am Micheltag und besonders am Julfest stattfand, wovon Brauchtumsüberreste an beiden Zeitpunkten ja noch Kunde geben. Man läßt heute noch vereinzelt, vor allem in den Alpenländern, Brot und Fett für die „Armen Seelen" auf dem Tische nachtsüber liegen. Im Schwäbischen z. B. in der Ehinger Gegend, erhalten die Kinder heute Gebäcke, welche noch „Seelen" oder „Seelenwecken" heißen. Viel häufiger trifft man aber auf das Schmücken



Almabtrieb in Bayern

Das mittlere Tier trägt als Kopfputz die Lebensrune

Bild: Kester



In der Spinnstube
zu Heinersbrück (Niederlausitz)
Flachsanzünden als Losbrauch

Bilder: Hans Retzlaff

Ein anderer Losbrauch:
Dem Kater
werden die Augen verbunden

der Gräber mit Blumen und Lichtern und auch Prozessionen zu den Gräbern (z. B. Baden, Bayern), was alles vor über tausend Jahren im „Indiculus" als verboten aufgezeichnet wurde. Die Helden- und Totenfeier wird durch die kraftvolle Feiergestaltung des Nationalsozialismus immer mehr auf den 9. im Neblung, den Heldengedenktag der Bewegung, übergehen.

Die Vorstellung vom Seelenheer der Verstorbenen, vom Ahnenheer, deckt sich auch mit dem verzerrten Glauben vom „Wilden Heer", das der Allwalter durch die Lüfte führt und er, der „Wilde Jäger" ist letzlich doch auch die Grundlage des Jägers Hubertus, dem man den nächsten Tag (3. im Neblung) zugeteilt hat. Und demselben Schimmelreiter zu Ehren ging ursprünglich der Pferderitt der Tölzer „Leonhardifahrt" (Leonhard am 6. im Neblung) vonstatten.

Nicht anders steht's mit dem St. Martin. In der badischen Sage heißt der „Wilde Jäger" sogar wörtlich „Junker Marten". Pfannenschmidt stellt schon fest, daß vom heiligen Martin die kirchliche Dogmatik nichts zu berichten weiß, die Kirchengeschichte wenig Zuverlässiges, die Legende desto mehr.

Das Bauernvolk erzählt sich aber

„Sankt Martin kommt nach alten Sitten
gern auf dem Schimmel angeritten".

Also der alte Schimmelreiter lebt! Der Schimmel (dem die Kinder Heu aus dem Fenster legen!) spielt hier insbesondere noch eine Rolle als Sinnbild des Winters und deckt sich insofern mit dem „Wolf" des bayrischen „Wolfauslassens" im Neblung (wobei mit langen Peitschen geknallt wird — vermutlich bereits zur sinnbildlichen Erweckung des kommenden Jahres!) und schließlich auch mit der weißen Gans. Sie ist ein altes Winterzeichen, war einst wohl Weihetier und wurde so zur „Opfergans" für die kirchlichen Herren und zur Zinsgans für geistliche und weltliche Feudalherren, als das fremde Recht über die Bauern kam. Auf alten Tiroler und norwegischen Runenkalendern ist sie am Martinstag eingekerbt. Als Festgericht ist sie heute noch beliebt, vor allem zur Weihnachtszeit. In Bayern fand am Martinstag das „Gansreißen", ein Wettritt um eine Gans statt. Die Bauernweisheit „Eine weiße Gans brütet besser" ist schließlich auch nur Gleichnis dafür, daß nun, zum Winter, Schnee gehört, weil dann die Erde fruchtbarer wird. Der Martinstag bringt also den Schnee, den nach dem alten Volksglauben die gütige Frau Holle über die Erde breitet, wenn sie ihre Betten schüttelt.

Das vielgestaltige Brauchtum des Martinstages gleicht in vielen Stücken

dem des Micheltages; daß es im Grundzuge vorchristlich ist, beweist schon, daß im Jahre 590 durch eine Synode zu Auxerre die zu Ehren des hl. Martin gefeierten „Pervigilien" (Vorabende) verboten wurden[154]. Seine Gleichschaltung ist in Deutschland jedoch weitgehend erfolgt, so etwa wenn aus alten Umritten (z. B. in Bayern) Prozessionen zu den „Schimmelkapellen", die Martin geweiht sind, wurden.

Als spätester Zeitpunkt für das Michelthing, das letzte ungebotene Thing des Jahres, hat es im Rechtsbrauch seine Spuren hinterlassen. In vielen Gegenden bringt „Martini" den Dienstbotenwechsel, in Baden den „Bündelistag". Zinstag ist er bis heute geblieben; die „Martinsminne", die auch einst der berüchtigte Norwegerkönig Olaf Tryggwason trank, war in ganz Deutschland bekannt und wurde beispielsweise in Böhmen von den Jungen und ihren Mädchen gemeinsam in der Schänke getrunken. Schließlich ist auch der Rest des germanischen Volksfestes, das sich ja mit jedem Rechts- und Kultfest verband, in den Jahrmärkten am Martinstag („Märteskerwa" in Ostfranken, Martinsmarkt im Schwäbischen) erhalten. In der Tatsache, daß sich heute die Kinder und auch die armen Leute durch Heischeumzüge Gaben erbetteln (s. u.), erblicke ich das Fortleben eines alten im germanischen Gemeinrecht verankerten Anspruches der Waisen und Verarmten auf Fürsorge durch die Gemeinschaft.

Das beim Michelfest schon angedeutete Herbstfeuerbrauchtum tritt nun in starkem Ausmaße in Erscheinung. Märtensfeuer als Höhenfeuer waren im 19. Jahrhundert noch vereinzelt anzutreffen (z. B. in der Eifel), früher zweifellos viel häufiger, wie z. B. eine von Pfannenschmidt angeführte Urkunde aus der Mitte des 15. Jahrhunderts beweist, in der der Martinstag „Funkentag" genannt wird. (Vgl. den Allgäuer „Funkensonntag" im Frühling!) Am Martinstag begegnen uns heute in Mittel- und Norddeutschland die häufigsten herbstlichen Laternenumzüge, die kleinen Nachbilder der alten Höhenfeuer, die natürlich um so mehr entstehen konnten, als die sinkende Herbstsonne die Nacht immer näher heranrücken läßt. Die Kinder tragen auf Stangen Papierlaternen oder ausgehöhlte Kürbisse und Runkelrüben mit Öffnungen nach Art eines Kopfes (man erinnere sich an Sonnensinnbilder in Gesichtsform! z. B. Gebäcke) durch die Straßen. Sie singen dazu altüberlieferte Weisen wie:

„Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne

Brenn auf mein Licht
Aber nur meine liebe Laterne nicht.
Meine Laterne ist so schön
Damit kann ich spazieren gehn
Von Hamburg bis nach Bremen
Man braucht sich nicht zu schämen.
Kummt den Olsch mit de Lücht
De de Lüd betrügt
De de Eier holt
Und se nicht betohlt
Laterne, Laterne
Sonne, Mond und Sterne."[155]

Im zweiten Teil des Reimes vermag man vielleicht einen unter fremden Einfluß verdorbenen Hinweis auf den Allwalter „mit dem Licht" (Sonnenreiter!) zu erblicken (vgl. der bzw. die „Alte" im Erntebrauchtum). Der Reim „Laterne, Laterne Sonne, Mond und Sterne" beweist noch, daß die Vorgänge am Himmelszelt, im wesentlichen die Abnahme der Herbstsonne, die Grundlage des Brauches abgaben.

Es wurde schon von alten „Opfer"- und Weihegaben am Martinstag gesprochen, desgleichen von den Abgaben an die Armen. An Gebäcken gehören dazu in erster Linie z. B. die in Thüringen, Bayern und Oberschlesien noch gebackenen „Martinshörner", die früher viel weitere Verbreitung hatten. Ihre Grundlage kann sowohl in der Mondsichel als im Bocks-horn (Weihetier und Fruchtbarkeitszeichen) und im kleinsten Sonnenlaufbogen (Ur-Rune, Hufeisen als Glückszeichen) erblickt werden. Weiterhin ist der Martinstag ein weit beliebter Tag für das vorweihnachtliche Schweine-Schlachtfest, das ja ein großes Bauern- und Sippenfest zu sein pflegt, zu dem die Angesippten der Umgebung eingeladen werden. Die Kinder der Heischeumzüge heißen deshalb in Kurhessen auch „Wöschtfahrer" oder „Wurstsänger" und:

„Jetzt werd's ball Weihnachten
Wu di Bauan schlochten
Wern sa duch an mich dro denken
Und mir aa a Werschtla schenken",

singen sie im Ostfränkischen und mahnen somit an die alte Fürsorgepflicht. In Thüringen aber ziehen die alten Leute (verkleidet) um und sprechen:

„Ich habe gehört, Ihr habt geschlacht,
Und habt mir keine Wurst gebracht,
Gebt mir keine kleine
Lieber zwei für eine."

In diesem Zusammenhang seien die Lieder der umziehenden armen Kinder näher betrachtet, mit denen die Kleinen die ihnen nach altem Herkommen zustehenden Gaben abholen und als Dank dafür Glückwünsche verschiedenster Art aussprachen.

Von der Pfannenschmidtschen Sammlung wähle ich einige besonders bezeichnende niedersächsische Beispiele aus:

„Marten, Marten, hering
Appel un die beren
Nötte mag ik geren
Marten steht im garen
Hat wedr biel noch baren
Hat wedr stock noch stefel
Frue geben see mek vel
Geben sei mek ne ganze mette vull
De annern sült se beholen
Junge frue, olle frue
Laten sei mek nich tau lange stan
Ik mot noch'n bedden wider gan.
Geben sei mek 'n stück van schinken
Da kann ich gut up drinken.
Geben sei mek 'n stück vom Kanken
Da kann ick gut up ranken
Silberling, silberling
Wie schön is de Fru!"

oder aus der Harzgegend:

„Marten, Marten kimmt heran
Klingel an de büssen
Alle mäkens kriegt en mann
Ek mot gan un küssen
Ziperling, ziperling
Schön is de fru

Appeln un de beeren
De nötte mögt wi geren",

ferner:

„Marten up der tunnen
Wer mek wat gift, de krigt
Uppet jahr enen lütgen jungen",

und die Entsprechung:

„Marten up der Keeken
Wer mek wat gift, de krigt
Uppet jahr en lütget mäken".

Schließlich das weit verbreitete:

„Ek stund hier uppen breiden steine
Mek bewert meine beine
Latet mek nich too lange stan
Ek mot noch enen end wieder gan",

dessen erste Hälfte meist auch heißt:

„Ich bin ein kleiner König
Gebt mir nicht zu wenig."

Aus Braunschweig wird uns ein heute üblicher Reim mitgeteilt:

„Marten, Marten Vögelken
Gebt uns wat int Snöbelken
Lat uns nich so lange stahn
Wi willt hüt noch wieder gahn
Bet na Nabers Döhre
Nabers Döhre is nit wiet
Apfel und Bähren sünd all riep."

Wenn die Gabe nun wider Erwarten ausbleibt, dann haben die Kleinen sofort einen Nachevers bereit:

„Marten, Marten, trüll
De Kau schütt upn süll
De Kau schütt up de fensterbank
Dat stinket twintig jahre lang",

oder:

„Martens, Martens blaos
Wenn ji mi nichs gäwen willn
So lickt mi midden in Maors",

welche Aufforderung die Hamburger sicher gleich verstehen. Ein Thüringer Vers:

„Ich bin ein kleiner Märtsemann (Martinsmann)
Und komme aus der Ruhl
Und wer mir nicht gehorchen will
Den leg ich übern Stuhl",

leitet nun schon zum „Pelzmärtel" (=Martin) über, der am Martinstage zum erstenmal auftritt und den Kindern Geschenke als Vorboten des neuen gabenreichen Jahres bringt. Die Rute, mit der er heute die Ungehorsamen schlägt, hat wohl die Lebensrute zum Urbild und wurde bewußt verfälscht (ähnlich wie die „Pritsche" zur Fasenacht). In Schlesien kam am Vorabend der Martin auf einem Schimmel (also als Schimmelreiter) an und brachte die Martinshörnl und Pfannenschmidt beurteilt die Rolle des Pelzmärtels ganz richtig, wenn er meint:

„Martin erscheint hier als Wohltäter, der aus seinem reichen Schatze Gaben mitteilt wie Wodan, der alles Gute verliehen hat."[156]

Der „Pelzmärtel", Knecht Ruprecht, Nikolaus, Klaus, usw. kommt ferner am heutigen Andreastag (30. im Neblung), am Nikolaustag (6. im Julmond) und schließlich am Thomastag (21. im Julmond) nochmal zu den Kindern, verteilt Äpfel und Nüsse, nimmt ihre Wünsche entgegen und ermahnt sie, brav und artig zu sein. Und wirklich, wir haben ihn, mit seinem langen Bart und dem geheimnisvollen großen Sack nur als gütigen Alten in bester Erinnerung.

Auch Heischegänge der Kinder finden am Andreas- und Nikolaustage noch statt.

Die erwähnten Tage, vermehrt noch um den „Barbaratag" am 4. im Julmond, sind als Lostage die eigentlichen Träger des vielgenannten „Losbrauchtums", das des Menschen „Los" in der Zukunft, im kommenden Jahr, ermitteln soll und in seinen Einzelheiten nicht durchwegs arteigen genannt werden kann. Diese letzten Wochen des Jahres sind ja schon erfüllt von Erwartung und gesteigerter Hoffnung, sie sind eine Zeit der Vorbe-

reitung auf das Siegesfest des Lichtes, die Wiedergeburt der Sonne und des Jahres. Im westfälischen Ems- und Münsterland beginnen jetzt die Burschen das „Mittwinterhorn" zu blasen — eine Entsprechung zu den „Martinshörnern" als Gebäcken.

Seit dem Jahre 836 ist die „Adventszeit" in Deutschland eingeführt, das Brauchtum des lichtertragenden „Adventskranzes" ist an sich jung, greift aber auf alte Sinnbilder (Licht und Kranz) zurück. Sinngemäß wird es aber so geübt, daß man von Sonntag zu Sonntag je eine Kerze weniger anzündet (das Licht der Sonne wird ja immer schwächer) und am Julfest, der Wiedergeburt der Sonne, alle Kerzen festlich erstrahlen läßt oder aber auch wieder schrittweise in den nachfolgenden Sonntagen die Kerzen entzündet. An Stelle des Kranzes wird häufig ein Mistelzweig in die Stube gehängt, dessen Sinndeutung beim Weihnachtsbrauchtum bereits erfolgte. An vorweihnachtliche Lichterumzüge (Laternenumzüge) gemahnt es, wenn in den Alpenländern die Bauern mit brennenden Kienspänen und „Buchtln" nachts ins Tal herabsteigen, eine Entsprechung zum bayerischen „Wolfauslassen" (Peitschenknallen im Neblung) als „Lärmbrauch" ist in den „Glöcklesnächten" im Julmond in Tirol und Kärnten zu erblicken, bei denen mit Kuhglocken vor den Haustüren „geglöckelt" wird. Es handelt sich dabei um sinnbildliche Erweckungsbräuche, wie sie um und nach Weihnachten eigentlich am Platze und auch viel häufiger sind. Sie bedeuten mit der sinnbildlichen Erweckung des Jahres und neuen Lebens einen Glückwunsch für das neue Jahr, den z. B. ein Kärntener Vers der „Glöckler" sogar noch ausspricht:

„Hiatz steah ma auf der Stoanplattn (vor dem Haus)
S' andere Jahr soll haufat Roggen and Woaz g'raten."

Also mit der beliebten „Dämonenvertreibung" durch den „Lärm" ist's wieder einmal nichts!

Natürlich bekommen diese glückwünschenden Glöckler als Dank eine Gabe, das „Glöcklergut", das sie in Kärnten in Empfang nehmen dürfen, wenn sie nach einer längeren Wechselrede:

„Bist a Mann
Schlag brav dran (an die Glocke)
Bist a Bua
Schlag brav zua

Bist a Jungfrau mit roten Zöpfen
Kannst noch amoll guacher klöcken" usw.

und heftigem Glöckeln endlich eintreten dürfen[157].

Entsprechende Bräuche sind in den schwäbischen und oberbayerischen „Klöpfersnächten" oder „Knopflesnächten" um diese Zeit erhalten, und glückverheißende Erweckungsbräuche sind darin zu erblicken, daß in Schwaben die Kinder in den Abenden vor Weihnachten Fruchtbarkeitszeichen, wie Erbsen (vgl. Erbsenstroh!), Mais und sonstigen Samen, bei Backnang sogar einen kleinen Holzhammer (vgl. Thors Hammer und das Lärmen am Polterabend!) an die Fensterscheiben werfen.

Nun zu den eigentlichen Lostagen! Am Andreastag finden auch, ähnlich wie am Martinstag, Heischeumzüge statt, von denen aus Thüringen das Verslein berichtet wird:

„Ich bin der kleine Andreas
Liebe Leute schenkt mir was
Laßt mich nicht zu lange stehn
Denn ich muß noch weiter gehn."

Gleichfalls in Thüringen hängen die Kinder nachtsüber Strümpfe aus dem Fenster, die Knecht Ruprecht mit Süßigkeiten füllt.

Es ist kein Zufall, daß gerade die Frauen und Mädchen in erster Linie dem zukunftserforschenden Losbrauchtum huldigen. Man kann die Tatsache auch nicht aus der angeblichen weiblichen Neugierde erklären, sondern es ist schon etwas Wahres — auch heute noch — an dem, was Tacitus über die germanische Frau aussagte, daß sie etwas „Heiliges und Vorahnendes" an sich habe und daß die Männer ihren Rat nicht verschmähten. Der Glaube an die „Weise Frau" ist noch nicht verschwunden, das freilich stark entstellte Brauchtum der „Wahrsagerin" und „Kartenschlagerin" findet noch mehr Beachtung als man gemeinhin glauben könnte und das alles — trotzdem unserem Volk seit tausend Jahren die Stelle 1. Korinther 14, V. 34 bekannt ist: „Lasset eure Weiber schweigen unter der Gemeine."

Die meisten Losbräuche, die keineswegs alle „arteigen" sein dürften, beziehen sich auf das Liebesleben und natürlicherweise auf die Hochzeit. In Thüringen essen die Mädchen am Andreastag einen Hering, worauf ihnen

der Liebste im Traum erscheinen soll (der Fisch ist ein auch in Gebäcken, wie Pfeffernüssen, auftretendes Neujahrs-Glückszeichen). Beim Wasserholen (Kindlesbrunnen!) nehmen zwei Mädchen einen Gänserich in ihre Mitte, und diejenige von beiden, zu der er sich wendet, wird als Erste Hochzeit feiern. Daß dem Wasser und dem Brunnen besondere Bedeutung in diesen Bräuchen zukommt, beweist auch, daß an diesem Tage in Bayern die Brunnen bekränzt werden. Die schon im Neujahrsbrauchtum (S. 79f.) erwähnten und kurz beschriebenen Bräuche wie Holzscheitzählen, Zaunsteckenzählen, Hühnerstallorakel, Schuhwerfen*, Stubenkehren oder Prügelwerfen (Hundegebell), Bleigießen und Eiklargießen sind weit verbreitet und vor allem in den Alpenländern zu Hause.

In Bayern müssen 9 Mädchen mit je einem Schemel aus neunerlei (Zahl 9!) Holz um Mitternacht an einen Kreuzweg gehen, müssen sich im Kreise niedersetzen, um zu „horchen".

In Thüringen spricht das Mädchen zum nächtlichen Rütteln eines alten Erbzaunes:

„Erbzaun ich rüttle dich
Lieber Andreas ich bitte dich
Laß mir erscheinen
Den Herzallerliebsten meinen
Wie er geht, wie er steht
Wie er mit mir zum Altar geht."

Ähnlich ist das Kärntner Verschen:

„Bettstattel i tritt di
Heiliger Andreas i bitt di
Laß mir bei der Nacht erscheinen
Den Herzallerliebsten den meinen."

Eine andere Bitte fährt dann fort:

„Laß ihn erscheinen bei Bier und Wein,
Soll ich mit ihm glücklich sein.
Soll ich mit ihm leiden Not,
Laß ihn erscheinen bei Wasser und Brot."

* Dazu ein Vers aus Kärnten: „Schuah aus, Schuah ein
Wo wer i übers Jahr sein",
der deutlich die Beziehung zum neuen Jahr aufweist.

Als sicheres „Heiratsorakel" gilt das Abbrechen von Zweigen, vor allem in der Barbaranacht (4. im Julmond). Meist handelt es sich um Kirschenzweige, in Thüringen auch um Zweige von Flieder (Baum der Frau Holle!), von Schlehen und Kastanien, die abgeschnitten und in der Stube ins Wasser gestellt werden, so daß sie bis Weihnachten mitunter zur Blüte kommen. Dies gilt dann als Hochzeitszeichen. In Bayern soll das Mädchen die „Barbarazweige" nachts in unbekleidetem Zustand oder im Hemd holen, in Schlesien werden für mehrere Freier verschiedene Zweige gebraucht und der, dessen Zweig zuerst erblüht, wird der Hochzeiter werden.

Wahrscheinlich ist jedenfalls, daß das rasche Aufblühen der Zweige einen Schluß auf eine gute Obsternte im nächsten Jahre zuläßt.

Am 6. im Julmond, dem „Nikolaustag", kommt wohl am häufigsten der gütige Alte. Die neue Bezeichnung für ihn, den alten Schimmelreiter, geht auf einen im 4. Jahrhundert lebenden Bischof von Myra zurück, aber außer dem Namen hat er dem Brauch nichts neues gebracht. In Friesland kommt der „Sünner-Klaas" oder der „Klaaskärl" angeritten und bringt Obst und Backwaren, in Schlesien verkleidet sich der Nachbar oder ein Knecht oder auch die ältere Jugend zum „Nikolaus" oder zum Knecht Ruprecht, dem Ruhm-Strahlenden (=Percht) und besucht die Kinder, die außerdem leere Teller vors Fenster stellen, die er füllen soll. „Ruhklas" nennt man ihn in Mecklenburg, „Klosemann" heißt er im Schwarzwald, „Rumpelklos" im Illertal, „Sunneklas" im Lechtal (entsprechend dem friesischen Sünnerklaas) und birgt so im Namen schon seine Beziehung zur Sonne. Sie wird noch unterstrichen durch Begleitpersonen, die er z. B. in den Alpenländern im Gefolge hat. Da ist z. B. der Bartl oder Percht oder die häßliche „Pechtra" im Kärntener Nikolaus-Umzug, die alle an die Perchten des wintersonnwendlichen Perchtenlaufes anklingen (s. o.). Im Lavanttal tritt der Waukl oder Waudl auf und stellt eine Verbindung zum „Wodl" des Erntebrauchtums her!

Ganz deutlich spricht der Thüringer Kindervers aus:

„Wer kommt denn da geritten?
Herr Wude, Wude Nikolaus!
Laß mich nicht lange bitten
Und schüttle deinen Beutel aus."

Hier ist also Herr Wode, der Allwalter, mit dem Nikolaus verbunden!

Der „Ruppe" (Ruprecht) mit einem langen Bart aus Flechten und Moos

kann seine Beziehung zum „Wilden Mann" nicht verbergen, und der im Namen verdorbene „Narr" mit blutbestrichenem (also rotem!) Gesicht, der die Mädchen neckt und schwärzt (Asche und Ruß erinnert ans Wintersonnwendfeuer! vgl. Faschingsschwärzen) und früher eine Sonnenhaube trug, dürfte dem Sinn nach der Sonnenmaske des Perchtenlaufes nicht unähnlich sein.

Aber auch in Norddeutschland z. B. in Pommern finden an diesem Abend — wie an den übrigen vorweihnachtlichen Lostagen — Umzüge mit dem Schimmelreiter, dem Bären, dem Bullkater (siehe Ernte!) oder dem „Aschenklas" statt, die mit ihrer seltsamen Rumpelpott- und Knarrenmusik an die weihnachtlichen „Lärmumzüge" (s. o.) erinnern. Überall verteilt der Ruprecht aber Gaben oder legt sie in die Schuhe, Hüte und Körbchen, die am Fenster stehen. Die Unartigen können freilich auch mit Rüben oder Steinen[158] überrascht werden, und wie der Schlag mit der alten Lebensgerte umgeformt wurde, hat schon oben beim „Pelzmärtel" seine Erwähnung gefunden. In den schwäbischen „Klasenbroten" haben wir bereits richtige Weihnachtsgebäcke mit den verschiedenen Sinngebilden wie Reiter, Frau Holle, Fisch, Vogel usw. vor uns. Jedenfalls läßt sich so behaupten, daß das Ruprechtsbrauchtum im wesentlichen seine arteigene Form bewahrt hat, und es wäre heute an der Zeit, den fremden Namen „Nikolaus" langsam wieder abzuschaffen und auch in der Stadt und — in der Wissenschaft auf die in der Bauernsprache noch lebendigen alten Bezeichnungen (Ruprecht, Percht, Bartl, Schimmelreiter, Ruppe, Waudl usw.) zurückzugreifen. Ja, es wäre auch an der Zeit, ihn überall dort wieder ins rechte Licht zu setzen, wo er indessen zum Kinderschreck geworden ist.

Im Salzkammergut treten an diesem Tage auch die in Stroh gehüllten „Schabmänner" auf und entsprechen damit den Thüringer Erbsenstroh-„Bären", die am selben Tag umhergeführt werden. Wir haben bereits verschiedentlich z. B. bei der Ernte das Stroh (ursprünglich das ährentragende, insbesondere das Erbsenstroh) als Fruchtbarkeitszeichen kennengelernt, so daß auch diese Bräuche ein glückverheißendes Ankünden des kommenden reichen Jahres darstellen mögen. Es ist aber gleichzeitig zu beachten, daß das dürre, ausgedroschene Stroh Sinnzeichen des Unfruchtbaren, Alten und Absterbenden ist, was sich auf das sterbende Jahr beziehen kann, und der im Winter zurückgezogene Bär tritt als treffendes Winterwahrzeichen im weihnachtlichen Brauchtum ja noch öfter in Erscheinung.

Eine Entsprechung zur „Luzia" des nordischen Luzienfestes, das bereits

zur Wintersonnwend bekannt gemacht wurde, stellt sich uns in der Tiroler „Lutzelfrau“ und in der böhmischen „Luzia“ vor, die am 13. im Julmond auftritt. Sie liefert damit ähnlich dem friesischen und zugleich Tiroler „Sonnenklaas“ einen klaren Beweisfall für die auffällige ehedem geschlossene Einheit des germanischen Bauernglaubens von Skandinavien bis über die Alpen. Dem Sinne nach ist die glänzende, strahlende Perchta ja ebenfalls dieselbe Lichtgestalt wie die Luzia.

Auf den Beginn der „Rauhnächte“, den eigentlichen winterlichen Sonnenwendezeitpunkt, wurde der hl. Thomas angesetzt (21. im Julmond), den die Lavanttaler (Kärnten), weil sie sonst nichts mit ihm anzufangen wußten, zum „Klätznwoakr“ ernannten[159], denn an diesem Tage werden die Klötzen (Dörrobst) für das Weihnachtsfestgebäck, das Klötzenbrot, eingeweicht. An diesem alten Jahresbeginntag bekommt in Kärnten das Vieh „Kranawötnadeln“ vom heiligen Wacholder, während gleichzeitig das Haus durchräuchert wird. Am letzten Donnerstag (Donars-Tag) vor Weihnachten zieht im Ellwanger Gebiet (Württemberg) die „Berch“, ein als Frau verkleideter Bursche, Geschenke erbittend durchs Dorf, und in Ostfranken erzählt man von der „Thomasberta“ als Kinderschreck. Man hat hier eine Verbindung des „Thomas“ mit der gütigen leuchtenden germanischen Perchta vorgenommen, die dabei zum Schreckgespenst entwürdigt wurde.

Die „Thomasnacht“ ist die letzte vorweihnachtliche Losnacht, und die bekannten Losbräuche treten auch in ihr in Tätigkeit. Im Böhmerland schüttelt die Wißbegierige den Zwetschgenbaum und spricht dazu:

„Zwetschenbaum ich schüttl di
Wo wird a Hunderl bellen
Wird si mei Liebster mell'n[160].

In Bayern spricht sie beim Schlafengehen:

„Bettstaffel, i tritt di
Heiliger Thomas, i bitt di
Laß mir im Traum erschein
Den Herzallerliebsten mein.“

Oder in Kärnten geht das Mädchen um Mitternacht zu einem stillen Gewässer und spricht:

„Heiliger Thomas i bitt
Zag mir in Ruah und Fried

Zag mir in der Quellen so klor
Wer wert mei Bua übers Johr."

Zweifellos stellen diese Sprüche altes unchristliches Gut dar, das durch die Einfügung des Heiligennamens seine kirchliche Gleichschaltung erfuhr.

Damit ist die Wintersonnenwende wieder erreicht. Der Kreis des Jahres ist durchlaufen, er beginnt von neuem, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und solange deutsches Bauernblut in unseren Adern fließt, wird arteigenes Brauchtum das Jahr begleiten, sein Schicksal untermalen und stets Ausdruck des alten germanischen Bauernglaubens und unserer Weltanschauung sein und bleiben.

Schlußwort

Es wäre schöner und angenehmer gewesen, Bräuche malerisch zu schildern; es war etwas mühevoller, sie zu sichten, zu werten und zu deuten. Das Ganze soll ja auch nicht ein Handbuch für die praktische Durchführung des Brauchtums sein, sondern für die weltanschauliche Erziehung aller Volksgenossen. Bräuche entstehen oder geschehen ja auch niemals nach schriftlichen Anweisungen in Art der Kochbuchrezepte.

Die hundertfachen Beispiele aus dem Brauchtum des Jahreslaufes haben die eingangs klargestellten Wesenszüge des Brauchtums, seine Bluts- und Glaubensgebundenheit, seine Gemeinschaftsbezogenheit und Vererbungskraft bestätigt. Aus dem Wesen des Brauchtums folgt die Stellung zu den Fragen der Gestaltung und der Erneuerung von selbst. Es wird die Aufgabe politischer und wissenschaftlicher Stellen und Kräfte sein, hier weltanschaulich zu schulen, wissenschaftlich zu unterbauen, zu beraten, anzuregen und zu helfen, niemals aber kann die praktische Gestaltung oder die Erneuerung des Brauchtums auf dem Wege über befehlsmäßige Anordnungen von oben her erfolgen, wollen wir nicht dieselben Fehler begehen, wie sie einst andere Einrichtungen begingen und wie sie sich heute auch zu rächen beginnen! Die neue Volksgemeinschaft nationalsozialistischer Prägung, das Erlebnis ihrer Gemeinschaft und ihrer Weltanschauung sind die Voraussetzungen für jedes neue und neubelebte Brauchtum, das im Grunde die in der Urzeit unserer Rasse schon geoffenbarten Züge tragen wird, so gewiß der Nationalsozialismus überhaupt die uns arteigene Weltanschauung verkörpert. Unsere Bauern haben vor Jahrtausenden schon ihr erstes Brauchtum als Ausdruck ihrer Seele und ihres Glaubens geschaffen, sie haben auch heute noch die Kraft und den Willen, es weiterzutragen und weiteraufzubauen. Der nationalsozialistische Staat schafft ihnen, unter Wiedergutmachung eines tausendjährigen Unrechts am ganzen Volke, die Grund-

lagen. Er gibt uns Ehre und Freiheit, den Glauben an unser Volk und an unser Blut wieder. Er hat im nationalsozialistischen Reichsnährstand auch die Einrichtung geschaffen, die für die kulturelle Wegweisung und Betreuung des Bauerntums mit verantwortlich ist.

Mit aufrichtiger Freude wird jeder urteilsfähige Betrachter heute feststellen können, wie schon in wenigen Jahren nach unserem Sieg allenthalben sich ein ehrlicher und eifriger Neubau- und Aufbauwille in Dingen des bäuerlichen Brauchtums regt. Wir werden über den Jugendstürmen einer gewaltigen Bewegung niemals das große Ziel und den rechten Boden unserer Arbeit verlieren, einer Arbeit auf lange, lange Sicht, die nach Jahrhunderten und Jahrtausenden noch wirken wird.

Wer die Verbiegung und den Mißbrauch des arteigenen Brauchtums, sowie seine bewußte Verfälschung und Überdeckung durch artfremde und aufgezwungene Einflüsse erkannt hat, dem wird klar, welch wichtige Aufgabe es ist, dem Arteigenen heute wieder zum Durchbruch zu verhelfen, das Artfremde organisch wieder zu überwinden. Das ist kein Versuch, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, sondern das ist die heilige Verpflichtung, die Fehler vergangener Jahrhunderte wieder gut zu machen und im Aufbau dem Rufe unseres Blutes, der zum Ruf unserer Zeit geworden ist, zu folgen.

Auf zahlreichen Einzelgebieten äußert sich das Wiedersichfinden des Volkes in dieser Beziehung. Die Gestaltung unserer nationalsozialistischen Feste macht sich das arteigene Erbe zur Grundlage. Im Volksrecht der Reichserbhofgesetze hat die germanische Bodenrechtsauffassung wieder staatlich gesicherte Rechtsgültigkeit erhalten. Die deutsche Vornamengebung greift auf das volkseigene Gut zurück, die Monatsnamen deutscher Herkunft setzen sich immer mehr im allgemeinen Gebrauch durch, die verstümmelten und gefälschten Bezeichnungen für deutsche Feste und Bräuche werden langsam wieder gutgemacht. Dies nur als einige zum Teil vielleicht äußerlich erscheinende Beispiele von einer großen Reihe.

Wenn heute leitende Männer des Staates die Entkonfessionalisierung des gesamten öffentlichen Lebens fordern, so ist diese Forderung in gleicher Weise mit Fug und Recht auf unser das ganze Volk angehendes arteigenes Brauchtum zu übertragen. Die recht scheinheilige Begründung kirchlicher Gleichschaltung des Volksbrauches mit der angeblichen Tatsache, daß die Kirche so allein das Brauchtum erhielte, hat heute keine Berechtigung mehr. Der nationalsozialistische Staat, das geeinte Volk und in ihm das festgefügte, in seiner Weltanschauung einheitlich ausgerichtete Bauerntum, bieten die

bessere Gewähr dafür, daß das arteigene Brauchtum die sicherste Stützung, Erhaltung und Fortbelebung erfährt, die ihm je geboten werden kann. Jede Unterstellung des arteigenen Brauchtums unter die Ziele und Zwecke einer nicht rassisch bedingten, internationalen Einrichtung mußte zwangsläufig zu seiner Verfälschung führen. Wer sie überwinden will, muß sie zuerst erkennen. Und hier setzt eine der vornehmsten Aufgaben einer volkstümlichen, dem Volke dienenden nationalsozialistischen Volkskunde ein. Die andere ist, unter Ausschaltung des Artfremden, die verschütteten Züge arteigenen Brauchtums wieder freizulegen und so auch in sächlichen Dingen und Einzelheiten artgerechte Grundlagen für die Neugestaltung zu schaffen.

Für die Durchsicht der Arbeit danke ich dem Landwirt Erwin Metzner, Dr. Wilhelm Kinkelin sowie dem Bauern und Volkskundler Wilhelm Scheuermann, die mir auch eine Reihe wertvoller Hinweise lieferten.

Die Textzeichnungen stammen von Willi Scheuermann (Sohn). Den Großteil der Bilder stellte der bekannte volkskundliche Bildberichterstatter Hans Retzlaff zur Verfügung.

Anmerkungen

1. „Naturgeschichte des Volkes."
2. Herman Gauch, „Die germanische Odal- oder Allodverfassung". Berlin 1934.
3. a. a. O. S. 166.
4. a. a. O. S. 167.
5. E. Metzner, „Die deutschen Vornamen". Berlin 1934.
6. Berlin 1934, vgl. Schrifttumsverzeichnis.
7. Anton Stonner, „Die deutsche Volksseele im christlich-deutschen Volksbrauch". München 1935.
8. A. Spamer, „Die deutsche Volkskunde", a. a. O. S. 90.
9. E. Pastor, „Deutsche Volksweisheit in Wetterregeln und Bauernsprüchen". Berlin 1934.
10. Vgl. Fr. Widlak im Jahresbericht des K. u. K. Gymnasiums in Znaim 1903/04.
11. „Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben." Düsseldorf 1934.
12. K. Th. Weigel, „Runen und Sinnbilder", S. 24.
13. a. a. O. S. 20.
14. a. a. O. S. 19.
15. Jos. Harms, „Der oder das Gott?", in: „Nordische Stimmen", 4. Jg. H. 10, Okt. 1934.
16. Pfannenschmidt, a. a. O. S. 23.
17. Marzell, „Die Pflanzen im deutschen Volksleben". Jena 1925, S. 14.
18. Marzell, S. 16.
19. a. a. O. S. 11.
20. a. a. O. S. 17.
21. W. Scheuermann, „Der Fliederbaum", in Folge 29 der „N.S.-Landpost" vom Heumond 1934.
22. Marzell, a. a. O. S. 20.
23. E. Pastor, a. a. O. S. 121.
24. G. Neckel, „Deutsche Ur- und Vorgeschichtswissenschaft der Gegenwart." Berlin 1934, S. 82.
25. Sammlung Thule, Bd. 22, S. 142.
26. Pfannenschmidt, a. a. O. S. 138 u. 143.
27. Nach einem Aufsatz von G. Peters in den „Medizinischen Mitteilungen", Jg. 5, H. 7, S. 200, hat eine „Hexe" vor etwa 20 Jahren beim „Besprechen" einer Krankheit dieses Zeichen verwendet.
28. Vlg. Alfred Metzner, Berlin 1934 und 1935.
29. Vlg. Rowohlt, Berlin 1933.
30. a. a. O. S. 134 f.
31. E. Pastor, a. a. O. S. 47.
32. E. Wrede, „Rheinische Volkskunde". Leipzig 1919.
33. Graber, „Volksleben in Kärnten", S. 184 f.
34. K. Brunner, „Ostdeutsche Volkskunde", S. 205.
35. Brunner, a. a. O. S. 200.
36. H. Koren, „Volksbrauch im Kirchenjahr", S. 56.

37. Graber, a. a. O. S. 117 und 184.
38. a. a. O. S. 69.
39. O. Lauffer, „Niederdeutsche Volkskunde", S. 72.
40. Graber, a. a. O. S. 173.
41. Ders., a. a. O. S. 194.
42. W. Fliege in: „Das Thüringer Fähnlein", 3. Jg. 1934, S. 42/43.
43. Aus: „Oberfränkische Heimat", Jg. 8, Nr. 12 vom 18. 12. 31.
44. Koren, a. a. O. S. 62.
45. Graber, a. a. O. S. 187.
46. E. Landmann in: „Das Thüringer Fähnlein", 4. Jg. 1935, S. 32 f.
47. Graber, a. a. O. S. 180 f.
48. Graber, a. a. O. S. 212.
49. a. a. O. S. 91.
50. Die umfangreichste Sammlung solcher Sprüche ist E. Pastor a. a. O.
51. H. Pfannenschmidt, a. a. O. S. 50
52. Ders., a. a. O. S. 47.
53. Ders., a. a. O. S. 65.
54. Ders., a. a. O. S. 71.
55. Ders., a. a. O. S. 60.
56. A. Stonner, a. a. O. S. 81/82.
57. ders., a. a. O. S. 82.
58. E. Pastor, a. a. O. S. 118.
59. Marzell, a. a. O. S. 46.
60. Graber, a. a. O. S. 216.
61. W. Scheuermann, „Die Fasenacht kann viel Narren machen", N.S. Monatshefte 59 (1935).
62. Hahne-Niehoff, „Deutsche Bräuche im Jahreslauf". Halle 1935, S. 6.
63. Hahne-Niehoff, a. a. O.
64. a. a. O.
65. M. Philipp, „Beiträge zur Ermländer Volkskunde". Greifswald 1906.
66. W. Scheuermann, a. a. O. N.S. Monatsheft 59.
67. A. Becker, „Sommertag". Neustadt a. d. H. 1931.
68. A. Becker, a. a. O.
69. F. Franzisci, „Kulturstudien über Volksleben und Bräuche in Kärnten". Wien 1879, S. 45 und 47, u. Koren, a. a. O. S. 127.
70. Die mir von L. Feichtenbeiner, München, bekannt wurde.
71. A. Stonner, a. a. O. S. 49.
72. Koren, a. a. O. S. 110.
73. In Baden (Gegend von Waldkirch) werden auch die Peitschen der Hirten kirchlich geweiht.
74. Graber, a. a. O. S. 242 f.
75. R. Beitl, „Deutsche Volkskunde". Berlin 1933, S. 240.
76. Graber, a. a. O. S. 242 f.
77. Ders., a. a. O. S. 262 f.
78. Koren, a. a. O. S. 119.
79. a. a. O. S. 31.
80. Imhof im Thüringer Bauernkalender 1935.
81. a. a. O. S. 122.
82. K. Th. Weigel, a. a. O.
83. Naninga, „Osterhase und Kuckucksfuge" in: „Durchbruch", Folge 16 v. 17. 4. 35.
84. A. Brunner, „Ostdeutsche Volkskunde", S. 219.
85. W. Pastor, „Aus germanischer Vorzeit".
86. H. Gauch, „Die rassenkundliche und weihetümliche Urbedeutung des 1. Mai" in: „Die deutsche Landfrau", Heft 9 vom 1. 5. 35.
87. a. a. O. S. 63.
88. Pfannenschmidt, a. a. O. S. 69.
89. Graber, a. a. O. S. 289.
90. In: „Hummelgauer Volkstum", Sonderheft der „Fränkischen Heimat", 31. Jg. 1934.
91. z. B. Pfister in: „Die deutsche Volkskunde", v. A. Spamer, a. a. O. S. 96.
92. a. a. O. S. 62.
93. Ders. S. 77 u. S. 53.
94. a. a. O. S. 53.
95. a. a. O. S. 134, Koren, „Volksbrauch im Kirchenjahr". Salzburg 1934.

96. A. Stonner, a. a. O. S. 191.
97. a. a. O. S. 162.
98. Ders. S. 33.
99. K. Th. Weigel, „Lebendige Vorzeit …“ a. a. O. S. 71.
100. Aus: „Bayerland“, Bd. V, 1894, S. 48.
101. Koren, a. a. O. S. 142.
102. Aus: „Bayrische Heimat“ v. 3. 6. 1924.
103. Vgl. „Der Wasservogel von Wurmannsquick“ v. Dr. Knöpfler in: „Monatsschrift für die ostbayrischen Grenzmarken“, 10. Jg. 1921, H. 11.
104. Koren, a. a. O. S. 154.
105. Ders.
106. a. a. O. S. 160.
107. Pfannenschmidt, a. a. O. S. 68.
108. a. a. O. S. 305.
109. Graber, a. a. O. S. 305/6.
110. Mitgeteilt von L. Feichtenbeiner, München.
111. Ders.
112. Ders.
113. Marzell, a. a. O. S. 69.
114. Graber, a. a. O. S. 309.
115. a. a. O. S. 330.
116. Lebendige Vorzeit …, a. a. O. S. 53 f.
117. Pfannenschmidt, a. a. O. S. 65/60.
118. Graber, a. a. O. S. 309.
119. Graber, a. a. O. S. 309.
120. W. Hirschfeld in: „Das Thüringer Fähnlein“, 3. Jg. 1934, S. 363.
121. a. a. O. S. 61.
122. a. a. O. S. 242.
123. a. a. O. S. 93.
124. Graber, a. a. O. S. 341.
125. A. Lauffer, „Niederdeutsche Volkskunde“. Leipzig 1923, S. 117.
126. a. a. O. S. 107.
127. Pfannenschmidt, a. a. O. S. 104.
128. Nach einem Aufsatz von W. Scheuermann, „Ein Erntedanklied der Cherusker“, in der „Deutschen Zeitung“ vom 30. 9. 1934.
129. a. a. O. S. 91.
130. a. a. O. S. 240.
131. Ich verweise auf meinen Aufsatz „Eine ostfränkische Kirchweih und ihre Sinndeutung“ in Heft 53 der N.S. Monatshefte v. Ernting 1934.
132. a. a. O. S. 69.
133. Pfannenschmidt, a. a. O. S. 245.
134. Ders., a. a. O. S. 249/250.
135. Ders., a. a. O. S. 269.
136. a. a. O. S. 319.
137. a. a. O. S. 52.
138. a. a. O. S. 253/256.
139. a. a. O. S. 151.
140. Graber, a. a. O. S. 313.
141. Pfannenschmidt, a. a. O. S. 271.
142. Ders., a. a. O. S. 285/86.
143. Ders., a. a. O. S. 269.
144. Zum größten Teil habe ich sie selbst in meinem Heimatdorf Heinersreuth bei Bayreuth miterlebt; gute Sammlungen enthalten Heimatblätter wie das „Bayreuther Land“, 9. Jg. Nr. 2, 1935, oder das Sonderheft „Hummelgauer Volkstum“ der „Fränkischen Heimat“, März 1934.
145. H. Löns, „Für Sippe und Sitte“.
146. Pfannenschmidt, a. a. O. S. 269.
147. Im Oberstdorfer Gemeinde- und Fremdenblatt vom 5. 8. 1923.
148. Koren, a. a. O. S. 91.
149. Pfannenschmidt, a. a. O. S. 119.
150. Ders., a. a. O. S. 42.
151. Ders. S. 128.
152. Koren, a. a. O. S. 170.
153. Graber, a. a. O. S. 349 f.
154. Pfannenschmidt, S. 209 u. 488.
155. Um 1900 in Hannover gesungen.
156. Pfannenschmidt, a. a. O. S. 207.
157. Graber, a. a. O. S. 159 f.
158. Kärnten, Graber, a. a. O. S. 169 f.
159. Graber, a. a. O. S. 270 f.
160. Marzell, a. a. O. S. 80.

Einschlägiges Schrifttum

Clauß, L. F., Die nordische Seele. 13.—20. T. München 1934.
Darré, R. Walter, Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse. 3. Aufl. München 1933.
Die Edda. Übersetzungen von K. Simrock und F. Genzmer.
Gauch, Herman, Die germanische Odal- oder Allodverfassung. 2. Aufl. Berlin 1934.
Grimm, Jakob, Deutsche Mythologie. 4. Aufl. 1875—78.
— Deutsche Rechtsaltertümer. Göttingen 1854.
Grimm, Gebr., Deutsche Sagen. 3. Aufl. 1891.
Günther, Hans F. K., Rassenkunde des deutschen Volkes. 14. u. 15. Aufl. München 1930.
Heusler, A., Germanentum. Heidelberg 1934.
Kummer, Bernhard, Midgards Untergang. Leipzig 1927.
— Die germanische Weltanschauung nach altnordischer Überlieferung. Leipzig 1933.
Neckel, G., Germanisches Heldentum. Jena 1934.
— Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen.
Runge, Fr. W., Das Buch des deutschen Bauern. Berlin 1935.
Sammlung Thule, Altnordische Dichtung und Prosa. Diedrichs, Jena.
Thule. Ausgewählte Sagas von altgermanischen Bauern und Helden. Herausgeg. v. K. Reichart, Jena.
Wirth, H., Der Aufgang der Menschheit. Jena 1928.
— Das heißt deutsch. Jena 1931.
— Die Heilige Urschrift der Menschheit. Leipzig 1936.

Volkskundliches

(Die Angabe der mit Stern versehenen Werke ist keiner uneingeschränkten Empfehlung gleichzusetzen.)

*Fehrle, E., Deutsche Feste und Volksbräuche. Leipzig-Berlin 1927.
Hahne-Niehoff, Deutsche Bräuche im Jahreslauf. Halle 1935.
*Koren, H., Volksbrauch im Kirchenjahr. Salzburg 1934.
*Marzell, H., Die Pflanzen im deutschen Volksleben. Jena 1925.
Metzner, E., Die deutschen Vornamen. Berlin 1934.
Pastor, E., Deutsche Volksweisheit in Wetterregeln und Bauernsprüchen. Berlin 1934.

Pfannenschmidt, H., Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Cultus mit bes. Beziehung auf Niedersachsen. Hannover 1878.

Retzlaff, Hans, Bildnis eines deutschen Bauernvolkes. Die Siebenbürger Sachsen. Berlin 1934.

— Volksleben im Schwarzwald. Berlin 1935.

— Deutsche Bauerntrachten. Berlin 1934.

Riehl, W. H., Die Volkskunde als Wissenschaft. 7. Aufl. Stuttgart 1910.

— Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik.

Scheuermann, W., Woher kommt das Hakenkreuz? Berlin 1934.

*Spamer, W., Die deutsche Volkskunde. Berlin 1934.

Spieß, K. v., Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur. Berlin 1934.

— Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn. 2. Aufl. Berlin 1935.

*Stonner, A., Die deutsche Volksseele im christlich-deutschen Volksbrauch. München 1935.

Strobel, Hans, Brauchtum und Sitte des deutschen Volkes. Langensalza 1936. (30 S.)

Weigel, K. Th., Lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße. Berlin 1934.

— Runen und Sinnbilder. Berlin 1935.

Ziegler, Matthes, Volkskunde auf rassischer Grundlage. Nat.-soz. Monatshefte 53, 1934

*Landschaftliche Volkskunden

Brunner, K., Ostdeutsche Volkskunde. Leipzig 1925.

Graber, G., Volksleben in Kärnten. Graz 1934.

Lauffer, O., Niederdeutsche Volkskunde. Leipzig 1923.

Lehmann, E., Sudetendeutsche Volkskunde. Leipzig 1926.

Leoprechting, K. Frh. v., Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde. München 1855.

Peßler, W., Niedersächsische Volkskunde. Hannover 1925.

Sartori, P., Westfälische Volkskunde. Leipzig 1929.

Schullerus, A., Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde. Leipzig 1926.

Wrede, A., Rheinische Volkskunde. Leipzig 1919.

Ein ausführliches Schrifttumsverzeichnis zu allen volkskundlichen Gebieten enthält: Deutsche Volkserziehung, Heft 3: Volkskunst Volkskunde. Berlin 1934.

Bilderverzeichnis

Stichwortverzeichnis